
ΦΒΚ
AUDACES FORTUNA JUVAT
ELIJAH CLARENCE HILLS

ELIJAH CLARENCE HILLS • 1867-1932



Elijah Clarence Hills was, from 1922 till his death, first a Professor of Spanish and then Professor of Romance Philology at the University of California. A native of Illinois, reared in Florida, he graduated from Cornell in 1892 and studied in Paris; he was successively professor in Rollins College, in Colorado College, librarian of the Hispanic Society of America, and head for romance languages at Indiana University. For his distinguished achievements in Spanish philology, he was made Knight Commander of the Royal Order of Queen Isabel.

In Professor Hills were combined vast and precise learning with extraordinary humanity. Though a grammarian and philologist, his teaching implied the great world. He had a talent for friendship: capable of the seclusions of the scholar and editor and born to an inviolable personal dignity, he possessed also an uncommon social charm which exercised itself in widening circles. His charity showed as kindliness, deference, tolerance, the sharing of the possessions his long labors had accumulated. He was a wise collector of books, and specialized in Spanish lexicons. Mrs. Hills presented to the University of California his collection of books, one of which is here inscribed to his memory.

QUELLEN UND METHODIK

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

W. SCHUM, H. BRESSLAU, G. GRÖBER
UND A. TOBLER.

ZWEITE VERBESSERTE UND VERMEHRTE AUFLAGE.

Sonderabdruck aus der zweiten Auflage des I. Bandes von Gröbers Grundriss der romanischen Philologie.

STRASSBURG
KARL J. TRÜBNER
1904.

Inhalt.

I. ABSCHNITT.

DIE QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

A. DIE SCHRIFTLICHEN QUELLEN

VON

WILHELM SCHUM,

ÜBERARBEITET VON

HARRY BRESSLAU*.

Dass Heimat und Entstehungszeit der schriftlichen Überlieferung eines Sprachdenkmales bei der Beurteilung seines litterarischen und philologischen Wertes wesentlich in Betracht zu ziehen sind, bedarf keines besonderen Beweises. Da nun aber nur eine Minderzahl namentlich der älteren epigraphischen und handschriftlichen Überlieferungen sprachlich bedeutsamer Denkmäler mit ausdrücklichen Angaben über die Zeit und den Ort ihrer Entstehung versehen ist, so muss man aus den Formen der Schrift und der übrigen Ausstattung Aufschluss darüber zu gewinnen suchen. Seitdem mit dem späteren 17. Jahrhundert die Wahrheit des hier an der Spitze stehenden Satzes erkannt war[1], ist man daher

* Der Beitrag, den mein verstorbener Freund W. Schum zu diesem Grundriss geliefert hat, ist s. Z. mit lebhaftem Beifall aufgenommen, von den eigentlichen Paläographen aber nicht in dem Masse beachtet worden, wie er es verdient hätte, und einigen von ihnen, wie es scheint, ganz unbekannt geblieben. Bei seiner Neubearbeitung für die zweite Auflage habe ich die Abschnitte, die sich auf die vorkarolingische Bücherschrift beziehen, und diejenigen, die mit der Urkundenlehre zusammenhängen, einer sehr durchgreifenden Umgestaltung unterwerfen müssen. Viel geringerer Änderungen bedurften die Ausführungen über die spätere Bücherschrift, zumal über die der drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, die in den meisten der landläufigen Hand- und Lehrbücher der Paläographie ungebührlich vernachlässigt sind. Die Schriftentwicklung dieser Spätzeit kannte Schum vortrefflich; ich habe mich hier, abgesehen von einigen Berichtigungen, zumeist auf Zusätze aus der neueren Litteratur beschränken können, wobei es selbstverständlich weder sehr nützlich noch ausführbar gewesen wäre, alle in den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten Abbildungen romanischer Texte zu verzeichnen und zu besprechen, sondern eine Auswahl der bezeichnenderen und wichtigeren Erscheinungen geboten war: besonders Charakteristisches hoffe ich nicht übersehen zu haben. Die Altersbestimmungen Schums habe ich zumeist stehen lassen; obwohl ich glaube, dass sie nicht selten allzu sicher auftreten und zu enge Grenzen ziehen, verdienen sie doch als Äusserungen eines Paläographen, der eine grosse Handschriftenkenntnis mit guter Beobachtungsgabe vereinigte, m. E. volle Beachtung; nur bitte ich, hier wie sonst zu berücksichtigen, dass überall da, wo im folgenden Texte in der ersten Person Singularis geredet wird, Schum der Redende ist, nicht ich. H. Bresslau.

[1] Über die von hier ab datierende Geschichte der Paläographie als Wissenschaft vergleiche u. a. W. Wattenbach, *Schriftwesen*[3], S. 1—36.

auch in den Ländern romanischer Zunge unablässig bemüht gewesen, Materialien zur mittelalterlichen Schriftkunde zu sammeln, sowie die Entwicklung der Schriftformen kritisch zu durchforschen und methodisch darzustellen; einen ganz besonderen Aufschwung verdanken diese Studien und Forschungen aber den Fortschritten, die die Kunst der Handschriftenabbildung in unseren Tagen gemacht hat[1]. Allerdings sind diese Bestrebungen, die älteren wie die neueren, bei der Stellung, die das Lateinische als Geschäfts- und Gelehrtensprache im Mittelalter einnahm, unmittelbar viel weniger den in den Volkssprachen sich bewegenden Überlieferungen zu gute gekommen; nur mittelbar ist die graphische Kritik der letzteren insofern hierbei gefördert worden, als die Entwicklung der Schrift in ihnen keine andere gewesen ist als in den lateinischen In- und Handschriften: wer im Mittelalter schreiben lernte, hat sich — soweit wir das Schulwesen jener Zeit übersehen können — lateinischer Vorlagen und Texte zuerst bedient. Wenn wir es also versuchen wollen, die Schriftentwicklung in den Überlieferungen der wichtigsten romanischen Sprachdenkmäler in grossen Zügen zusammenfassend darzustellen und die sichersten Handhaben, die diese zu wissenschaftlicher Kritik bietet, mit möglichster Schärfe und Kürze hervorzuheben, so werden wir doch immer ab und zu einen Blick auf die gleichzeitige lateinische Paläographie und Epigraphik zu werfen haben. Überdies dürfen wir uns einer Prüfung der Entwicklungsperioden nicht ganz entschlagen, in denen nur einzelne Namen, technische Ausdrücke u. s. w. mitten in lateinischen Texten von dem Vorhandensein einer Volkssprache Zeugnis ablegen und die Feder der Gebildeten zwar noch lateinisch, aber in von klassischen Mustern durch Wortbildung, Grammatik und Syntax ebenso abweichenden als dem Volksdialekte nahestehenden Formen schrieb.

Wie die römische Kultur und Bildung in Frankreich und Spanien alle eigenen geistigen Leistungen, die aus den Kreisen der alt eingesessenen Bevölkerung hervorgegangen sein mochten und zu erblühen im Begriff waren, überflutete, verschüttete und vernichtete, so ist auch schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters die römische Schrift in jenen Gebieten die allein gültige und herrschende geworden. Von den wenigen uns erhaltenen gallischen Steindenkmälern zeigt nur eine Minderzahl rein keltischen Wortlaut; in den übrigen erscheinen zuerst weniger, später mehr lateinische Worte neben der alten Landessprache, und gleichen Schritt mit dieser Umbildung scheint die Verdrängung der ursprünglich gebräuchlichen griechischen Schrift durch das lateinische Alphabet zu halten; nur gelegentlich tauchen neben letzterem noch einige eigentümliche, entweder von den Kelten selbst erfundene oder aus der altetruskischen Schrift entlehnte Zeichen auf[2]. Kein besseres Geschick hat den in Italien und Spanien während der grossen Wanderung eindringenden germanischen Stämmen gelächelt: in Ravenna fügen zwar um die Mitte des 6. Jahrhunderts gotische Priester ihre Unterschriften in der Muttersprache mit den für diese aus den Elementen des griechischen, lateinischen und Runen-Alphabetes durch Ulfila geschaffenen Schriftzeichen in ein von einem römischen Notar entworfenes Instrument ein[3], und die einst von Knittel entdeckten Wolfen-

---

[1] Die vornehmlichsten Leistungen auf diesem Gebiete werden im Verlaufe vorliegender Abhandlung bei einzelnen Veranlassungen aufgeführt werden.

[2] J. Becker, *Die inschriftlichen Überreste der keltischen Sprache* in Kuhn und Schleichers *Beitr. z. vergl. Sprachforsch.* III, 182 u. 183.

[3] F. Massmann, *Die gothischen Urk. von Neapel u. Arezzo* (Wien 1838)

bütteler Fragmente der gotischen Bibelübersetzung[1] stammen sicherlich aus Spanien oder aus dem südlichen Frankreich; auf die Dauer haben indes auch diese Völker ihre eigene Bildung selbst gegen die im Verfall begriffene römische Kultur nicht behaupten können, die inzwischen einen allgewaltigen Bundesgenossen in der ihr stammesverwandten Kirche gefunden hatte. Die modifizierte griechische (cyrillische) Schrift, deren sich mit den umwohnenden Slaven die Rumänen im 16. Jahrhundert in den ältesten uns bekannten Aufzeichnungen und Büchern in rumänischer Sprache (s. unten Darstell. Teil, I. T., Abschn. I, B. 3) und mehrfach noch im 19. Jahrhundert bedienten, kommt hier nicht in Betracht.

ALLGEMEINE LITTERATUR: J. Mabillon, *De re diplomatica libri VI* (Paris 1681). *Nouveau traité de diplomatique par deux religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur* (Paris 1750 bis 1765). Natalis de Wailly, *Eléments de paléographie* (Paris 1838). M. Prou, *Manuel de diplomatique latine et française* (2. Aufl., Paris 1892). Reusens, *Eléments de paléographie* (Löwen 1897—99. 2 Tle.). E. M. Thompson, *Handbook of Greek and Latin Paleography* (2. Aufl., London 1894). W. Wattenbach, *Anleitung zur lateinischen Paläographie* (4. Aufl., Berlin 1886). A. Merino de Jesu Christo, *Escuela paleographica ó de leer letras antiguas desde la entrada de los Godos en España hasta nuestros tiempos* (Madrid 1780). J. Muñoz y Rivero, *Paleografia visigoda* (Madrid 1881). Derselbe, *Paleografia diplomatica española* (Madrid 1880). Derselbe, *Nociones de diplomatica española* (Madrid 1881). Ribeiro, *Dissertações chronologicas e criticas sobre a historia e jurisprudencia ecclesiastica e civil de Portugal* (Lissabon 1810—35. 5 Bde.). Fumagalli, *Delle istituzioni diplomatiche* (Mailand 1802). A. Gloria, *Compendio delle lezioni teorico-pratiche di paleografia e diplomatica* (Padua 1870). P. Datta, *Lezioni di paleografia e di critica diplomatica sui documenti della monarchia di Savoia* (Turin 1834). M. Russi, *Paleografia e diplomatica de' documenti delle provincie Napoletane* (Neapel 1883). C. Paoli, *Programma scolastico di paleografia latina e di diplomatica* (Florenz 1888—1900. 3 Tle.; deutsch von Lohmeyer (Innsbruck 1889—1902. 3 Tle.). W. Wattenbach, *Das Schriftwesen des Mittelalters* (3. Aufl., Leipzig 1896). H. Bresslau, *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien* (Leipzig 1889). A. Giry, *Manuel de diplomatique* (Paris 1894).

NACHSCHLAGEWERKE FÜR ABKÜRZUNGEN: J. L. Walther, *Lexicon diplomaticum* (Göttingen 1745). L. A. Chassant, *Dictionnaire des abréviations latines et françaises* (5. Aufl., Paris 1884). A. Cappelli, *Dizionario di abbreviature latine ed italiane* (Mailand 1899). Derselbe, *Lexicon abbreviaturarum. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen* (Leipzig 1901). Ein Verzeichnis lat. und franz. Abkürzungen ist dem oben erwähnten Handbuch von Prou angehängt. Für Spanien kann das freilich nicht sehr lobenswerte Buch von R. Alvarez de la Braña, *Siglas y abreviaturas latinas con su significado* (Leon 1884) erwähnt werden. Vgl. auch C. Paoli, *Le abbreviature nella paleografia latina del medio evo* (Florenz 1891). Ganz neue Wege gehen die unten S. 240 zu erwähnenden Arbeiten von Traube.

[1] F. A. Knittel, *Ulphilae versio Gothica nonnullorum capitum epistolae Pauli ad Romanos* (Braunschweig 1720). Die abradierte gotische Schrift ist mit spanischer Kursive wohl im 8. Jahrhundert überschrieben.

I. EPIGRAPHIK.

A. RUNEN.

Nur einzelne Zeichen des Runenalphabetes, das von den auf römischem Boden sesshaft gewordenen germanischen Stämmen bis dahin für kürzere epigraphische Aufzeichnungen benutzt wurde, scheinen ein ferneres Dasein gefristet zu haben. Wie in Burgund eine der wichtigsten runischen Inschriften auf einem silbernen Schmuckgegenstand aufgefunden worden ist[1], so ist es kaum zweifelhaft, dass auch Goten, Franken und Langobarden auf römischem Boden noch die Runenformen gebrauchten. Es wäre daher an sich keine Unmöglichkeit, dass bei der Mischung dieser Stämme mit der römischen Bevölkerung Runen vereinzelt in lateinische Stein- und Erz-Inschriften Aufnahme gefunden hätten; eine eigentümliche Form des Q (ᛉ), die sich in einer *Inschrift aus Albigny* findet[2], dürfte nicht gerade beweisend für eine solche Vermutung sein; zweifelhaft ist es auch, ob in den Münzen westgotischer Könige[3] das D (þ), bei dem der Schaft[4] weiter nach oben und unten über die Ansätze des Bogens hinaus verlängert ist, für die Rune thorn zu halten ist; dagegen steht das Vorkommen der runischen Form für F (ᚠ) in mehreren *Inschriften* aus der Gegend von *Amiens* ausser Frage[5]. Ausserdem erscheint in einer der letzteren eine absonderliche Gestalt des L (ᛕ), bei der der sonst horizontale Balken schräg nach unten gelegt ist und von der Mitte des Schaftes seinen Ausgang nimmt; dasselbe ist ausserdem in einer jetzt *Mainzer Inschrift* der Fall, in der auch noch bei E (E) der Schaft über die Ansätze der Balken oben und unten verlängert ist[6]; anderweit kommen die eigenartigen E- und L-Formen teils allein, teils nebeneinander in älteren Inschriften aus Spanien[7] und in dem Veroneser Ciborium aus der Zeit um 722[8] vor; es liegt daher nahe in diesen Stücken einen gewissen Einfluss des Runenalphabetes zu erkennen.

B. RÖMISCHE MAIUSKELSCHRIFT.

Sonst begegnet man in lateinischen Inschriften[9] den bekannten römischen Kapitalbuchstaben bald in festen, feinen und schönen Zügen, bald in roheren, unregelmässigen und unsicheren Gestalten, die man als rustikale zu bezeichnen pflegt. Neben der Kapitalschrift erscheint der andere Zweig

[1] Über die Spange von Charnay vgl. Baudot, *Mémoire sur les sépultures des barbares de l'époque Mérovingienne découvertes en Bourgogne et spécialement à Charnay* (Dijon und Paris 1860), S. 40 ff. und neuerdings Henning, *Die deutschen Runendenkmäler* (Strassburg 1889), S. 47 ff.; Wimmer, *Die Runenschrift* (Berlin 1887), S. 77 ff.

[2] Le Blant, *Inscriptions chrétiennes de la Gaule anterieures au VIIIe siècle* I, S. 37, Nr. 13.

[3] Abbildungen bei Heiss, *Description générale des monnaies des rois Wisigoths d'Espagne* (Paris 1872), besonders pl. 1—4.

[4] So empfiehlt es sich wohl der Kürze halber die vertikalen Buchstabenteile zu nennen, wogegen die horizontalen als «Balken» zu bezeichnen wären.

[5] Le Blant a. O. S. 427 Nr. 323, S. 428 Nr. 325.

[6] Le Blant a. O. S. 454 Nr. 339.

[7] Aem. Hübner, *Inscr. Hisp. christ.* Nr. 117, 120, 121, 281.

[8] Maffei, *Museum Veron.* S. CLXXXI u. *Nouv. traité* II pl. 29 S. 641; auch bei F sind hier die Balken schräg nach oben gerichtet.

[9] Zur Paläographie der Inschriften vgl. im allgemeinen E. Le Blant, *Paléographie des inscriptions latines du IIIe siècle à la fin du VIIe* (Paris, 1898); R. Cagnat, *Cours d'épigraphie latine* (3. Aufl., Paris 1898); S. Ricci, *Epigrafia latina* (Mailand 1898); J. Egbert, *Introduction to the study of Latin inscriptions* (London 1896).

Epigraphik S. 208—212.

Westgotische Königs-Münzen.

Inschrift aus Amiens.

Spanische Inschriften.

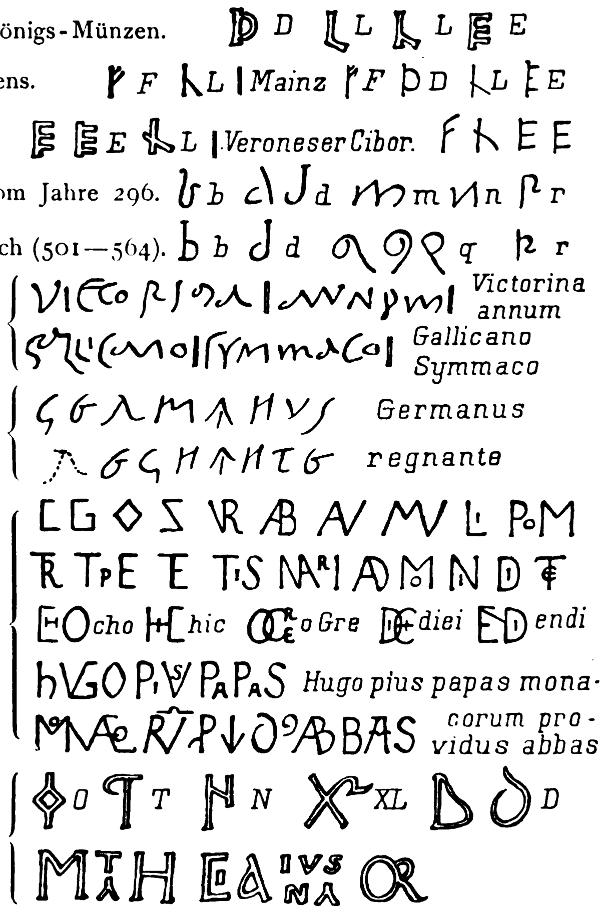
Kursive Formen: aus Rom vom Jahre 296. / aus Frankreich (501—564).

Römische Inschr. vom Jahre 330.

Inschr. von S. Eloi aus dem 6. Jahrh.

Eckige Formen, Ligaturen und Verschränkungen aus der Zeit bis zum 12. Jahrh.

Aus spanischen Inschriften.

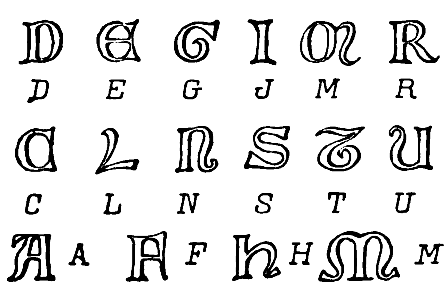


Gotische Maiuskeln.

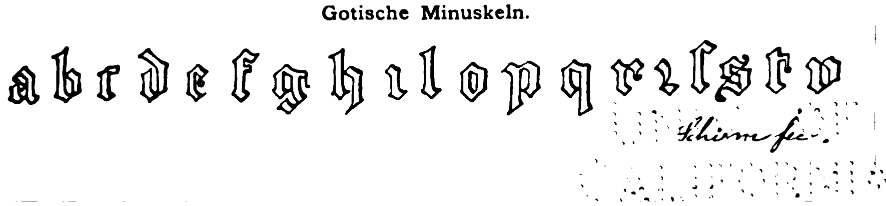
Siegel des deutschen Kaisers Heinrichs V.

Siegel der Stadt Gelnhausen.

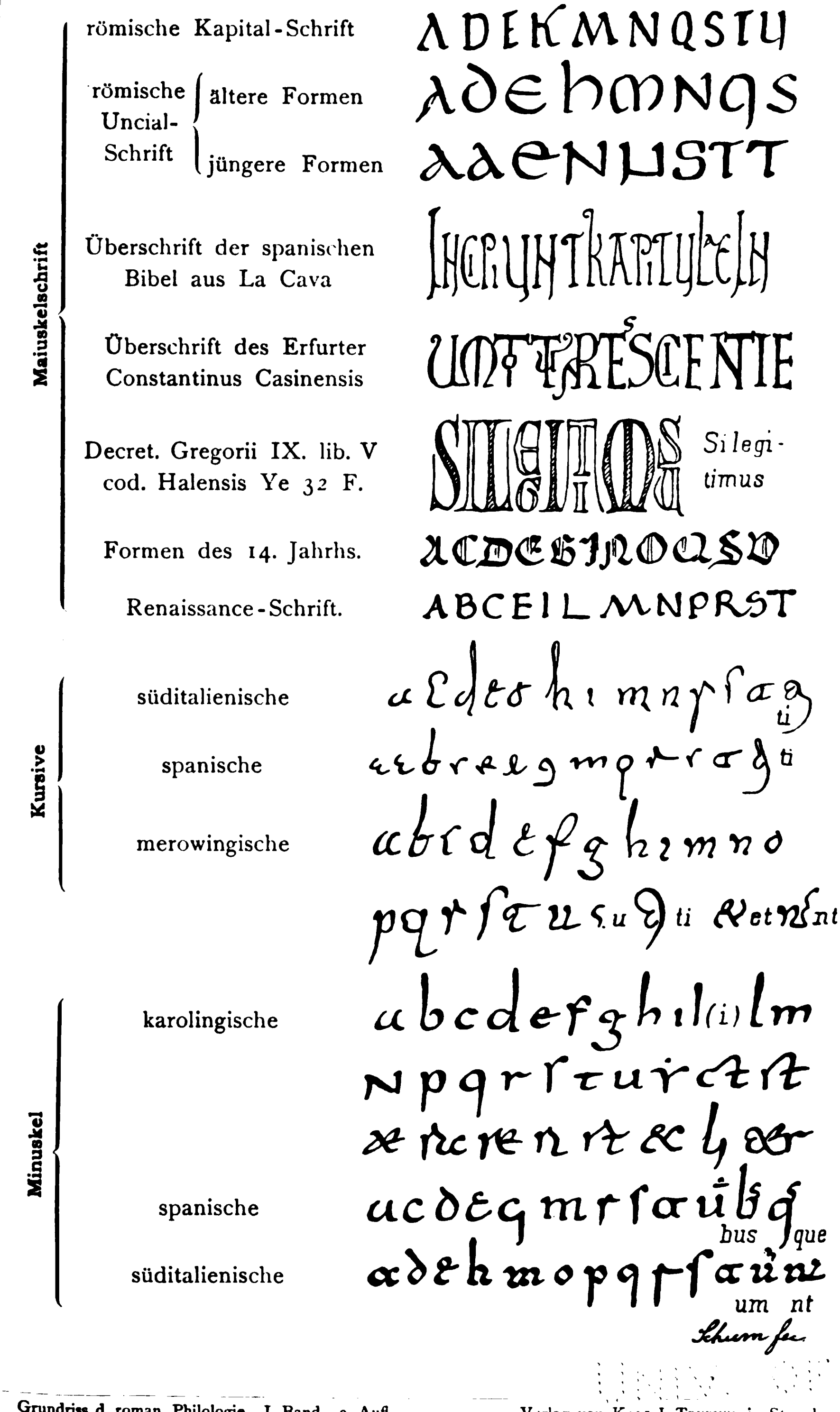
Siegel französischer Könige.



Gotische Minuskeln.



Paläographie S. 212—220.



Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg

der Maiuskelschrift, die Unciale, teils selbständig, teils trifft man auf eine Mischung beider, in der bald die Elemente der einen, bald die der anderen überwiegen. Nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse scheint es indes nicht ratsam, aus dem Vorhandensein oder dem Grade dieser Mischung, aus der Sicherheit und Unsicherheit der Formen irgend einen Schluss auf das Alter der betreffenden Inschrift zu ziehen. Zuverlässiger weist eine etwaige Durchsetzung solcher Inschriften mit einzelnen Elementen der Kursivschrift[1] auf eine jüngere Zeit der Entstehung, und zwar in Frankreich auf spätere Epochen noch als in Italien; während sich an Inschriften der römischen Katakomben schon seit dem Ende des 3. Jahrhunderts das Eindringen von Kursivbuchstaben[2], wie man sie sonst nur aus den Pompejanischen Graffitti und aus den Wachstafeln des 1. und 2. Jahrhunderts kennt, beobachten lässt, sind in Frankreich ähnliche Stücke erst aus dem frühen 6. Jahrhundert nachweisbar; eine ganz kursive *Inschrift von La-Chapelle-Saint-Eloi* aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts[3] hat grosse Ähnlichkeit mit einer römischen vom Jahre 330[4]. Erst mit der karolingischen Zeit verschwindet diese Hinneigung zur Kursive, und man beginnt sich bei der Herstellung der Maiuskeln einer grösseren Regelmässigkeit und Genauigkeit zu befleissigen, ohne indes die grundsatzlose Nebeneinanderstellung von Kapital- und Uncialformen aufzugeben. Gleichzeitig kommt eine andere, in den Anfängen vielleicht noch weiter zurückliegende Neuerung mehr und mehr zur Geltung: man gestaltet die Buchstaben eines Wortes verschieden gross, um sie zur Raumersparnis hie und da über einander zu stellen oder in einander zu schieben und zu verschränken; auch von der seit Alters bekannten Methode, zwei auf einander folgende Buchstaben so mit einander zu verbinden, dass ein Teil der Züge beiden gemeinschaftlich angehört, macht man einen ausgiebigen Gebrauch; bei C, G, O und S giebt man überdies eckigen Formen den Vorzug vor den bis dahin und später wieder üblichen runden und natürlicheren Gestalten[5]. In Spanien, wo man die oben geschilderten Buchstabenverbindungen oder Ligaturen ganz besonders pflegte, gab man dem T dadurch schon seit dem mittleren 8. Jahrhundert eine absonderliche Gestalt, dass die linke Hälfte des Balkens halbkreisförmig nach unten gebogen wurde, während man den Diagonalstrich und den zweiten Schaft des N um die Hälfte kürzte, sodass der zweite Teil des Buchstabens gewissermassen in der Luft schwebt[6]. So blieb es ohne irgend welche auffällige Änderungen bis zum 12. Jahrhundert und es ist somit schwer, undatierte Inschriften vom 9. Jahrhundert bis dahin einem bestimmten kürzeren Zeitraume zuzuweisen.

[1] b, d, q, r finden sich am ehesten in kursiver Gestalt; vergl. A. et A. Allmer, *Atlas des inscript. de Vienne* Nr. 279 6 v. 501, Nr. 280 v. 564; Le Blant, *Inscriptions* I, 73 Nr. 34, S. 136 Nr. 60, S. 179 Nr. 88.

[2] I. B. de Rossi, *Inscriptiones christianae urbis Romae VII. saeculo antiquiores* I, Nr. 21 vom J. 296, sowie deutlicher Nr. 38 v. 330 u. Nr. 55 v. 339.

[3] Le Blant a. O. I, 194 Nr. 98.

[4] De Rossi a. O. I, Nr. 38.

[5] Siehe z. B. die den Namen Pippins nennende Inschr. aus S. Germain *Nouv. traité* II pl. 31 S. 653 und die eines angeblich unter Karl d. Gr. geschenkten Reliquien-Kastens aus Clermont, ebenda II pl. 27 S. 606; überaus charakteristisch für alle Eigentümlichkeiten dieser Zeit ist die sicher dem 10. Jahrh. angehörige Inschr. Nr. 332 bei Allmer a. O., ebenso bei Hübner, *Insc. Hisp.* Nr. 276 von 1048.

[6] Hübner a. O. Nr. 128 v. 762. Die aus Spanien stammenden Inschr. sind auch an der eigentümlichen Bildung des XL durch bogenförmiges Herunterziehen und Durchkreuzen des nach rechts gewandten Balkens des X kenntlich. Als Zeichen für 500 steht ferner regelmässig ein Uncial-D.

C. GOTISCHE MAIUSKELN.

In das 12. Jahrhundert gehören Inschriften mit Buchstabenformen in der alten Weise, an denen indes ein grösserer Schwung bemerkbar ist[1] und bei denen die Schäfte oben und unten durch eine breite, in ihrem mittleren Teile hie und da eingebogene Linie begrenzt werden, sowie Denkmäler, bei denen das C und das der Unciale entnommene E durch eine Bogenlinie auf der rechten Seite geschlossen sind (C, E), das M aus einem Kreise, an den ein Haken angesetzt wird, oder aus einem mittleren Schafte mit zwei Haken an beiden Seiten besteht (M, M), und endlich das N aus einem Schafte und einem von der Spitze desselben ausgehenden Haken gebildet wird (N). An Siegeln lässt sich das allmähliche Aufkommen dieser Neuerungen am ehesten chronologisch verfolgen: eins der späteren des deutschen Kaisers Heinrich IV. ist das älteste, welches das neue, handschriftlich schon früher vorkommende M zeigt; im Kaiser-Siegel seines Sohnes kommen zuerst neben der schwungreichen Bildung der Buchstaben die oben geschilderten Formen des E und M zugleich vor[2], ohne dass sie in den Siegeln der Nachfolger bis auf Heinrich VI.[3] wieder erschienen. In den Siegeln der französischen Könige trifft man das neue M zuerst unter Ludwig VII. und Ansätze dazu schon unter Ludwig VI., das E und die modernere Gestaltung der Buchstaben im allgemeinen dagegen erst unter Philipp II.[4], während in den päpstlichen Bleisiegeln der Gesamtcharakter schon unter Eugen III. gotisch ist und das veränderte N unter Coelestin III. Eingang findet[5]. Zu diesen Neuerungen gesellt sich allmählich auch eine Umbildung des A, F, L und T[6], sowie eine weitere Modifizierung des M (M); und man hat sich in ebenso unerklärlicher Weise, wie es bei der Einteilung und Bezeichnung der Baustile geschehen ist, gewöhnt, eine so geartete Maiuskelschrift als gotische der früher gebräuchlichen römischen gegenüber zu

---

[1] Schon auffällig an der Inschr. eines Messergriffes bei F. de Guilhermy, *Insc. de la France du Ve siècle au XVIIIe* V, 95, die daselbst in die Zeit von 1067—1097 gesetzt wird.

[2] *Neues Archiv der Gesellsch. f. ältere deutsche Gesch.-Kunde* VI, 573 und C. Heffner, *Die deutschen Kaiser- und Königssiegel* (Würzb. 1875) Taf. 3 Nr. 29.

[3] Ebend. Taf. 4 Nr. 37 u. 38. Stark zur gotischen Form neigt ein C im Siegel Friedrichs I. (eb. Taf. 5 Nr. 33).

[4] Mabillon a. O. S. 431; *Trésor de numismatique et glyptique* pl. 3 Nr. 2, 3 u. 5; A. Luchaire, *Etudes sur les actes de Louis VII* (Paris 1885) pl. 5.

[5] *Mitth. des Instituts für österr. Geschichtsf.* Bd. III, Tafel zu W. Diekamp, *Päpstl. Urk.-Wesen*, Nr. 12 ff. u. 24. In den päpstlichen Urkunden selbst begegnen die neuen Formen für M und N schon unter Nicolaus II., s. v. Pflugk-Harttung, *Chartarum pontif. Romanor. specimina selecta* (Stuttg. 1885—1887) Taf. 30.

[6] Ein unsicheres Hin- und Herschwanken zwischen den alten und neuen Formen zeigen recht deutlich Nr. 374 u. 375 von 1164 u. 1165 im *Atlas des inscriptions antiques et du moyen âge de Vienne* par Aug. et Adr. Allmer; selbst 1195 ist, wie aus Nr. 384 ersichtlich, der gotische Charakter noch nicht völlig durchgedrungen. Datierte Belege für das Vorkommen gotischer Maiuskeln in italienischen Inschriften aus der ersten Hälfte des 13. Jhs. (mit Abbildungen) hat Wickhoff in den *Mitth. des Instituts f. österr. Geschichtsf.* X, 249 ff. zusammengestellt. In Deutschland finden sich die neuen Formen für N und M schon in Inschriften aus der Zeit nach 1120, vgl. die Dedicationsinschrift des Banthusspitals in Trier von 1124 und die Mainzer Bronzethore mit dem Privileg Erzbischof Adalberts I. bei F. X. Kraus, *Christl. Inschriften der Rheinlande* II, Nr. 239. 340. Inschr. in got. Maiuskeln, die erheblich älter als Mitte des 12. Jahrhs. sein sollen, müssen aber als spätere Nachahmungen älterer Vorlagen angesehen werden; so ist Allmer Nr. 344 eine dem Jahre 1216 angehörende Erneuerung der von 887 datierten, in römischer Maiuskel angefertigten Originalgrabplatte, von der sich noch ein Bruchstück nach Ausweis von Nr. 343 erhalten hat. Ebenso kann die Heppenheimer Steintafel mit dem Jahr 805 weder in diese Zeit noch in die der Ottonen gehören, in die Kraus II, Nr. 193 sie setzen möchte.

stellen; um die wirkliche Heimat dieser neuen Mode mit Sicherheit festzustellen, reichen die obigen Daten noch nicht aus.

D. GOTISCHE MINUSKELN.

Als «gotisch» pflegt man auch eine Minuskelschrift, die seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts zuerst in Frankreich[1] und wenig später auch in Deutschland in Inschriften auftaucht, zu bezeichnen. Zu dieser Bezeichnung scheint der Anlass darin gesucht werden zu müssen, dass man noch lange in den Minuskelinschriften gotische Maiuskelformen für die Initialbuchstaben beibehielt, wie man erst mit der Aufgabe der gotischen Schrift überhaupt auch von der Anfertigung ganzer Inschriften in gotischen Maiuskeln abging[2]. Wie es betreffs letzterer nicht leicht ist zu entscheiden, ob ein undatiertes Stück dem 13. oder 14. Jahrhundert angehört, so ist auch die erwähnte epigraphische, gotische Minuskel sich das 14. und 15. Jahrhundert hindurch fast gleich geblieben. Ursprünglich ist sie nichts als eine Übertragung und Nachahmung der seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts immer eckiger und schärfer gebildeten Bücherminuskel auf Stein und Metall[3]; und erst unter dem Einflusse der lebendigeren Beschäftigung mit dem klassischen Altertum hat man sich in Italien mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts von der Herrschaft sowohl jener sog. gotischen Minuskel wie der Maiuskel allmählich befreit.

E. RÖMISCHE KAPITALSCHRIFT DER RENAISSANCE.

Dem so gegebenen Anstosse ist man, wie in der Wissenschaft überhaupt, so auch auf dem Gebiete der Epigraphik anderswo zumeist gern und bald gefolgt, nur in Frankreich hat es auffällig lange gedauert, ehe man sich zur Annahme der Renaissanceformen der lateinischen Kapitalschrift entschloss. Nachdem das zweite Siegel Ludwigs XII., in dem seine italienische Politik einen besonderen Ausdruck fand, bereits mit einer Umschrift in römischen Kapitalen und Uncialen versehen war[4], findet man im Majestätssiegel Franz' I. wieder gotische Maiuskeln[5]; nur in dem von Franz in Gemeinschaft mit Papst Leo X. bei Besiegelung des Konkordates gebrauchten Stempel kehrt die lateinische Kapitalschrift wieder und wird nun von den Nachfolgern festgehalten[6]. Ebenso erscheint die gotische Minuskel länger

[1] Eine Inschrift in Minuskel vom Jahre 1270 bei Guilhermy V. 303 dürfte kaum authentisch sein; zu den ältesten sicheren Inschr. gehört wohl eine v. 1324 eb. IV, 219, dann folgt eine von 1326 eb. I, 494, ferner andere aus den Jahren 1327 eb. I, 74, 1336 eb. I, 485, 1339 eb. II, 135, 1341 eb. I, 76, IV, 15, 1344 eb. V, 74, 1349 eb. IV, 4. Dagegen kann ich der im *Nouv. traité* II pl. 31 S. 654 gegebenen spanischen Inschr. vom Jahre 1032, in der Bücherminuskel auf Stein nachgeahmt sein soll, kein rechtes Vertrauen schenken.

[2] Siehe unten das Nähere; unter den französischen Königen führt die Minuskel zum ersten Male Karl VII. († 1461) in seinem Nebensiegel, *Trésor de numism.* pl. 12 Nr. 2; die Frauen der königlichen Familie haben eher den Neuerungen gehuldigt: das Siegel Johannas, der Frau Philipps VI., die 1340 starb, zeigt schon Minuskel, eb. pl. 8 Nr. 2. In den Adelssiegeln findet sich die Minuskel noch früher.

[3] Das einzige mir bekannte Beispiel für ein früheres Vorkommen von einzelnen Buchstaben vorgotischer Bücherminuskel in Inschr. ist Nr. 1883 bei Guilh. V, 268, die nach letzterem in das frühere 12. Jahrh. gehören soll, mir aber jünger erscheint; die Buchstaben sind übrigens eingeritzt, auch kommt unter ihnen ein Maiuskel-M gotischen Charakters vor.

[4] *Trésor de Numismatique* pl. 14 Nr. 2.

[5] Ebenda pl. 15 Nr. 1a.

[6] Ebenda pl. 15 Nr. 2 u. 3. In den Bullen finde ich zuerst unter Eugen IV. röm. Kapitalschr. s. de Wailly a. O. II, pl. U.

und in grösserem Umfange als in Deutschland in den Inschriften französischer Grabsteine[1]; selbst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erblickt man hier nur spärlich die römischen Formen[2].

II. PALÄOGRAPHIE DER HANDSCHRIFTEN.

A. DIE MAIUSKELSCHRIFT.

Geradezu ähnliche Erscheinungen zeigen die bei Überschriften und als Initialen verwendeten Maiuskelformen. Recht früh schon scheint es üblich gewesen zu sein bei Texten, die in Uncialschrift geschrieben waren, Kapitalbuchstaben für die Überschriften und Unterschriften grösserer Abschnitte, sowie als Initialen zu verwenden; der umgekehrte Fall ist, soweit ich es übersehe, in den Zeiten, wo man noch einen grossen Teil der Hss. in Kapitalschrift anzufertigen pflegte, überaus selten vorgekommen; häufiger findet er sich erst seit dem 9. Jahrhundert, wo man nach längerer Vernachlässigung des Gebrauches der Kapitalschrift vereinzelt bei Herstellung grösserer Texte wieder zu ihr griff. Für die Überschriften der Texte in Halbuncialschrift und in Kursive scheute man sich ebensowenig wie in den Inschriften, eine Mischung aus beiden Maiuskelalphabeten zu wählen; dazu befleissigte man sich in der Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert gerade keiner allzugrossen Feinheit und Zierlichkeit in diesen Bildungen, wie sehr man sonst auch bemüht war, sie durch Anwendung greller Farbenzusammenstellungen von Grün, Gelb und Rot, sowie durch Einzeichnen von allerlei verschlungenen Ornamenten, wie von Vogel-, Fisch- und Schlangengestalten, besonders zu beleben. Von der Zeit Karls d. Gr. ab bis zum Ende des 10. Jahrhunderts treffen wir wieder auf ebenso schöne als einfache Gestalten, denen man die Nachahmung oft mehrerer, nicht immer gleichzeitiger, altrömischer Muster ansieht[3]. Mit Vorliebe giebt man auf der pyrenäischen Halbinsel einzelnen Buchstaben eckige Gestalten, während man zugleich doch wieder zu Verschnörkelungen neigt; ausser den oben geschilderten Eigentümlichkeiten des N und T wird H, I und L erheblich nach oben verlängert und werden in den Überschriften gern die Worte abwechselnd rot und schwarz oder rot und blau geschrieben; die alte *Bibel aus La Cava*[4] muss schon wegen dieser Ornamentik, aber auch nach sicheren paläographischen Anzeichen eher von der Hand eines Spaniers herrühren. Die Anbringung zahlreicher Ligaturen, Verschränkungen und Ineinanderschiebungen ist indes auch im südlichen Frankreich[5] und in Italien in dieser Zeit sehr beliebt, und diese Sitte erhält sich namentlich in letzterem

---

1 Stücke von 1558 u. 1568 bei Guilhermy a. O. I, 39 u. 117, von 1612 ebenda II. 622.

2 Die ältesten dieser Art bei Guilh. a. O. I, 405 gehören in die Zeit von 1506—11, dann folgt daselbst zuerst wieder eine vom Jahre 1521.

3 Ein besonderes Merkmal, wie L. Traube es einmal (*Neues Archiv* XXVII, 268) ausgedrückt hat, gleichsam die Fabrikmarke der karolingischen Schreibschule von Tours ist die Verwendung der Halbunciale für Kapitelanfänge oder sonstige besonders hervorzuhebende Stellen in Handschriften kirchlicher aber auch klassischer Texte, vgl. L. Delisle, *L'école calligraphique de Tours. Mémoires de l'Institut. Académie des inscriptions* XXXII, 1, 29 ff.

4 *Cod. dipl. Cavensis* I, tav. 1. 2. Dass die Handschrift spanischen, nicht langobardischen Ursprunges sei, war bereits in der ersten Auflage dieses Grundrisses bemerkt worden; es war aber schon vorher von C. Paoli im *Arch. stor. italiano* 4. Serie III, 255 f. eingehend nachgewiesen.

5 *Palaeographical Society* I, pl. 62 *Regulae S. Benedicti* aus der Diöcese von Nîmes vom Jahre 1129. Auch ein gotisches Maiuskel-N u. T findet sich hier.

Lande selbst unter dem Einfluss der Gotik, dem von den Bücherschreibern weniger Widerstand entgegengesetzt worden zu sein scheint als von den Steinmetzen und Stempelschneidern. Eine derartige Überschrift mit mehreren gotischen Maiuskelformen bietet schon die in Erfurt befindliche italienische Hs. des *Pantechnon des Constantin von M. Cassino* vom Jahre 1147[1] und auch die Überschrift einer *Bibel aus Floreffe* bei Namur, die um 1160 gefertigt sein kann[2], lassen ein weiteres Eindringen der Gotik erkennen[3]. Nicht minder ausgebildet ist seit dem frühen 13. Jahrhundert in Italien der Gebrauch, die Buch- und Kapiteltitel, sowie auch die Anfangsworte der Texte in abwechselnd roten und blauen, teils stark verlängerten teils verkürzten gotischen Maiuskeln, die man bald in einander, bald über einander stellt, zu schreiben[4], sodass umgekehrt da, wo eine solche Ausstattung vorliegt, mit Sicherheit auf die Entstehung der betreffenden Hss. in Italien zu schliessen ist. Der Süden ist es gleichfalls, wo die gotischen Maiuskelformen als Anfangsbuchstaben kleinerer Abschnitte seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts starke Verschnörkelungen und Verzerrungen erleiden[5]; die geringere oder deutlichere Ausprägung dieser Bildungen ist oft die einzige Handhabe, die später sich so überaus ähnlichen Minuskel-Hss. näher nach dem ausgehenden 13. oder nach dem beginnenden 15. Jahrhundert hin zu legen. Schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts wird endlich die gotische Maiuskel in den Initialen durch die römische Kapitalschrift[6] wieder verdrängt, während man anderwärts an ihr noch lange festhält; aber die Überschriften schreibt man, wie es sich seit dem 13. Jahrhundert eingebürgert hatte, noch spät in vergrösserter und etwas verzierter Minuskel oder Kursive[7].

Schwierigkeiten mancherlei Art macht es noch immer, die Herkunft und die Entstehungszeit ganzer in Maiuskelschrift geschriebener Texte zu beurteilen[8]; die uns erhaltenen Kapitale-Handschriften älterer Zeit sind zwar, soweit wir urteilen können, sämtlich in Italien entstanden; dass man aber in der karolingischen Periode auch solche Codices trefflich nachzuahmen verstand, zeigt der berühmte *Psalter von Utrecht*[9]: nachdem die verschiedensten und weit auseinander gehenden Vermutungen über Ort und Zeit seiner Entstehung aufgestellt waren, ist es erst neuerdings der Forschung gelungen, und zwar mit grösserer Sicherheit durch die Untersuchung seiner Illustrationen und seiner Abkürzungen als durch die seiner Buchstabenformen, festzustellen, dass er früh im 9. Jahrhundert in der Diöcese Reims geschrieben ist[10]. Nicht ganz so schwer, aber darum noch

---

[1] Man vergleiche meine *Exempla codd. Amplonianorum Erfurtensium* (Berlin 1882) Tafel 9 u. 10.

[2] *Pal. Soc.* I, pl. 213.

[3] Über die päpstlichen Urkunden s. schon oben S. 210[5]. Seit dem zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts finden sich namentlich in dem *'in perpetuum'* der Adresse sowie in dem *'amen'* am Ende der päpstlichen Privilegien, aber bisweilen auch sonst gotische Maiuskelformen, vgl. v. Pflugk-Harttung, *Specimina* Taf. 60 ff.

[4] Diese Methode ist besonders beliebt in den älteren Hss. der Dekrete Gregors IX.

[5] S. *Ex. codd. Amplon. Erf.* Taf. 28 u. die Mehrzahl der Abbildungen ital. Hss. aus dem 14. Jahrh. in der *Palaeographical Society*.

[6] Ihr allmähliches Eindringen zeigen *Pal. Soc.* I, pl. 250 von 1412 u. pl. 252 von 1433.

[7] Wie z. B. in der dem 2. Viertel des 15. Jahrh. angehörigen Hs. der Prosa-Version des *Roman de la Violette*, aus der die Ausgabe der poet. Fassung von Francisque Michel mehrere Abb. u. S. XXVI eine Beschreibung bringt.

[8] Vgl. Wattenbach in den *Sitzungsberichten der Berliner Akademie* 1889 S. 143 ff.

[9] Vollständig reproduziert durch die Paläographische Gesellschaft (London 1875).

[10] Vgl. Durrieu in *Mélanges Julien Havet* (Paris 1895) S. 639 ff. und Goldschmidt im *Repertorium für Kunstwissenschaft* XV, 156 ff., dazu Traube im *Neuen Archiv* XXVII, 273 ff. — In rustikaler Kapitale ausgeführt sind auch die dem Psalmentext

nicht leicht, ist die Lösung jener Fragen hinsichtlich der Handschriften in Uncialschrift, durch welche die Kapitale im 6. Jahrhundert fast ganz verdrängt worden zu sein scheint, und hinsichtlich derjenigen in halbuncialer Schrift, die, unmittelbar aus der Unciale entwickelt, aber einzelne Formen auch der Kursive entlehnend, seit der Mitte oder dem Ende des 5. Jahrhunderts neben jener hergeht. Wir haben so zahlreiche Handschriften dieser Art[1], und unter ihnen sind immerhin so viele, deren Datierung sicher ist und deren Entstehungsort sich aus inneren oder äusseren Gründen ermitteln lässt, dass es an Anhaltspunkten für die Beurteilung der übrigen nicht mangelt. Ausser den Schriftformen selbst sind freilich auch andere Merkmale genau zu beobachten; insbesondere wichtig ist das Abkürzungssystem (s. unten S. 240), aber auch die Orthographie und die sprachlichen Formen kommen wesentlich in Betracht. Näher auf diese alten Handschriften einzugehen, ist indes für den Zweck unserer Darlegungen nicht erforderlich, da Texte in romanischer Sprache dabei nicht in Frage kommen.

Auch die aus der Halbunciale abgeleitete Minuskelschrift der Iren und Angelsachsen, die man mit Traube[2] unter dem Namen der insularen Schrift zusammenfassen und der festländischen gegenüberstellen kann, ist aus dem gleichen Grunde hier nicht ausführlicher zu besprechen. Sie ist zwar mit den irischen und angelsächsischen Missionaren auf das Festland vorgedrungen und hat die weitere Entwicklung der Schrift in manchen Klöstern Deutschlands, Frankreichs und selbst Italiens beeinflusst; aber sie selbst ist für romanische Texte, soviel bisher bekannt ist, nicht verwandt worden. Und in England wird sie in der Zeit nach der normannischen Eroberung wesentlich nur für englische Texte gebraucht; nur einige Urkunden aus der ersten Zeit nach 1066 zeigen angelsächsische Schrift; wenn man aber in französischer Sprache schrieb, bediente man sich auch der in Frankreich üblichen Buchstabenformen.

B. DIE MINUSKELSCHRIFT.

1. Die Kursive in Italien, im fränkischen Reiche und in Spanien.

Nicht sehr viel wichtiger ist für unsere nächsten Zwecke die Kursivschrift, die ursprünglich ausschliesslich, oder wenigstens hauptsächlich für den geschäftlichen Verkehr, seit dem 7. Jahrhundert aber sehr vielfach auch für die Herstellung von Büchern verwendet wurde. Über den Boden des ganzen römischen Reiches verbreitet, hat sie sich schon, ehe es zu ihrer Verwendung in Bücherhandschriften kam, stark differenziert; und indem in den verschiedenen Provinzen des einstigen Römerreiches, ja auch in verschiedenen Gegenden eines und desselben Landes die Aus-

---

vorangehenden und ein später eingelegtes Blatt in dem *Psalter aus dem Augustins-Stift zu Canterbury*, jetzt im Britischen Museum (Abbildungen *Palaeographical Society* I, pl. 18. 19. *Catalogue of ancient manuscripts in the British museum* pl. 12—15). Die Entstehung in England ist sicher; die Herausgeber setzen ihn um 700 an; man kann indessen den Zweifel, ob der Text nicht näher an die aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts herrührende Glosse heranzurücken ist, nicht unterdrücken.

[1] Abbildungen bei Zangemeister-Wattenbach, *Exempla codicum latinorum litteris maiusculis scriptorum* (Heidelberg 1878); Châtelain, *Paléographie des classiques latins* (2 Bde. Paris 1884 ff.); Derselbe, *Uncialis scriptura codicum latinorum novis exemplis illustrata* (2 Bde. Paris 1901—1902) und in zahlreichen anderen neueren paläographischen Publikationen.

[2] *Sitzungsberichte der bayerischen Akademie* 1900, S. 470 ff.

bildung eigenartiger und scharf von einander zu unterscheidender Formen stattfand, ist die Beurteilung der in solcher Schrift hergestellten Texte ungleich leichter als die der bisher besprochenen. Dabei ist es freilich mit der herkömmlichen Einteilung dieser Kursive in langobardische, westgotische und merovingische Schrift nicht getan; und insbesondere mit der Zusammenfassung sehr verschiedener Schriftarten unter dem Namen langobardische Schrift muss völlig gebrochen werden[1]. Weder in Italien, noch im Frankenreiche, ja nicht einmal in Spanien hat in vorkarolingischer Zeit ein einheitlicher Schrifttypus geherrscht. Die Scheidung muss viel mehr ins einzelne gehen; und sie wird dazu imstande sein, je mehr der Blick auf das bei anscheinender Übereinstimmung abweichende gerichtet und dafür geschärft wird. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Aufgabe an dieser Stelle nicht gelöst werden kann; überhaupt ist die Zeit zu ihrer vollständigen Lösung kaum schon gekommen, und hier müssen einzelne Bemerkungen genügen.

Im Westen Oberitaliens hat sich in dem von dem h. Columban und irischen Mönchen im Anfange des 7. Jahrhunderts gegründeten Kloster Bobbio ein besonderer, stark von insularen Einflüssen beherrschter Typus der Kursivschrift ausgebildet; zu den ältesten hier hergestellten Handschriften gehört der jetzt in Wien befindliche Codex, der die für die romanische Sprachgeschichte wichtige *Appendix Probi* enthält[2]. Im Osten der oberitalienischen Ebene ist in Verona eine ansehnliche Kursivschrift auch zur Herstellung von Büchern benutzt worden[3]. Aus Mittelitalien sind Kursivhandschriften weniger bekannt[4]; in Rom und seinem nächsten Gebiet scheint man überhaupt die Kursive für Bücherschrift nicht benutzt zu haben, sondern unmittelbar von der Maiuskel zur fränkischen Minuskel übergegangen zu sein. Dagegen hat sich im Süden der Halbinsel, hauptsächlich in den angesehenen Klöstern von Monte Cassino und La Cava[5], eine eigentümliche, ursprünglich ebenfalls stark von kursiven Elementen durchsetzte Schriftart entwickelt, die für die Paläographie von erheblicher Bedeutung geworden ist. Man hat sie auch noch in neuerer Zeit als langobardisch oder beneventanisch bezeichnet; aber da ihre Herrschaft über den Bereich des alten Herzogtums Benevent und der aus diesem hervorgegangenen, sogenannten langobardischen Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno hinausgeht[6], wird ihr vielleicht besser der allgemeinere Name der süditalienischen Schrift gegeben werden können. Ihre volle

[1] Es ist das grosse Verdienst Traubes hierauf immer wieder und immer nachdrücklicher hingewiesen und dadurch der paläographischen Forschung neue Wege gezeigt zu haben.

[2] Abbildung aus *Cod. Vindobon.* 17 bei der Ausgabe des 3. Teiles der Appendix von W. Förster, *Wiener Studien* XIV, 278 ff. Nächst verwandt ist die Schrift des *Vindobon.* 16 (Abbildung bei Châtelain, *Paléogr. des class.* pl. 153; Chroust, *Mon. palaeogr.* XI, 2. 3) und des *Neapolitanus* IV. A. 8 (Abb. *Mon. Germ. Gesta pontif. Roman.* I, tab. 4; *Archivio paleografico italiano* II, tav. 63—65). Diese Hss. gehören wohl noch dem Ende des 7. und dem 8. Jahrhundert an. Spätere Schriftproben aus Bobbio siehe u. a. bei Steffens, *Lat. Palaeogr.*, Taf. 25 Nr. 3 aus dem 8. und *Palaeogr. Society* I, pl. 92 vielleicht aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts.

[3] Vgl. z. B. Zangemeister-Wattenbach, *Exempla* tab. 29. 30.

[4] Ein Beispiel aus Lucca *Mon. Germ. Gesta pontif. Roman.* I, tab. 1. 2.

[5] Später auch in S. Vincenzo am Volturno, S. Sophia zu Benevent u. a. m.

[6] Ein frühes Beispiel aus Neapel giebt der Schluss der *Gesta epp. Neapolit.* im Vatic. 5007, *Mon. Germ. SS. rer. Langob.* tab. 5; Capasso, *Monum. ad Neapol. ducatus hist. pertinentia* I, tab. 1[b]; im Jahre 1064 unterschrieben neapolitanische Geistliche in süditalienischer Minuskel (ebenda tab. 8). Aus Bari sei eine schöne Urkunde von 952, ganz in süditalienischer Schrift, erwähnt (*Cod. dipl. Barese* I, facs. 1), mit der eine andere von 1131 (ebenda facs. 5) verglichen werden mag.

kalligraphische Ausbildung hat diese Schrift erst in der karolingischen und nachkarolingischen Zeit erlangt[1].

Die im fränkischen Reiche am meisten gebrauchte Kursivschrift ist derjenigen nächst verwandt, die in der Kanzlei der Könige üblich war, und wird daher ganz passend als merowingische Bücherschrift bezeichnet. Die Buchstaben haben zumeist ungefüge, oben und unten breit ausladende, in der Mitte zusammengeschnürte Gestalten; auch die Schäfte haben am oberen Ende starke keulenförmige Ansätze und verdicken sich oft wieder nach unten. Immerhin sind sie in Büchern regelmässiger gebildet und weniger an einander gedrängt als in Urkunden; auch die Ligaturen sind in jenen nicht so zahlreich und nicht so sehr verschnörkelt als in diesen[2]. Wie weit sich innerhalb dieser merowingischen Bücherschrift einzelne Schreibschulen unterscheiden lassen, ist noch nicht genügend untersucht worden. Dagegen giebt es Spielarten der fränkischen Schrift, die einen wesentlich anderen Charakter aufweisen. So hat sich in einigen Klöstern Nordfrankreichs in frühkarolingischer Zeit ein eigentümlicher Typus einer eleganten Halbkursive[3] ausgebildet, für den die Gestalt des offenen a besonders charakteristisch ist: nicht bloss in der Ligatur mit einem vorangehenden Buchstaben, sondern auch alleinstehend wird das a so geformt, dass sein erster Strich oben nach links, statt nach rechts umgebogen ist (ꭒ); wenn man für diesen, früher ohne jeden Grund unter den Sammelnamen langobardisch einbezogenen Typus den Ausdruck Schrift von Corbie gebraucht, so bezeichnet man damit nur einen der Orte, an denen sie zu Hause war[4]. Dass sich auch im Gebiet von Chur und St. Gallen am Ende des 8. oder am Anfang des 9. Jahrhunderts ein besonderer Schrifttypus entwickelt hat, in dem die Minuskel noch stark mit kursiven Elementen durchsetzt ist, sei hier nur deswegen erwähnt, weil man auch auf einzelne Handschriften dieser Art, so auf das für den Bischof Remedius von Chur geschriebene *St. Galler Sacramentar*[5] den Ausdruck langobardisch angewandt hat.

Auch in Spanien ist die Kursivschrift schon sehr früh ihre eigenen Wege gegangen und hat sehr mannigfaltig verschiedene Formen hervorgebracht. Auf ihre ältere Geschichte näher einzugehen ist jedoch für unsere Zwecke nicht erforderlich; die spätere Entwicklung dieser Schrift,

---

[1] S. unten S. 218ff. Ein frühes Beispiel (8. Jahrhundert) giebt der *Bambergensis H. J.* IV. 15, Facsimile in der Ausgabe von Gregor von Tours, *De cursu stellarum* von F. Haase im *Breslauer Universisätsprogramm* von 1853.

[2] Gute Abbildungen merowingischer Bücherschrift u. a. bei Sickel, *Mon. graphica* IV. 3; Delisle, *Notices et extraits* XXXI, 2, 162; *Cabinet des manuscrits* pl. XIV, 1; *Album paléographique* pl. 12; *Catal. of ancient manusc. in the British museum* pl. 29. 30; Arndt, *Schrifttafeln*[3], Taf. 35a; Chroust, *Mon. palaeogr.* V, 4; Steffens, *Lat. Palaeogr.* Taf. 30a u. s. w. — Facsimiles merowingischer Urkunden bei A. Letronne, *Diplomata et chartae Merovingicae aetatis* (Paris 1848) und J. Tardif, *Facsim. de diplômes Méroving. et Carloving.* (Paris 1866).

[3] Vgl. L. Traube in *Abhandl. der Münchener Akademie*, Phil. Cl. XIX, 330f.

[4] Abbildungen u. a. bei de Rossi, *Inscript. christianae urbis Romanae* II, 72 (Steffens, *Lat. Palaeographie*, Taf. 30b); Prou, *Manuel de Paléographie* pl. 3[b]; *Palaeogr. Society* I, pl. 8. 9; Mabillon, *De re diplomatica* S. 353 Nr. 2; Delisle, *Notice sur un ms. mérovingien de la bibl. roy. de Belgique*, pl. 3; *Monumenta palaeographica sacra* (Turin 1899), tav. 8. 2. Mehrere von diesen Hss. sind ziemlich sicher zu lokalisieren.

[5] Facsimile *Palaeogr. Soc.* I, pl. 185. Wenn M. Tangl, der (Arndt-Tangl, *Schrifttafeln*[3], Taf. 71b) eine in der Schrift verwandte St. Galler Urkunde von 762 abbildet, Bedenken dagegen äussert, dass man auf Hss. dieser Art den Ausdruck «*Schrift von Corbie*» anwende, so beruht das auf einem Missverständnis; L. Traube, der jenen Ausdruck aufgebracht hat, hat ihn für die rätisch-St. Galler Gruppe nie gebraucht, vgl. *Abhandlungen der Münchener Akademie*, Hist. Classe XXI, 652.

die von dem nördlichen Nachbarlande aus beeinflusst worden ist, wird uns ohnehin noch zu beschäftigen haben.

2. DIE KAROLINGISCHE MINUSKEL.

Wie die rechtlichen und staatlichen Einrichtungen, die sich im fränkischen Reiche in dem karolingischen Zeitalter ausgebildet haben, für das ganze abendländische Europa massgebend geworden sind, so ist auch die Geschichte der lateinischen Schrift im Mittelalter durchaus von den Neubildungen abhängig, die in diesem Reiche in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts eingetreten sind[1]. Vorbereitet waren diese Neuerungen längst, und an den verschiedensten Orten begegnet man mehr oder minder gelungenen Versuchen im Sinne der Richtung, die am Ende des Jahrhunderts den Sieg davon getragen hat; aber dass sie diesen Sieg gewann, dass die Schriftreform in so verhältnismässig kurzer Zeit eintrat, und dass sie im grossen und ganzen im ganzen Reiche einen so einheitlichen Charakter erhielt, das darf man aller Wahrscheinlichkeit nach mit Recht auf den Einfluss zurückführen, der vom Hofe Karls d. Gr. und von seiner gelehrten Umgebung ausging[2].

Ob es jemals gelingen wird, die Entstehungsgeschichte dieser karolingischen Schriftreform bis ins einzelne aufzuklären, ist sehr zweifelhaft; ihr Ergebnis aber liegt klar zu Tage. Seit den letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts verschwindet die merowingische Kursive und an ihre Stelle tritt eine Schreibweise, die sich hauptsächlich an die spätrömische, auch im Frankenreiche wohlbekannte Halbunciale anschliesst. Dieser sind im Wesentlichen die Buchstabenformen entlehnt, nur werden sie kleiner und handlicher gebildet, auch mit Ausnahme des N alle Reste der Uncialschrift beseitigt[3]. Am meisten an die alte Kursive erinneren noch die offene Form des a (cc) und eine Minderzahl bequemer und handlicher Ligaturen, von denen man sich nicht sogleich losmachen konnte; auch in der keulenförmigen Gestaltung der Oberschäfte zeigt sich noch der Zusammenhang mit den alten Überlieferungen. In gewissem Sinne hat man in karolingischer Zeit diese Bildungen sogar noch gefördert und vielleicht übertrieben; die Worttrennung und sorgfältigere Interpunktion ist erst im weiteren 9. Jahrhundert zu ihrem Rechte gekommen. Die so beschaffene Schrift, die wir uns als karolingische Maiuskel zu bezeichnen gewöhnt haben, und in der — wohl noch vor Schluss des 8. Jahrhunderts — eins der ältesten romanischen Sprachdenkmäler, die *Casseler Glossen* geschrieben sind[4], ist nun nicht nur der Ausgangspunkt für eine weitere

[1] Dass die im Folgenden besprochene Minuskelschrift in Italien, nicht im Frankenreiche entstanden sei, hat Sickel, *Wiener Sitz.-Ber.* 117 n. 7 S. 19f. vermutet, und seiner Ansicht haben sich jüngere italienische Paläographen angeschlossen; doch fehlt es völlig an ausreichender Begründung für diese Meinung. Auch für den *Psalter von Montpellier* mit karolingischen Litanien aus der Zeit von 783—793, in denen einige romanische Worte begegnen (Abb. *Album paléographique* T. 17; Monaci, *Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filologia neolatina* tav. 84) scheint trotz der Bemerkungen Sickels a. O. 20ff. Entstehung in Südfrankreich am wahrscheinlichsten zu sein. Vgl. auch Traube, *Neues Archiv* XXVI, 229f.

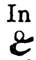
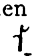
[2] Von der Schreibschule von Tours, die auf die kalligraphische Ausbildung der Minuskel so grossen Einfluss ausgeübt hat, ist schon oben S. 212[3] die Rede gewesen.

[3] Wie weit insulare Einflüsse, die man wohl mit Unrecht ganz in Abrede gestellt hat, auf die Entstehung der karolingischen Minuskel eingewirkt haben, bedarf noch der Untersuchung.

[4] Abb. als Beilage zu W. Grimms Ausgabe in den *Abhandlungen der Berliner Akad.* für 1846, S. 425—511; Monaci, *Facsimili*, tav. 7—11; über das Alter der Schrift vgl. Sickel a. O. S. 13 N. 4. Daselbst S. 12f. Verzeichnis guter Facsimiles ältester Minuskelhss., das nach neueren Publikationen noch zu vervollständigen ist.

organische Entwicklung in den folgenden Jahrhunderten geworden und hat sich im fränkischen Kaiserreiche diesseits wie jenseits der Alpen und Pyrenäen ein unbeschränktes Herrschaftsgebiet erobert und behauptet, sondern sie hat auch auf die von der spanischen und süditalienischen Schrift beherrschten Gebiete einen massgebenden Einfluss geübt.

3. Die süditalienische und spanische Minuskel.

Beiderseits beginnt mit dem 9. Jahrhundert eine ähnliche Umwandlung des kursiven Charakters der Schrift: man lässt mehr und mehr von den überhäufigen, schwer zu entziffernden Ligaturen ab, bildet die einzelnen Buchstaben in allen ihren Teilen vollständiger und ausdrucksvoller und gelangt so zuerst zu einer Kurrentschrift und schliesslich zu einer durchaus minuskelartigen Form. In der süditalienischen[1] wie in der spanischen[2] Schrift erhalten nun — auch abgesehen von dem allgemeinen Charakter der Schriftzüge — gewisse Buchstaben durchaus eigenartige und sich im grossen und ganzen gleich bleibende Gestalten, durch die sie sich sowohl von einander wie von der karolingischen Minuskel deutlich und leicht erkennbar unterscheiden. In Süditalien sind in dieser Hinsicht besonders die Formen von  für a,  für e,  für r,  für t zu beachten, die teils selbständig, teils in zahlreichen Ligaturen auftreten; dazu kommen noch eigentümliche, umgebogene Ansätze an den unteren Enden der Schäfte bei d, h, i, l, m und n; als allgemeines Abkürzungszeichen wird mit Vorliebe ein wellenförmiges, senkrecht über die Zeile gesetztes Strichelchen verwandt (ủ = um). In Spanien ist  für g der am meisten charakteristische Buchstabe, aber auch  oder — besonders in der Ligatur —  für e,  für r,  für s sind bemerkenswert, und ein ganz unverkennbares Merkmal der spanischen Schrift ist auch hier das allgemeine Abkürzungszeichen, ein kurzer Horizontalstrich mit einem darübergesetzten Punkte (ū̇ = um). Dazu kommt, dass man sich in Spanien in einzelnen Teilen der Schrift einer ausgeprägten Steifheit, in anderen schwungvoller und schnörkeliger Rundungen, in Süditalien aber überaus eckiger und gebrochener, fast gitterartiger Gestalten befleissigt, die seitens französischer Paläographen zur Einführung des Ausdruckes «*lombard brisé*» für die späteren Gestaltungen der süditalienischen Schrift Anlass gegeben haben. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erreicht die mit dem 9. Jahrhundert einsetzende und stetig immer weiter greifende Entwicklung ihren Abschluss. Ihre kalligraphische vollendetste Ausbildung aber hat die süditalienische Schrift in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erreicht. An dessen Ende — genauer zwischen 1098 und 1117 — ist die Originalhs. des Cassineser Historikers *Leo von Ostia* entstanden[3], und der geringere oder grössere Grad in der Durchführung der hier erkennbaren Eigentümlichkeiten kann dafür bestimmend sein, anderweit vorkommende Hss. älter oder jünger anzusetzen. Hiernach

[1] Ausser zahlreichen Einzelabbildungen ermöglichen das Studium der süditalienischen Schrift die *Bibliotheca Casinensis*, der *Codex diplomaticus Cavensis* und die *Paleografia artistica* von O. Piscicelli-Taeggi.

[2] Für die Entwicklung der spanischen Schrift sind die oben S. 207 erwähnten Werke und die ausgezeichneten *Exempla scripturae Visigothicae* von G. Loewe und P. Ewald (Heidelberg 1883) zu vergleichen.

[3] W. Arndt, *Schrifttafeln*³, Taf. 38; *Mon. Germ.* SS. VII, tab. 4; Chroust, *Monumenta palaeographica* X, 2. Auch die Vergleichung mit der oben S. 215⁵ erwähnten *Urkunde aus Bari* und dem *Breviar aus Montecassino* in der Pariser Nationalbibliothek (vgl. Batiffol in den *Mélanges Julien Havet* S. 201, mit Facsimile), das ziemlich sicher in das Jahr 1099 gesetzt werden kann, wird bei solchen Altersbestimmungen nützlich sein.

würde die handschriftliche Überlieferung des sogenannten *Ritmo Cassinese* weder ins 13. Jahrhundert[1], noch an das Ende des 11. Jahrhunderts, wie es früher geschah, sondern in die Mitte oder 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen sein[2]. Von diesem Zeitpunkte ab werden infolge veränderter Kulturverhältnisse Werke in süditalienischer Schrift überhaupt immer seltener; das letzte Beispiel, das Piscicelli-Taeggi bringt, gehört aber erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Schon vorher ist in Spanien die nationale Schrift verdrängt worden. Ob hierauf die angeblichen Beschlüsse eines Concils vom Jahre 1091, das nach zwei Schriftstellern des 13. Jahrhunderts den Gebrauch jener Schrift im falschen Verdachte ihres Zusammenhanges mit Ulfilas verboten haben soll, Einfluss ausgeübt haben, muss noch dahingestellt bleiben[3]: eine unmittelbare Wirkung haben solche Beschlüsse, wenn sie überhaupt gefasst sind, jedenfalls nicht gehabt. Bis zum Ende des ersten Drittels des 12. Jahrhunderts bleibt die spanische Schrift die vorherrschende; seitdem wird ihr Gebiet mehr und mehr durch das Eindringen der fränkischen Minuskel eingeengt, und etwa seit dem Ende des Jahrhunderts verschwindet sie gänzlich aus dem Gebrauch; der Codex der Madrider Akademie-Bibliothek, der die *Gesta Roderici Campidocti* enthält, aus dem Ende des 12. und die Escurial-Hs. des *liber de consolatione rationis* aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts zeigen fränkische Schrift[4]. Am längsten haben sich die spezifisch spanischen Formen in Asturien und Gallicien erhalten[5]; in den Abbildungen der Monumenta Portugalliae[6] folgt auf eine Urkunde von 1108 in spanischen Formen ein Diplom von 1123 in fränkischer Minuskel. In der Mark Barcelona und dem aus ihr hervorgegangenen Reiche von Catalonien ist die spanische Schrift überhaupt nicht nachweisbar; wie dies Gebiet seit Karl d. Gr. zur fränkischen Monarchie gehörte, so wurde es auch von der fränkischen Schrift erobert[7]. Andererseits ist es allerdings auch nicht unmöglich, dass man sich hie und da auch im westlichen Südfrankreich bei schriftlichen Aufzeichnungen spanischer Schrift oder einer Mischung aus ihr und der fränkischen Schrift bedient habe. Auf eine Entstehung in einem der beiderseitigen Grenzgebiete weist dadurch wenigstens ein Hs.-Bruchstück des *Liber sapientiae* auf der Hallischen Universitäts-Bibliothek[8]: die Schrift im grossen und ganzen ist trotz einiger Absonder-

---

[1] A. Gaspary, *Ital. Litter.-Gesch.* I, 49.

[2] I. Giorgi und G. Navone in der *Rivista di filologia Romanza* II, 2, 98, wo auch eine Abbildung zu finden ist. Abbildung auch bei Monaci, *Facsimili* tav. 93.

[3] Vgl. Morel-Fatio in *Bibliothèque de l'École des chartes* XLII, 71 ff., der gegen Muñoz für die Glaubwürdigkeit der Angaben des Rodericus von Toledo und des Lucas von Tuy eintritt und annimmt, dass der Beschluss über die Schrift mit der Annahme der römischen Liturgie zusammenhängen könne.

[4] Amador de los Rios, *Historia crítica de la literatura española* II, 175, 244 u. facs. 4 u. 5. Die in der ersten Auflage dieses Grundrisses versehentlich ins Jahr 1122 gesetzte Hs. der *Versus ad pueros* (Amador de los Rios II, facs. 2; jetzt gedruckt *Mon. Germ. Poetae aevi Carolini* II, 92), die spanische Schrift zeigt, gehört ins 10. Jahrhundert, vgl. Ewald, *Neues Archiv* VI, 334.

[5] Muñoz, *Paleografia visigoda* S. 35. 38.

[6] *Leges et consuetudines* I, 343.

[7] Eine im Jahre 1012 in Barcelona geschriebene Hs. des Escurial (Löwe-Ewald, Tafel 39) zeigt rein fränkische Minuskel. Zahlreiche Unterschriften von Grafen und Herren des Gebietes der Mark, die einer Papyrusurkunde Silvesters II. von 1002 für das Kloster S. Cucufato (Orig. im Archiv zu Barcelona, Abbildung im historischen Seminar zu Strassburg) unmittelbar nachher und in der nächsten Zeit hinzugefügt sind, weisen dieselbe Schrift auf.

[8] Ya 4, Q. Fast spanisch ist die *Enquête de Fontjoncouse* (Dép. de l'Aude) von 834 geschrieben, *Musée des Archives départementales* tab. 4, Nr. 5.

lichkeiten als fränkische Minuskel anzusehen, doch trifft man an einer Stelle auf eine spezifisch spanische Ligatur von t mit i, auf die im ganzen Mittelalter fast ausschliesslich in Spanien übliche Schreibweise *quum* statt *cum* und auf die Bezeichnung von Abkürzungen durch zwei kleine Striche mit einem darübergesetzten Punkt. Hörte man nun zwar auch zur oben angegebenen Zeit in Italien und Spanien auf, jene besonderen Schriftarten zu benutzen, so übertrugen sich doch die charakteristischen Elemente der Eckigkeit und Steifheit auch auf die hierauf in beiden Ländern angenommene fränkische Minuskel und wirkten in ihr in einer die Feststellung der Hs.-Provenienz begünstigenden Weise weiter; vor allem sind sämtliche aus Spanien stammenden Minuskel-, Kurrent- und Kursivschriften bis ins 16. Jahrhundert durch die bei aller Steifheit einzelner Buchstabenteile noch vorhandene Neigung zu rundlichen Schnörkeln, durch eine von den sonstigen Methoden etwas abweichende Verteilung der Grund- und Haarstriche, sowie durch scharfe, aber nicht ungeschickte Übergänge der letzteren in einander unverkennbar[1].

4. DIE FRÄNKISCHE MINUSKEL BIS ZUM 13. JAHRHUNDERT.

Die fränkische Minuskel selbst hat im 9. Jahrhundert wenige erhebliche Änderungen erfahren[2]: zuerst bemerkt man eine schärfere Ausbildung der Worttrennung, dann verschwinden noch einige der wenigen bisher beibehaltenen Ligaturen, ja vom Ende des Jahrhunderts ab bis gegen Mitte des 10. werden häufig sogar c und t und ſ und t nicht mit einander verbunden[3], ferner tritt a mehr und mehr gegen cc und ɑ in den Vordergrund, verliert sich die keulenförmige Gestalt der Oberschäfte und wird durch gleichmässig starke Formen ersetzt, endlich werden im 10. Jahrhundert die Schäfte des i, u, n, m einfacher und weniger zierlich gebildet als im 9.[4]; für die Überschriften wählt man auch eine zierliche kleine Kapitalschrift, die recht alten Mustern, wie dem Florentiner Virgil des früheren 5. Jahrhunderts, entlehnt sein könnte. Einschlagende Beobachtungen lassen sich machen an der schriftlichen Überlieferung eines der ältesten Stücke der romanischen Litteratur, des *Martyriums der h. Eulalia*[5], das mit den Anfängen des altdeutschen Ludwigs-Leiches auf einem Blatte steht, sowie an einer Hs. *lateinischer Gebete*, die in der Zeit

---

[1] Man vergleiche nur die späteren Tafeln bei Merino a. O. mit gleichzeitigen Proben aus anderen Ländern. Einige ältere portugiesische Urk. in Bücher-Minuskel von 1179 u. 1195 (*Mon. Port.*, *Leg. et cons.* I. 343) sind allerdings frei von jenen Einflüssen, weniger die jüngeren (ebenda I, 161).

[2] Lateinische Hss. aus Frankreich und Italien siehe z. B. *Pal. Soc.* I, pl. 166 u. 167; *Pal. Soc.* II, pl. 13; *Mon. Germ. SS. rer. Langob.* tab. 1. 2; *Poetae aevi Carol.* III, tab. 2. 3; *Mon. palaeograph. sacra* tav. 17—20.

[3] S. *Pal. Soc.* I, pl. 239 aus Nevers aus der Zeit von 840—860; *Mon. Germ. Poetae aevi Carol.* III, tab. 6 aus Auxerre aus der Zeit von 873—875.

[4] Weitere beachtenswerte Bemerkungen zur Charakteristik der Minuskel des 10. Jahrhunderts s. bei Sickel, *Das Privilegium Otto I. für die römische Kirche* (Innsbruck 1883) S. 10ff. — Selten sind zierliche Schriften, wie die der *lateinisch-romanischen Alba* des *Cod. Vatic. Reginae* 1462 (Monaci, *Facsimili* tav. 57); sie kann aber doch wohl in das 10. Jahrhundert gehören.

[5] G. Paris, *Les plus anciens monuments de la langue française* (Paris 1875); *Album*, pl. 2; Monaci, *Facsimili* tav. 86; M. Enneccerus, *Versbau u. gesangl. Vorträge der ältesten franz. Lieder* (Frankfurt 1901) Taf. 2. Ein für allemal sei hier auf die in Förster-Koschwitz' Übungsbuch gegebenen, vollständigeren Verzeichnisse von Abbildungen der ältesten französischen Sprachdenkmäler verwiesen.

von 908—920 in S. Hubert in den Ardennen geschrieben wurden[1]. Hiernach müsste die Hs. der *Historien Nithards*, die uns den zweisprachigen *Strassburger Eid von 842* überliefert, auch ohne den neuerdings erbrachten Beweis, dass sie von demselben Schreiber herrührt, der den Anfang der Annalen des Flodoard von Reims gefertigt hat[2], schon aus äusseren Gründen erheblich jünger angesetzt werden: die Oberschäfte setzen hier bereits oben breit an oder sind mit einer kleinen Ausladung nach links versehen, ſ und t sind auf dem abgebildeten Blatte[3] ständig wieder mit einander verbunden, c und t stehen nur ein einziges Mal selbständig neben einander, und es spricht sonach alles für eine Entstehung zu Ende des 10. Jahrhunderts. Sogar der *Clermonter Codex der Passion*[4] macht mit Ausnahme der Schaftbildung auf den ersten Blättern einen älteren Eindruck als die Hs. der Eide, wenigstens kommen in jenem die älteren a-Formen wie ɑ und a vereinzelt vor, sind die Ligaturen æ und nt noch ziemlich häufig und stehen s und t zum Teil selbständig neben einander, zum Teil sind sie in der früher wie später üblichen Weise mit einander verknüpft; das Vorkommen eines einzelnen kapitalen N ist selbst bis ins 12. Jahrhundert hinein keine Seltenheit und noch viel weniger das einer Verbindung des kapitalen N mit einem kapitalen T; eigentümlicher berührt in der Clermonter Hs. aber die Verbindung des Maiuskel-N mit einem kursiven ſ, die freilich auch schon in den alten Uncial-Hss. auftaucht; die Sprache bringt ferner einen öfteren Gebrauch des z als in lateinischen Texten mit sich, erklärt aber nicht den Gebrauch von drei verschiedenen Formen desselben, von denen eine stark nach oben, die andere stark nach unten verlängert ist, die dritte wohl als die normale bezeichnet werden kann; andere auffällige Gestalten verdanken dem Korrektor ihr Dasein. — Kaum jünger als die Passion kann auch die Clermonter Hs. der altfranzösischen *Leodegar-Legende*[5] sein, die überdies hinter einer im späten 9. Jahrhundert angelegten Glossensammlung eingetragen ist.

Die oben angedeuteten Elemente einer neuen Entwicklung nehmen im Laufe des 11. Jahrhunderts an Ausdehnung und Stärke erheblich zu. Die Schäfte der Buchstaben mit Oberlänge werden mehr und mehr spatelförmig gebildet und erhalten, je näher die Entstehungszeit dem 12. Jahrhundert liegt, um so häufiger an der Spitze einen kleinen Einschnitt; bemerkenswert ist es, dass man es im 11. Jahrhundert ganz besonders liebte den Schaft des r unter die Linie, auf der die übrigen Buchstaben normaler Grösse stehen, herunter zu ziehen: bei a ist der Schaft noch immer etwas geneigt (ɑ), und in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts taucht zuerst am Ende der Worte und zwar nicht selbständig, sondern mit a, i, o, u zu einer sekundären Ligatur verbunden das runde s auf; für u tritt in solchen

---

[1] *Pal. Soc.* I, pl. 94; die auffällige Verlängerung des f und ſ nach unten, sowie ein noch häufiges Vorkommen von offenem a lässt darauf schliessen, dass der Schreiber sonst vielleicht bei Anfertigung von Urkunden tätig war; der Charakter der Bücherschrift dieser Zeit ist schärfer ausgeprägt bei Arndt a. O.[3] Taf. 17 u. 51 u. *Ex. codd. Ampl.* Taf. 5.

[2] Brakelmann in *Ztsch. für deutsche Phil.* III, 85 ff.; vgl. aber dazu Couderc in *Mélanges Julien Havet* S. 722, wo darauf aufmerksam gemacht ist, dass mit f. 39 der Hs. ein neuer Schreiber aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts einsetzt, sodass also von diesem Gesichtspunkt aus eine Nötigung, die früheren Partien der Hs., darunter den *Nithard*, nach 978 (mit welchem Jahre die Zusätze zu *Flodoard* abschliessen) anzusetzen, nicht mehr besteht.

[3] G. Paris *Les pl. anc. mon.* pl. 1; Monaci, *Fascimili* tav. 91.

[4] G. Paris, a. O. pl. 3—6; Monaci, *Fascimili* tav. 89. Die Schrift ist zum Teil nicht unähnlich der eines Inventariums der Kathedrale von Clermont aus der Zeit von 980—1012 im *Musée des Archives départ.* tab. 14 Nr. 19.

[5] G. Paris, a. O. pl. 7—9; Monaci, *Fascimili* tav. 90.

Fällen zumeist v ein, das allmählich auch mehr und mehr selbständig im Innern der Worte verwendet wird; die unteren Enden des f und ſ, wie der erste Schaft des n und die beiden vorderen Schäfte des m neigen sich entweder mit einer scharfen Spitze nach links oder sind nach dieser Seite hin abgeschrägt. Der Mangel eines jeden runden s in den beiden *Florentiner Fragmenten des Alexander-Liedes*[1] möchte so dafür ins Gewicht fallen, sie in das 11. Jahrhundert, wenn auch in dessen letzte Hälfte, zu setzen; Buchstabenform und Ductus sind in beiden im Wesentlichen gleich; nur ist das 2. von flüchtigerer und unsichererer Hand als das 1. geschrieben; auch dass die Verse nicht abgesetzt sind, stimmt zu obiger Zeitangabe. Entschieden älter ist, wie man sich beim Vergleich mit dem Alexander leicht überzeugt, die jetzt in Orléans verwahrte Handschrift des *provenzalischen Boethius*[2]; sie wird noch der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehören. — Während man ferner im 11. Jahrhundert anfänglich sich noch recht grosser und grober Buchstabenformen bedient, ist man in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts in einzelnen Fällen zu um so feineren und zierlicheren Zügen zurückgekehrt; solche würden z. B., wenn das mir zugängliche Facsimile[3] zutreffend und getreu ist, in der Pariser Hs. des sogenannten *Sponsus* wieder zu finden sein. — Mit geringerer Sicherheit lässt sich das von dem durch die Zeit stark mitgenommenen *Valencienner Fragment des Jonas*[4], in dem die etwas flüchtige Minuskel mehrfach durch tironische Noten abgelöst wird, sagen; ſ und t sind auch hier noch nicht wieder stetig verbunden, wie die Wiedereinführung dieser Verbindung überhaupt in romanischen Texten sich längere Zeit als in lateinischen Werken hingezogen zu haben scheint; das r hat mehrfach die für das 11. Jahrhundert charakteristische Gestalt; der kursive Charakter des Stückes verleitet beim ersten Anblicke leicht zu einer Überschätzung des ihm zukommenden Alters.

Mit dem 12. Jahrhundert erreicht die bisher geschilderte Entwicklung der Minuskel ihre Vollendung; die Oberschäfte werden in der Regel oben gespalten, die unteren Enden biegen bei den Schäften der im vorangehenden Absatze aufgeführten Buchstaben zwar noch nicht nach rechts um, sind aber mit einem, oft auch am unteren Ende des p begegnenden, kleinen, nach rechts in die Höhe stehenden Flämmchen oder Strichelchen verziert, wovon in Frankreich nur die südlicheren Gebiete eine Ausnahme machen; der Schaft des a stellt sich mehr aufrecht, und ein beachtenswertes, wenn auch vielleicht nicht ganz untrügliches Merkmal für eine Entstehung nicht vor dem Anfange des 12. Jahrhunderts ist es, wenn sich über dem doppelten i oben zwei kleine feine Striche finden[5]. Vom rundlichen s wird in zwei Formen, einer grösseren ſ und einer kleineren s, ausgedehnter Gebrauch

[1] Monaci, *Fascimili* tav. 12. 13.

[2] Derselbe, *Fascimili* tav. 33—39.

[3] E. de Coussemaker, *Histoire de l'harmonie au moyon âge* (Paris 1852) pl. 13; Derselbe, *Drames liturgiques du moyen âge* (Rennes 1860) S. 315.

[4] G. Paris, *Les pl. anc. mon.* pl. 10; Monaci, *Fascimili* tav. 87.

[5] Über das Aufkommen der Striche über ii fehlt es noch an ausreichenden, exakten Beobachtungen. In deutschen Kaiserurkunden finden sie sich etwa seit 1110; in anderen Urkunden glaubt Bresslau einige Beispiele schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bemerkt zu haben. Obwohl es nur eine vereinzelte Beobachtung ist, sei doch angemerkt, dass die Bamberger Hs. der Chronik des *Frutolf*, geschrieben bis 1102, keine Striche über ii hat, während in dem wahrscheinlich 1113 vollendeten Cambridger Codex der Chronik die erste Hand sie ganz selten, die zweite fast regelmässig anwendet. Wattenbach, *Anleitung*[4] S. 52 lässt nicht nur über doppeltem i, sondern auch über einfachem i vor und nach u schon im 11. Jahrhundert Striche aufkommen. Vgl. auch Chroust, *Mon. palaeographica* VIII, 4 Text.

gemacht und zwar nicht mehr nur am Ende der Worte und in Ligaturen; auch werden die letzten Silben einzelner Worte, besonders die auf M und R ausgehenden, gern in Kapitälchen geschrieben und das einzelne i in solchem Falle unter die Linie verlängert[1]. Auch die frühestens seit dem Ende des 11. Jahrhunderts begegnende, in Büchern freilich seltener als in Urkunden erscheinende Lösung der Ligatur ct, also ct statt des früheren ct, kann für die Datierung verwertet werden[2]. Ein schönes, freilich noch nicht alle angeführten Merkmale aufweisendes Beispiel solcher Minuskel bietet die *Hildesheimer Handschrift des Alexiusliedes*, die wohl nicht lange nach 1120 für das englische St. Albanskloster geschrieben ist[3]. Diese Minuskel war es, die dann auch in den Gebieten Italiens und Spaniens, in denen bisher die einheimische Schrift sich noch behauptet hatte, Eingang und Verbreitung fand; sie erhielt aber hier einen noch eckigeren und mehr scharfgeschnittenen Ausdruck, als in einzelnen Teilen Italiens bisher schon der Fall gewesen war. Die vorhin erwähnten Flämmchen legte man hier nämlich, statt sie nach rechts aufsteigen zu lassen, beinahe horizontal; dieser eckige Ductus ist besonders an der bereits erwähnten Erfurter Hs. des *Constantinus Casinensis* von 1147[4] ausgeprägt, während die steiferen und gerade abgeschnittenen Formen uns mehr an einem Codex der *Regeln des h. Benedict* aus S. Gilles von 1129 entgegentreten[5]. Man tut daher vielleicht gut, diese Schreibweise allgemeiner als die südländische zu bezeichnen.

Dass man dieser Unterscheidung nicht ganz entscheidende Bedeutung beimessen darf, zeigt freilich die *Cambridger Psalter-Hs.* mit französisch-normannischer und anglonormannischer Interlinearversion[6], die aus der zuletzt besprochenen Zeit stammt und als deren Verfertiger der berühmte Schreiber Eadwine gilt. Sie weist in ihren lateinischen Teilen die eben geschilderten Formen auf; und dass hier etwa italienischer Einfluss unmittelbar eingewirkt hätte, ist wenigstens nicht erweislich. Zwar hat es der Herausgeber des Cambridger Psalters nicht ausdrücklich bemerkt, und es ist aus dem Facsimile nicht mit voller Sicherheit ersichtlich, ob die nichtlateinischen Glossen von demselben Schreiber wie das übrige herrühren, aber die Schrift sämtlicher Glossen zeigt in gleicher Weise die im Texte fehlenden, aus der Urkundenschrift in die der Bücher übertragenen eigentümlichen Verlängerungen des f, ſ und r nach unten, und die englische Fassung hebt sich durch die Anwendung der alt-angelsächsischen Formen für g, th und w augenfällig ab. Im ganzen ähnlich, nur etwas jünger sieht auch die Hs. der *französischen Übersetzung der 4 Bücher der Könige*[7] aus der Mazarin-Bibliothek aus; sie gehört sicherlich in die späte zweite

[1] Man vergleiche im *Archivio paleografico Italiano* II, tav. 3 die *Chronik des Benedikt vom Monte Soracte* aus dem 10. Jahrh., tav. 4 die *Usus Farfenses* aus dem 11. Jahrh., tav. 5 ein Obituarium der Kirche des h. Cyriacus in via lata, tav. 6—8 aus dem *Registrum Gregorii* vom ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrh., tav. 9 und 10 aus der Canonessammlung des *Deusdedit* aus der Zeit Paschals II.

[2] Den Wolfenbütteler Codex des *Frechulf von Lisieux* (August. 2362; Facs. im Katalog VI, 63), der diese aufgelöste Ligatur des ct sowie Striche über im, in, ui aufweist, wird man wohl nicht mehr ins 11., sondern ins 12. Jahrhundert setzen müssen.

[3] *La cançun de Saint-Alexis.* Photographie der Hildesheimer Handschrift zu Prof. Dr. Edm. Stengels Abdruck (Hildesheim 1886). Vgl. über die Hs. A. Goldschmidt, *Der Albanispsalter in Hildesheim* (Berlin 1895).

[4] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 9 u. 10. S. oben S. 213, Anm. 1.

[5] *Pal. Soc.* I, pl. 62.

[6] F. Michel, *Le livre des psaumes, ancienne traduction française* im Bd. 49 der *Collection des documents inédits sur l'histoire de France.*

[7] Le Roux de Lincy, *Les quatres livres des rois* im Bd. 18 der *Coll. des doc. inédits* (Paris 1841); *Album paléographique* pl. 27.

Hälfte des 12. Jahrhunderts, da schon der Strich über dem einzelnen i, auch wenn es neben anderen Buchstaben als m, n und u steht, vorkommt, die sich aus dem Ansatze des Flämmchens entwickelnde Umbiegung an den unteren Enden aller Schäfte des m, n, r, f und ſ sich findet, der Bogen des h schon etwas unter den Schaft heruntergezogen ist, die Überschrift aus gotischen Maiuskeln besteht und nur beim t der Schaft noch nicht den Balken überragt, sondern ihn noch ziemlich in der Mitte trifft. Alle diese Kennzeichen sind noch nicht einmal in der Erfurter Hs. des *Liedes auf den Kreuzzug von 1147*[1] vollständig ausgebildet. Überaus nahe steht letzterer die *Digby-Hs.* des *Rolandsliedes*[2]; dazu sind die Verse hier abgesetzt und die Initialen in einer neuen, dieser Zeit eigentümlichen Weise behandelt; die Bildung der Schäfte dagegen ist im Kreuzzugslied wie im Rolandsliede keine ungewöhnliche, sondern die damals auch in Deutschland übliche. Auf Grund ähnlicher Formen müsste nach Ausweis des gegebenen Facsimiles die Cambridger Hs. des *Liedes vom wackren Ritter Horn*[3] noch ziemlich in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden, wogegen der in der Bodleiana verwahrte Codex der *französischen Psalmenübersetzung*[4] trotz gegenteiliger Angaben des Herausgebers weiter in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts gehört. Das Alter der in einer Hs. des kleinen Seminars zu Tours überlieferten *Epitre farcie de Saint-Etienne* ist wegen der flüchtigen stark zur Kursive neigenden und einen eigentümlichen Ductus aufweisenden Schrift schwer zu bestimmen; doch dürfte sie noch dem 12. Jahrhundert angehören, weil sie noch ganz der im folgenden Abschnitt zu erwähnenden Aneinanderschiebungen von Buchstaben, die seit dem 13. Jahrhundert auftreten, entbehrt[5]. Sicher in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt die Entstehung der *Pariser Hs.* der *Predigten des h. Bernhard*[6], in der ähnliche Ligaturen häufiger sind und sich auch eine grössere Versteifung der Formen bemerkbar macht. In der Tat besteht auch, was die Schrift angeht, kein allzu grosser Unterschied zwischen dieser und einer anderen *Pariser Hs.*, die die vom *Oxforder Canonicus Angier herrührende französische Übersetzung des Dialogus des h. Gregor* enthält und bei der die Schlussworte «Explicit opus manuum mearum quod complevi» es durchaus glaubhaft machen, dass die folgende Jahresangabe 1212 nicht allein auf die Entstehung der Übersetzung, sondern auch auf die eigenhändige Anfertigung der Reinschrift durch den Autor zu beziehen ist[7]. Nicht allzuviel jünger wird auch die Hs. der *Arsenal-Bibliothek* des aus dem Poitou stammenden *Roman d'Alexandre*[8] sein. Das Facsimile des Harley-Mscr. der *Chronique des ducs de Normandie* des anglonormannischen Trouvère *Benedict*[9] ist leider nicht geeignet, um eine genauere Alters-

---

[1] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 12.

[2] *Photographische Wiedergabe der Handschrift Digby 23*, veranstaltet von E. Stengel (Heilbronn 1878).

[3] *Das anglonorm. Lied vom wackren Ritter Horn. Genauer Abdr. der Cambr., Oxf. und Londoner Hss.* besorgt von R. Brede u. E. Stengel; *Ausg. u. Abh. VIII.*

[4] *Libri psalmorum versio antiqua gallica* ed. Franc. Michel (Oxford 1860). Man vergleiche hierzu auch *Cabinet des mscr. de la bibliothèque nationale* tab. 37 Nr. 5 und 6 vom Jahre 1167.

[5] Abbildung in der *Revue des langues Romanes* XVI, 6.

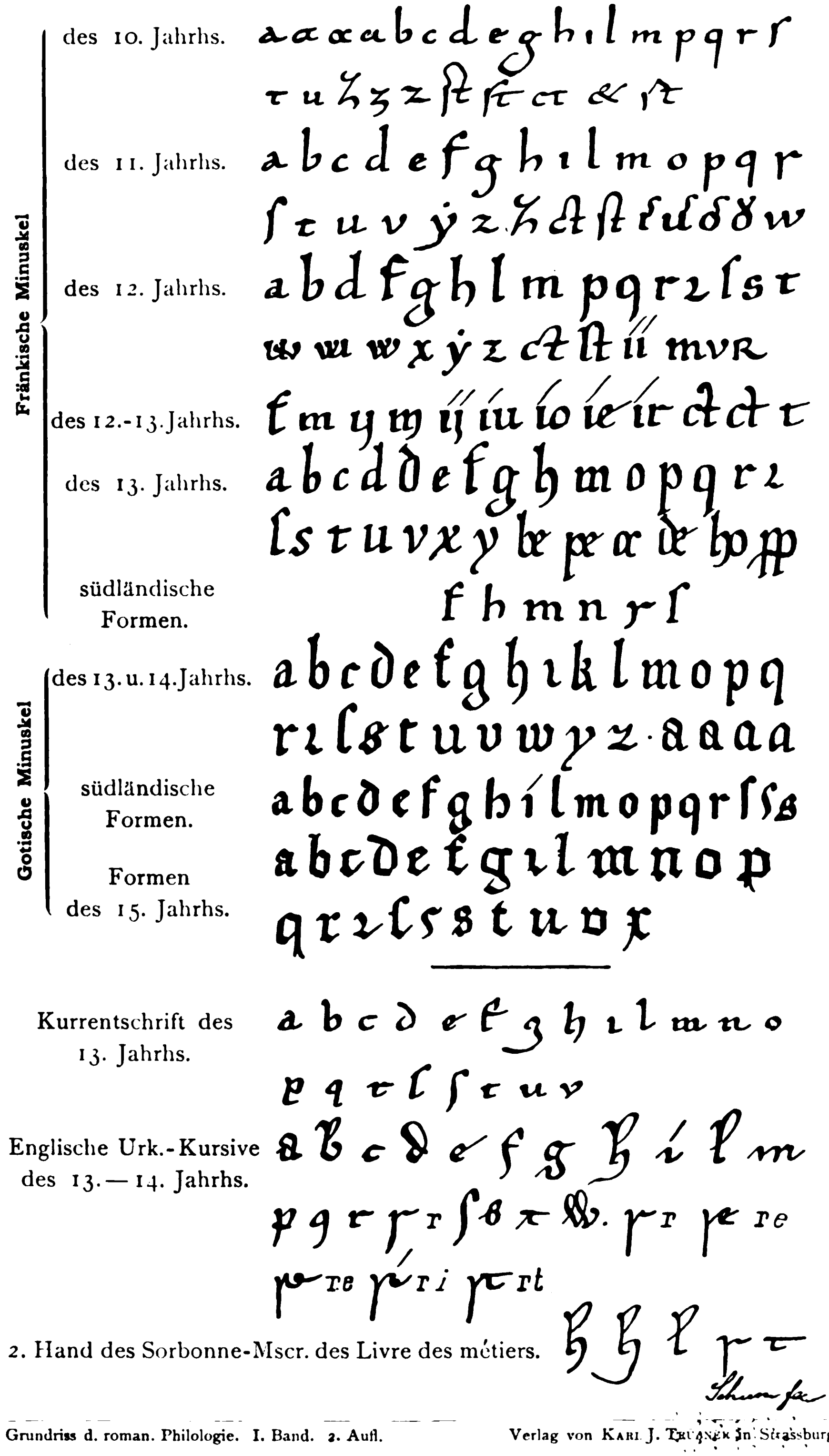
[6] Facs. im *Cab. des mscr.* pl. 39 Nr. 1.

[7] *La vie de S. Grégoire le Grand traduite du latin par frère Angier, religieux de Sainte-Frideswide* publ. par P. Meyer in *Romania* XII, 152. Das Facs. siehe auch *Recueil de facs. à l'usage de l'Ecole des chartes* Nr. 14.

[8] Ebenda Nr. 19.

[9] *Chron. d. ducs de Normandie* publ. par F. Michel, Bd. 1, in *Coll. des docum. inédits* 6. Bd., Einl. S. 27.

Paläographie S. 220—237.



Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg.

Paläographie S. 220—237 (Schluss).

Kursive des 13. bis 15. Jahrhs.

Poemetto des Cielo del Camo.

Disputaçion del alma y del cuerpo.

1. Hand des Sorbonne-Mscr. des Livre des métiers.

Ex. codd. Amploniamorum XXXVII.

Cabinet des manuscrits pl. XLV.

Libro septenario.

Französischer Boethius de consolatione. 1397.

De consideratione novissimorum. 1443.

Pommier de douleur. 1481.

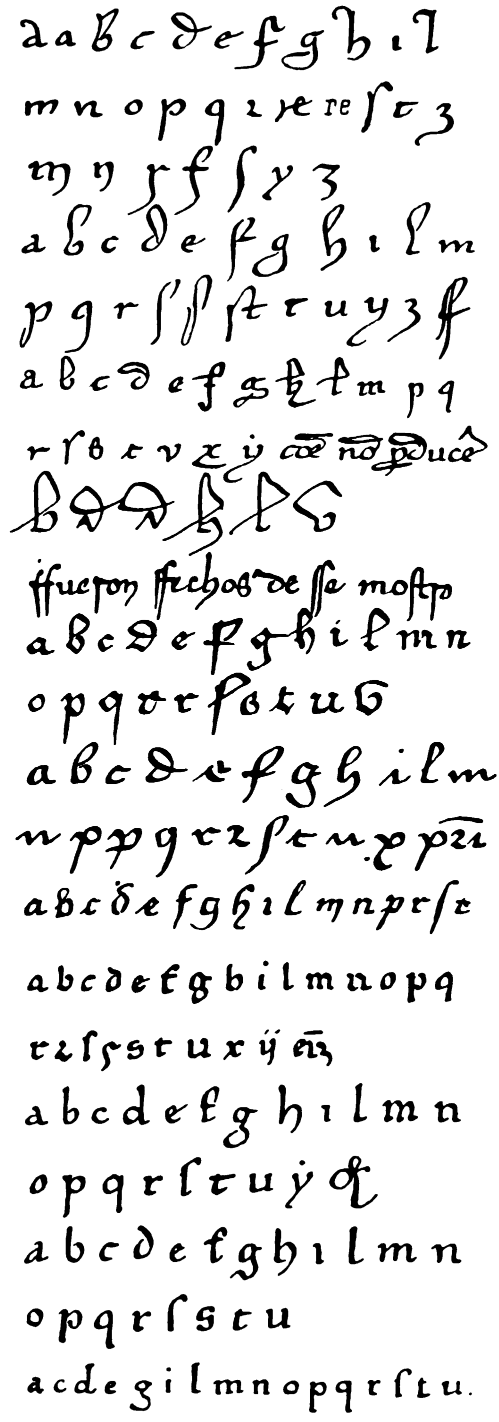
Renaissance-Formen.

Valerius Maximus. 1412.

Justinus. 1433.

Appian; um 1470.

Astronomische Tafeln. 1509.



Schum fec.

Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg.

abschätzung danach zu treffen, indes soviel ist doch an ihm zu sehen, dass die Hs. nicht, wie vom Herausgeber angeführt wird, erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, sondern etwas älter ist; gegen Ende der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wäre eher nach unseren Ausführungen die *Pariser Hs.* des *Raoul de Cambray* einzusetzen; selbst eine darin vorkommende zweite Hand[1] kann bei ihren flüchtigeren und etwas kursiven Formen nicht für jünger gehalten werden[2].

5. DIE GOTISCHE MINUSKEL DES 13.—16. JAHRHUNDERTS.

Der sog. gotische Charakter der Minuskel ist schon gut ausgeprägt in der Pariser Hs. fr. 403 der *französischen Übersetzung der Apokalypse*, die in die erste Hälfte, wenn auch nicht in die allerersten Jahre des 13. Jahrhunderts gesetzt werden muss[3]; vielleicht noch schöner und weiter ausgebildet ist dieser Schrifttypus in der vor nicht langer Zeit von der Pariser Bibliothek wieder erworbenen, 1250 in *S. Denis* hergestellten Hs.[4], die neben verschiedenen reich illustrierten *lateinischen Legenden* auch ein *französisches Leben des heiligen Dionysius* enthält, und in einem 1264 gefertigten Mscr. des *Roman de Troyes* von *Benoit de Saint More*[5]. Die Buchstaben sind sämtlich etwas in die Höhe gezogen, die Schäfte überaus kräftig gebildet, oben und unten stets scharf umgeknickt. Die Verbindungen werden durch Haarstriche, in die die Schaftenden auslaufen, bewirkt; beim a entsteht durch weites Herüberziehen des Bogens vom zweiten Schafte nach dem ersten eine zweite Schlinge (a); bei d überwiegt die schräge Gestalt (d); das kleine aus einer Schlangenlinie gebildete s gestaltet sich mehr und mehr eckig (s) und das t wird durch eine Verkürzung des Balkens und durch die Verlegung desselben nach rechts (t) dem c immer ähnlicher. Besonders charakteristisch für die ausgebildete gotische Minuskel, die sich siegreich über ganz Europa ausgebreitet hat, ist ferner die häufige Verwendung eines hakenförmigen r (ꝛ), das schon früh, aber zunächst nur hinter o vorkommt und erst in der gotischen Minuskel auch hinter b, d, p, v, y, kurz hinter allen bauchigen Buchstaben gesetzt wird. Ebenso bezeichnend sind gewisse Buchstabenverbindungen, deren Anfänge schon

[1] *Raoul de Cambray* publ. par P. Meyer et A. Longnon (Paris 1882). Sie ähnelt sehr der Taf. 16 von 1244 in *Ex. codd. Ampl. Erf.*

[2] Über das Alter der Hs. des *Poema del Cid* des Marquis von Pidal (Abbildung bei Monaci, *Facsimili* tav. 61—64) ist Streit. Baist (in diesem *Grundriss* II, 2, 397) setzt sie ins 14. Jahrhundert; demgegenüber ist sehr nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, was schon W. Meyer (unten S. 226[1]) bemerkt hat, dass sie keines der seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts auftretenden, seit dessen Mitte immer allgemeiner werdenden spezifischen Merkmale der gotischen Minuskel, weder die unten zu besprechenden Buchstabenverbindungen noch das hakenförmige r nach anderen Buchstaben als o aufweist. Diese Momente sprechen entschieden gegen das 14. und für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zu dem angeblichen Schreiberdatum vgl. Dozy, *Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne* II[3], 81 ff.

[3] *L'apocalypse en français* publiée par L. Delisle et P. Meyer. Reproduction phototypique (Paris 1900). — Von der in der ersten Auflage dieses Grundrisses als erstes Beispiel gotischer Minuskel angeführten *Pariser Romanhandschrift* fr. 794 (alt Cangé 73) ist unseres Wissens noch kein ausreichendes Facsimile veröffentlicht. Die kleinen Schriftproben vor Hollands Ausgaben des *Chevalier au lion* und im *Brut*, herausg. von Le Roux de Lincy (Paris 1836), lassen zwar erkennen, dass sie in den Anfang des 13. Jahrhunderts gehört, ermöglichen aber noch kein sicheres Urteil darüber, ob alle Stücke der Hs. von der Hand desselben Schreibers, d. h. des Guiot, der sich am Schluss des *Löwenritters* nennt, herrühren. Nach einer Äusserung von H. Waitz, *Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois* (Strassburg 1890 S. 1) könnte dies zweifelhaft erscheinen.

[4] *Mélanges de paléographie et bibliographie* par L. Delisle. *Atlas* pl. 6.

[5] N. de Wailly, *Eléments* II, pl. 7 Nr. 7.

weiter zurückreichen, die nun aber immer häufiger und oft unter Beobachtung ganz bestimmter und fester Regeln gebraucht werden, indem o und die Buchstaben, die mit dem gleichen Bogen wie o schliessen, mit den Buchstaben, die mit dem gleichen Bogen wie o anheben, aneinander geschoben werden (also b, d, h, p, v, y und ɔ, das Zeichen für con, mit o, e, c, d, g, q)[1]. Während man nun, wie die Vie de S. Denis zeigt, einerseits zu besonders grossen und kräftigen Bildungen kam, ja bei Bibel-Hss. und liturgischen Texten[2] noch erheblich über diese Grössenverhältnisse hinaus ging, hat man bei den stetig wachsenden Forderungen, die damals an die Schreibtätigkeit gestellt wurden, für profane Werke auch zu kleineren Abstufungen und zu flüchtigeren Gestaltungen, aus denen sich eine neue Art Kurrentschrift und Bücherkursive mit zahllosen Übergängen und Spielarten entwickelte, gegriffen[3]. Von denjenigen Hss., deren Schrift noch entschieden als Minuskel anzusehen ist, scheinen mir die beiden Codices des *Roman de la Violette*[4] der Dionysius-Vita in der Form am nächsten zu stehen und von ihr nur durch die geringere Grösse der Züge unterschieden zu sein; ich möchte daher nicht den einen an das Ende und den anderen mehr in die Mitte des 13. Jahrhunderts, sondern beide in die frühere zweite Hälfte dieser Epoche legen. Etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt auch die im Privatbesitz zu Courtrai befindliche Hs. der Fragmente einer anonymen anglonormannischen Dichtung über das *Leben des h. Thomas von Canterbury*[5]. Altertümlicher sieht fast die Cambridger Hs. des *Livere de reis de Engleterre*[6] aus, doch enthält sie in dem a, das aus zwei gleich langen, oben verbundenen Schäften und einer dieselben durchkreuzenden Diagonallinie zu bestehen scheint, eine aus dem doppelschleifigen a hervorgegangene und daher jüngere Entwicklungsform (a), die zu der bisher angenommenen Entstehung im Jahre 1274 wohl passen dürfte. Schade ist es, dass das Facsimile des *Liederbuches von Arras*[7], das bestimmt aus dem Jahre 1278 stammt, nicht umfänglicher und sorgfältiger ausgeführt ist; auch hier taucht wohl schon das jüngere a auf; trotz der älteren Form dieses Buchstabens möchte aber der *Wolfenbütteler Codex* des *Gui de Warwick*[8] nach der jüngeren Gestalt des t und bei dem eigentümlichen Schwunge der immerhin kräftigen Schrift eher an das Ende des 13. oder in den Anfang gar des 14. Jahrhunderts

[1] Vgl. über diese zuletzt besprochenen Merkmale die vortrefflichen Ausführungen von W. Meyer, *Die Buchstabenverbindungen der sog. gothischen Schrift* (*Abhandl. der gelehrten Gesellsch. zu Göttingen*, Phil. Cl., N. F. I).

[2] Prächtige Abbildungen aus solchen liturgischen Büchern des ausgehenden Mittelalters findet man z. B. in den *Mon. palaeogr. sacra* tav. 79—82. 85. 87. 88. 92—98. 111. 112.

[3] Wie verschieden sich, auch abgesehen von diesen Spielarten und innerhalb des Minuskeltypus selbst, im 13. Jahrhundert die Teile einer einzigen, von mehreren Schreibern hergestellten Hs. darstellen können, das zeigt in sehr lehrreicher Weise die Pariser Hs. 20050 des *Liederbuchs von St. Germain;* man sehe die schöne Publikation von P. Meyer und G. Raynaud, *Le chansonnier français de Saint-Germain-des-Prés.* Reproduction phototypique (Paris 1892).

[4] *Roman de la Violette* publ. par F. Michel S. LXIV.

[5] Herausgeg. mit Facsimiles von P. Meyer (Paris 1885).

[6] *Le liv. des reis de Engl.* edited by John Glover (London 1865).

[7] *Oeuvres complètes du trouvère Adam de la Halle* publ. par E. de Coussemaker (Paris 1872). Auch die Abb. des *Credo de Joinville* (Paris 1870) ist nicht scharf genug, um anstandslos den Angaben der Herausg., A. F. Didot u. A. de Montor, dass die benutzte Hs. um 1251 entstanden sei, beipflichten zu können. Ferner sieht man auch bei Ferd. Wolf, *Über die Lais* (Heidelb. 1841), an dem Facs. 6 nur ungefähr, dass die *Pariser Hs. des Lai d'Aelis* ins späte 13. Jahrh. gehört, und am Facs. 7, dass der *Wiener Lai aus dem Roman de Tristan* nicht im allerletzten Teile des 14. Jahrhs. geschrieben ist.

[8] Photogr. im Besitze von H. Suchier.

zu rücken sein. Kaum so jung würde nach der Schrift die Pariser Hs. der *Manekine*[1] zu schätzen sein, wenn in den Architekturteilen der Initialen nicht der für diese Zeit zu junge, sog. Eselsrücken angebracht wäre; die Gestalt und Tracht der vorkommenden menschlichen Figuren würde jener Schätzung weit weniger widersprechen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erscheint dann noch eine zweite Gestalt des a, die der eben besprochenen sehr ähnlich sieht, nur fehlt ihr der Diagonalstrich (a), da sie nicht in der Weise entstanden ist, dass der weit nach links herübergezogene Bogen des zweiten Schaftes mit dem ersten verschmolz, sondern dadurch, dass der erste je später, desto höher am zweiten Schafte ansetzt[2]. Mit Rücksicht auf diese Gestalt des a darf man die venetianische Hs. des *Roland* und des *Aspremont*[3] eher mit G. Paris in den Anfang des 14. oder allenfalls ans Ende des 13. Jahrhunderts, als wie andere gewollt haben, in eine frühere Zeit setzen. Eine zu dieser Umbildung des a neigende Form findet sich mehrfach in Hss. des 13. Jahrhunderts, so z. B. in einem *Renten-Register* von 1247 aus *Périgueux*[4], in der *Chigi-Hs.* des *provenzalischen Mysteriums der h. Agnes*[5], in der aus der Provence stammenden *Troubadour-Hs.*, (bei Bartsch T.)[6], in der einen *Pariser Somme le roi* von 1294[7], in dem *Manuscrit de l'hôtel de ville, dit de la coutume* (jetzt K. K. 1337 der Archives nationales)[8], und in einer aus Italien stammenden lateinischen Hs. der *Chirurgie des Brunus Longoburgensis*, die ins Jahr 1276[9] gehört. Wäre es nun auch nicht auffällig, dass sich von diesen Proben die Schrift in den Hss. der *Grandes chroniques de France* von 1318[10] und der französischen Kreuzzugsgeschichte des *Wilhelm von Tyrus* von 1331[11] kaum merklich unterscheidet, so zeigen bedauerlicherweise für die wissenschaftliche Kritik auch noch Stücke aus den 70er und 90er Jahren des 14. Jahrhunderts[12], sowie aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts[13] ziemlich dieselben Minuskelformen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts begegnen hie und da wohl gezierte und eckigere Gestalten, indes verschwinden sie alsbald wieder vor einem ungefügeren Ductus, der doch gleichzeitig neben ihnen in Geltung geblieben war; auch die zweischleifige, ältere a-Form kommt selbst in jüngeren Mscr. wieder zum Vorschein. Dass der Balken des t an seinem rechten Ende mit einem senkrecht oder schräg nach unten laufenden Haarstriche versehen ist (t), ist kaum ein sicheres Zeichen dafür,

---

[1] H. L. Bordier, *Philippe de Remy* (Paris 1869).

[2] Dass der Buchstabe so entstanden ist, erkennt man leicht daran, dass in manchen Texten die neue Gestalt mehr in der Verbindung mit einem vorangehenden Buchstaben als isoliert vorkommt. Man vgl. z. B. die Abbildung aus der Cambridger Hs. des *Renaud de Montauban* und des *Maugis d'Aigremont* (Ende des 13. Jahrh.) im *Recueil de facs. à l'us. de l'Ecole des chartes* Nr. 130. 131.

[3] Monaci, *Facsimili* tav. 26—28; vgl. G. Paris, *Extraits de la chanson de Roland*[3] S. XXIV.

[4] *Mus. d. Arch. dép.* pl. 36 Nr. 77.

[5] E. Monaci, *Il mistero provenzale di S. Agnese.* Facs. in eliotipia (Roma 1880).

[6] Jetzt *Bibl. nat.*, *Fonds franç.* 15211, abgebildet im *Recueil des facs. à l'usage de l'Ecole des chartes* Nr. 31.

[7] *Cab. d. manuscr.* pl. 42 Nr. 4.

[8] *Histoire générale de Paris. Le livre des métiers d'Etienne Boileau* publ. par R. de Lespinasse et F. Bonnardot S. 243.

[9] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 21.

[10] *Cab. d. manuscr.* pl. 44, Nr. 2 u. 3; *Album paléograph.* pl. 40.

[11] *Cab. d. manuscr.* pl. 44, Nr. 5.

[12] Ebenda pl. 45 und 46. Wegen ihrer Datierung seien hier noch erwähnt die Hss. des *Reiseberichts des Johann von Mandeville* von 1371 und des *Songe du Vergier von Philipp von Maizières* um 1378, *Pal. Soc.* II, pl. 168. 169.

[13] Bis zum Jahre 1436, s. de Wailly, *Eléments* II, pl. 9 und 10.

dass die betreffende Probe nicht mehr dem 13. Jahrhundert angehört[1], und kann keinesfalls zur Unterscheidung der Minuskel des 14. und 15. Jahrhunderts dienen. Eine so beschaffene Minuskel war es, die in Frankreich ebenso wie in Deutschland zuerst für den Druck mit beweglichen Typen verwendet wurde[2]; erst nach dieser Zeit scheint wiederum ein etwas schnörkeliger Charakter in die Bücherminuskel eingedrungen zu sein; als solche ist wenigstens mit Sicherheit noch die Schrift eines *Missale aus Melun*, dessen Anfertigung am Schluss hinzugefügte französische Verse ins Jahr 1489 setzen[3], zu bezeichnen; näher steht der Kursive die Schreibweise zahlreicher, oft mit prächtigen Miniaturen versehener Hss., die im 15. Jahrhundert in den vlämischen Schreibstuben angefertigt worden und grossenteils in den Besitz vornehmer französischer Herren übergegangen sind[4]. Ganz kursiv ist dann die Schreibweise im Texte der Prosa-Version des *Roman de la Violette* zu nennen, die auf Befehl Karls I. von Nevers wohl um die Mitte des 15. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde[5].

6. Die gotische Minuskel im südlichen Europa.

Leichter als die Zeit der Entstehung lässt sich freilich die Heimat der Minuskel-Hss. annähernd bestimmen; die früher schon hervortretenden Eigentümlichkeiten der Minuskel in Italien, Spanien und Südfrankreich erhalten seit dem Aufkommen der Gotik einen um so schärferen Ausdruck: entweder bricht man daselbst die Schaftenden in noch eckigerer Weise um, als es im nördlichen Frankreich und in Deutschland geschieht, oder man schneidet die unteren Schaftenden scharf horizontal ab. Ich habe es mir, um diese Methoden möglichst deutlich hervorzuheben, angelegen sein lassen aus Erfurter Hss. einen 1260 zu *Perpignan* geschriebenen *Hippokrates*, einen *italienischen astronomischen Text* aus dem späteren 13. Jahrhundert, eine *Physik* des *Aristoteles italienischer Herkunft* aus dem frühen 14. Jahrhundert, einen *Thomas von Aquino De veritate fidei catholicae* von 1301 aus *Bologna* und einen *Johann von S. Amand* vom Jahre 1334 aus *Aiguesmortes* in Abbildungen zu veröffentlichen[6]; ihnen steht ein vom Cleriker *Naudinus de Ouche* 1304 geschriebenes *Doctrinal* des *Alexander de Villa Dei*[7] gegenüber,

[1] Denn es findet sich schon in der Pariser Handschrift des *Roman de Merlin* von 1301, vgl. Prou, *Nouveau recueil de facsimilés* (Paris 1896) pl. 3.

[2] Vgl. die Abbildungen bei O. Thierry-Poux, *Premiers monuments de l'imprimerie en France au XVe siècle* (Paris 1890) und bei A. Christian, *Origines de l'imprimerie en France* (Paris 1900).

[3] de Wailly, *Eléments* II, pl. 10 Nr. 7; vielleicht ist auch Nr. 5 hierher zu rechnen.

[4] Vgl. das *Miracle de Notre Dame* von c. 1450, *Album paléogr.* pl. 43, den *Débat de félicité* aus der Zeit von 1475, *Cab. des manuscr.* pl. 50 Nr. 7; die *französische Übersetzung von Augustins De civitate Dei* in einer Hs. des Turiner Staatsarchivs von 1456, *Mon. palaeograph. sacra* tav. 69, sowie die Turiner Hs. der *französischen Übersetzung des Petrus Comestor* aus der Zeit von 1475—1504, ebenda tav. 72. Daneben halte man den Brüsseler Cod. der *Chronik des Jacques de Guyse* von 1446, Reusens, *Paléogr.* pl. 49 oder den Wolfenbütteler Codex der *französischen Übersetzung des Boccaccio* (August. 1572, im Wolfenbütteler Katalog IV, 10).

[5] Ausgabe von Michel S. 1 ff.

[6] *Ex codd. Ampl.* Taf. 19, 29, 30, 28, 35; mit dem astronomischen Tract. u. dem Aristoteles hat ein in der Volkssprache abgefasstes *Register der Brüderschaft von Fanjeaux* im Département de l'Aude aus der Zeit von 1266—1276 (*Mus. d. Arch. dép.* pl. 31 Nr. 90) viel Ähnlichkeit und mit dem Bologneser Thomas v. Aquino wiederum die *Coutumes von Condom* (Dép. du Gers) v. 1314 (*Mus. d. Arch. dép.* pl. 42 Nr. 105). Sehr schöne Beispiele solcher gotischen Schrift aus Italien enthalten auch die *Mon. palaeograph. sacra* tav. 52—54. 58 aus dem 14., 63. 64 aus dem 15. Jahrhundert.

[7] *Ex codd. Ampl.* 31. Ebenso der *Conte des vilains de Verson* (Dép. de la Manche), der noch dem 13. Jahrh. angehören soll (*Mus. d. Arch. dép.* pl. 39 Nr. 97).

das die einfache oben geschilderte Minuskel führt. Auch die Sammlung der Palaeographical Society ist ziemlich reich an Belegen für die obigen Angaben; und wird die angenommene südländische Herkunft nicht immer durch die Sprache erhärtet, so lassen über sie auch in lateinischen Texten ausser der Schrift die kunstvollen Malereien und der Gebrauch eines glatten und feinen Pergamentes sowie der Russtinte keine Zweifel aufkommen. Unter anderen würde eine Hs. des *Rationale des Guillelmus Durantis* aus dem frühen 14. Jahrhundert[1], eine *italienische Sammlung von Heiligen-Leben* des mittleren 14. Jahrhunderts aus dem Britischen Museum, ein *Lucan* von dort, der 1378 in *Ferrara* geschrieben wurde, eine *Divina commedia*, die mehr an den Ausgang des 14. Jahrhunderts zu rücken ist, ein *Horaz* von 1391, dessen Heimat *Cremona* sein dürfte, und ein ehemals dem Kloster *S. Croce* in *Florenz* gehöriges *Brevier*[2], für dessen Entstehung im ausgehenden 15. Jahrhundert die den Einfluss der Renaissance verratenden Initialen der kleineren Abschnitte sprechen, hierher gehören. Von provenzalischen Texten verrät ebenso schon in der Schrift den südländischen Charakter z. B. der etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörende Carcassonner Codex des *Flamencaromans*[3]. Aus dem Ende des 13. Jahrhunderts oder dem Anfang des folgenden stammen die *Troubadourhandschriften* des Vaticans Nr. 3207 und 5232 und die vaticanische Hs. des *Libre de Meravelles* des *Raimund Lull* in katalanischer Sprache[4]. Fraglich scheint es, ob der *Psalter König Alfons' V. von Aragonien und Neapel* aus der Zeit von 1442[5], den die Herausgeber namentlich hinsichtlich der Bilder als aragonesisch in Anspruch nehmen, zu den Produkten der italienischen Schreibkunst zu zählen ist. Das teilweise mit *französischem Texte* versehene *Horarium beatae Mariae virginis* des Britischen Museums[6] aus der Zeit von 1450—1460 führt die oben S. 228 erwähnte schnörkelige Minuskel ohne südländischen Anstrich; um so kräftiger dringt dieser unter gleichen Umständen bei dem mit Miniaturen von höchster Vollendung ausgestatten *Brevier der Königin Isabella von Castilien* aus der Zeit von 1497 hindurch[7]. Die in Paris 1312 geschriebene *Legenda aurea*[8] steht hinwiederum mit dem obengenannten Doctrinal aus Erfurt völlig auf gleicher Stufe. Ein Vergleich mit diesen Mustern lehrt, dass bei der Chigi-Hs. des *Mysteriums der h. Agnes* des späten 13. Jahrhunderts[9] wie bei dem Codex der bisher *Wilhelm von Tudela* zugeschriebenen *Guerre des Albigeois* aus dem frühen 14. Jahrhundert[10] die Schrift auf dieselbe Herkunft wie die Sprache weist; die *Toulouser Hs.* der *Leys d'amors*[11], deren Anfertigung im mittleren 14. Jahrhundert auch durch andere Gründe verbürgt ist, ähnelt weniger italienischen als spanischen gleichzeitigen Proben, wie z. B. dem jetzt im Escurial befindlichen Codex der

[1] Ähnlich geschrieben, aber leider ohne genauere Daten, sind die *Paix d'Aurillac* u. das *Cartulaire Te igitur von Cahors* im *Mus. d. Arch. dép.* pl. 46 Nr. 108 u. 112.

[2] *Pal. Soc.* I pl. 221, 247. 198, 248, 249, 227.

[3] Facsimile in der Ausgabe von P. Meyer (2. Aufl. Paris 1901).

[4] Monaci, *Facsimili* tav. 1—5.

[5] *Pal. Soc.* I, pl. 226.

[6] *Pal. Soc.* I, pl. 253.

[7] *Pal. Soc.* I, pl. 174 u. 175.

[8] *Pal. Soc.* I, pl. 222.

[9] Siehe oben S. 227 Anm. 5.

[10] De Wailly, *Eléments* II, pl. 8.

[11] *Monuments de la littérature Romane depuis le quatorzième siècle* publ. par M. Gatien-Arnoult (Toulouse 1841) I, S. 2 u. 3.

Cantigas del rei sabio[1]; die in letzterem vorkommenden Formen des z begegnen freilich auch in Italien[2].

7. DIE BÜCHER-KURRENT-SCHRIFT.

Die Kurrentschrift, die, wie oben bemerkt, seit der späteren ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts allmählich neben der Minuskel erscheint, unterscheidet sich von dieser hinsichtlich der Buchstabenform gar nicht; die Schrift, die man so zu nennen pflegt, ist im Grunde eben nur eine nicht zu grosse, flüchtige, ohne kräftigen und scharfen Ausdruck geschriebene Minuskel. Namentlich ist jene Bezeichnung da am Platze, wo man die alte regelmässige und kunstvolle Bildung der Oberschäfte aufgegeben, sie durch einfache Linien, die am Kopfe hie und da mit einem kleinen Ansatze nach der linken Seite hin versehen sind, ersetzt hat. Die Anfänge zu einem solchen Übergange stellen sich ziemlich deutlich, wenn auch noch nicht mit voller Konsequenz, an der Pariser Hs. 1374 des *Cligès*[3] dar; augenfälliger und vollendeter treten sie in den in *lothringischem Dialekte* in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschriebenen *Erfurter Aspremont-Bruchstücken*[4] entgegen, und vor allem ist die letzteren ziemlich gleichzeitige oder nur wenig jüngere Pariser Sammelhs. 1450[5] hierher zu rechnen[6]. Dass auch diese Schrift sich in Italien den an der Minuskel bemerkbaren Einflüssen nicht entziehen konnte, geht aus einem lateinischen *philosophisch-astronomischen Tractate* der Erfurter Bibliothek, den ein Beneventaner 1324 schrieb[7], hervor; diesem dürfte sich am nächsten der 1379 in Ferrara angefertigte *Dante-Codex* des Britischen Museums[8] anreihen; das jüngere Alter der letzteren Hs. gegenüber selbst dem jüngeren Cligès spiegelt sich an der Gestalt des a ab, diese ist jetzt regelmässig a gegen a und a obiger Proben. Nicht viel älter als letztere Dante-Hs. dürfte bei der grossen Ähnlichkeit der Schrift der *Cassineser Codex*[9] sein, obwohl die Herausgeber eine Verwandtschaft der Textglossen mit einer anderweit um 1325 vorkommenden Hand erkennen wollen; ich vermag dem nicht beizupflichten. Einer Schrift, die man als Kurrentschrift bezeichnen kann, haben sich, neben der Minuskel, auch Petrarca[10], Boccaccio[11] und Filippo Villani[12] bedient; natürlich haben diese aber auch kursiv geschrieben. Das Facsimile des *Codex Venetus* der *Assises de Jérusalem*[13] ist

[1] Amador de los Rios *Historia critica de la literatura española* III, lám. 2 Nr. 2; Monaci, *Fascimili* tav. 95; Colmeiro, *Reyes christianos desde Alonso VI. hasta Alfonso XI* (Madrid 1894), S. 137.

[2] Wattenbach, *Anltg.*[4], S. 66.

[3] Facs. im paläogr. App. d. roman. Sem. in Bonn.

[4] Früher im *Cod. Amplonian.* Q 63 eingeheftet.

[5] Facs. im paläogr. App. d. roman. Sem. zu Bonn; Beschreibung der Hs. in Le Roux de Lincy's Ausgabe des *Brut von Wace* S. XVIII ff.; daselbst vor S. 1 ein nicht sehr gelungenes Facsimile vom Anfang des Brut.

[6] Übergangsformen zur Kurrentschrift zeigen auch die Hss. des *Dis de l'oliette von Jean de Condé* und der *Lauda del miracolo di Bolsena* aus Orvieto (Monaci, *Facs.* tav. 15, 44—47).

[7] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 33.

[8] *Pal. Soc.* I, pl. 199.

[9] *Il codice Cassinese della divina commedia per la prima volta letteralmente messo a stampa per la cura dei monaci Benedettini* (Monte Cassino 1865), tav. 5.

[10] *Archivio paleograf. italiano* I, tav. 52—71; *Mélanges d'archéologie et d'histoire* VII, pl. 1—4.

[11] Vgl. die Tafeln bei O. Hecker, *Boccacciofunde* (Braunschweig 1902).

[12] Vgl. die Autographen bei G. Vitelli und C. Paoli, *Coll. Fiorentina di facsimili paleografici* (Florenz 1884—1897), tav. 46. 47.

[13] *Les livres des assises et des usages dou reaume de Jerusalem* ed. E. H. Kausler (Stuttgart 1839).

leider nicht sorgfältig genug ausgeführt, um seine Zugehörigkeit zur Kurrentschrift und zum früheren oder mittleren 14. Jahrhundert bestimmt zu behaupten. Hss., wie die der *Cronica del Rey don Rodrigo* aus der National-Bibliothek zu Madrid und die der *Edades trovadas* aus der dortigen Universitäts-Bibliotkek [1], vom Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts sehen durch die steifen Formen fast älter aus, als sie wirklich sind.

8. DIE BÜCHER-KURSIVE.

Die oben erwähnte Pariser Sammelhs. 1450 giebt indes auch noch zu weiteren Beobachtungen Anlass; einige der Buchstaben mit Oberschäften zeigen an deren Spitze Schleifen, Bildungen also, die auf den Einfluss der Urkundenkursive des 13. Jahrhunderts zurückzuführen sind. Denn während im 12. Jahrhundert in den Urkunden zumeist Minuskelbuchstaben derselben Grösse und Form wie in den Büchern vorkommen und die ersteren sich von den letzteren nur durch die Besetzung der Ober- und Unterschäfte mit Schlangenlinien und Schnörkeln unterscheiden, beginnt man mit dem 13. Jahrhundert sowohl letztere Zierraten aufzugeben, als auch die Buchstaben kleiner und flüssiger zu gestalten, vor allem aber, an der alten Teilung der Oberschäfte bei b, h, k, l festhaltend, diese trotz ihrer jetzt geringeren Stärke in zwei Teile, eine nach links und eine nach rechts gebogene feine Linie, auslaufen zu lassen. Hierbei wird allmählich in demselben Masse, wie die Ausbildung der linken Seitenlinie vernachlässigt wird, die der rechten immer mehr bevorzugt, bis endlich die erstere ganz und gar in Wegfall kommt und die andere sich zu einer nach dem Schafte zurückgebogenen Schleife entwickelt[2]; nur in der englischen Urkunden-Kursive, die den eigentümlichen dortigen Verhältnissen entsprechend vielfach als Träger französischer Texte erscheint, bleibt neben der Schleifenbildung auf der rechten Seite auch ein Ansatz dazu auf der linken erhalten, womit eine unförmliche Verdickung der Oberschäfte Hand in Hand geht[3]. In jene Bildung werden alsbald auch Buchstaben wie d, f, ſ, wo bisher keine geteilten Schäfte vorlagen, hineingezogen, schliesslich findet sogar eine Übertragung auf die Unterschäfte bei h, p, q statt. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann es geschehen sein, dass diese Formen auch bei der in Bücher-Hss. gebräuchlichen Schrift Eingang fanden und dass man überhaupt eine der Urkunden-Kursive nahestehende Schrift auch für Büchertexte zur Anwendung brachte. So wird aus ersterem Grunde selbst aus der nicht allzu verlässlichen Abbildung der Hs. des *Saint-Graal* aus *Le Mans*[4] zu schliessen sein, dass sie mehr an den Ausgang des

[1] Amador de los Rios a. O. V, Nr. 10 und 8.

[2] Dies tritt in dem *Pal. Soc.* I, pl. 215 abgebildeten Entwurf der Artikel der *Magna Charta* von 1215 stark hervor.

[3] Auch sonst zeigt die in England seit dem 13. Jahrh. übliche Kursive im ganzen Ductus und in den besonderen Bildungen für g, r und t, sowie in einigen Ligaturen dieser Buchstaben eine deutliche Nachwirkung der altenglischen oder angelsächsischen Kurrentschrift; französische Urkunden in solcher Schrift geschr. s. *Pal. Soc.* I, pl. 220, 255, 258, 259 von 1286, 1339, 1415 u. 1431. Teils unter dem Einfluss dieser englischen Urkundenkursive, teils unter dem der oben S. 228 erwähnten vlämischen Schreibweise steht die Schrift einer Sammlung *französischer Romane von Alexander*, *Karl d. Gr.*, *Oger* u. s. w. aus der Zeit von 1443—1445, die der Earl of Shrewsbury der Gemahlin König Heinrichs VI. von England, Margarethe von Anjou, bei ihrer Hochzeit geschenkt hat, *Pal. Soc.* II, pl. 173.

[4] *Le Saint-Graal* publié par Eug. Hucher, Bd. II (Le Mans 1874), S. XL.

13. Jahrhunderts zu verweisen ist. Die umfänglichsten Berührungen mit der Urkunden-Kursive liegen natürlich bei den buchförmigen Aufzeichnungen von Texten, die mit dem Geschäfts- und Rechtsleben in näherer Beziehung stehen, zu Tage, wie bei dem sog. *Sorbonne-Manuscript* der *Pariser Innungsstatuten*[1] und der *Münchener Hs.* der *Assises de Jérusalem*[2]. Die zweite in ersterem vorkommende Hand würde am ehesten die Annahme der Herausgeber, dass die Hs. noch im 13 Jahrhundert entstanden sei, rechtfertigen; an ihr, die zugleich eine englische Schulung durch die Formen des r und t verrät, ist deutlich der allmähliche Übergang aus der Teilung der Schäfte in die Schleifenbildung bemerkbar; dagegen erscheinen im Bereiche der ersten Hand die Schleifen viel häufiger und regelmässiger, und auch das am Anfange der Worte stehende f ist da um einen Zug verstärkt, durch den man es leicht für ff halten könnte[3]. Sicherlich älter und entschieden nicht den allerletzten Jahren des 13. Jahrhunderts angehörig ist die *Vaticanische Hs.* des *Poemetto* des *Cielo dal Camo*[4], die die hier charakterisierte Neubildung noch mehr in ihren Anfängen vor uns entrollt; nicht mit Unrecht vermutet der Herausgeber, dass die Aufzeichnung ihr Dasein einem Florentiner Notar jener Zeit verdanke. Etwas älter könnte vielleicht die Hs. der *Disputacion del cuerpo y del alma* sein, die der Bibliothek der Historischen Akademie in Madrid[5] gehört, da fast nur das f mit einer Schlinge versehen ist, das ſ in der alten Weise der Urkundenschrift unten nach links umbiegt, das r ebenfalls weit heruntergezogen und nach links gewandt und endlich auch der dritte Schaft des m wie der zweite des n nach unten verlängert sind; vielleicht könnte man auch hier einen spanischen oder südfranzösischen Notar für den Schreiber halten. Im südlichen Frankreich wird nach dem steifen Charakter der Schrift denn auch die Heimat des Schreibers der eben erwähnten *Münchener Hs.* der *Assises*[6] zu suchen sein, bei dem ständigen Vorkommen der Schleifen wird die Entstehung jedoch getrost ins 14. Jahrhundert gerückt werden können.

Innerhalb des 14. Jahrhunderts hat die Bücher-Kursive ebenso wie die Urkundenschrift erhebliche Wandlungen erfahren, ich würde aber den mir hier zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten müssen, wollte ich die veränderten Formen der einzelnen Buchstaben hier einander gegenüberstellen. Im übrigen ist der Schriftcharakter im allgemeinen ein weit sichereres unterscheidendes Merkmal: je weiter wir ins 14. Jahrhundert hineinkommen, desto mehr verlieren sich die übermässigen, sicheren, zierlichen und bei mancherlei eckigen Bildungen doch schwungvollen Züge und machen roheren, unregelmässigeren, bei Anwendung von vielen Rundungen doch steifen Gestalten Platz. Namentlich haben die Schleifen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei ziemlicher Grösse und einer fast dreieckigen Form doch durch eine geschickte Verlegung des Druckes in den oberen Teil ein recht elegantes Aussehen; auch macht es keinen

[1] *Histoire générale de Paris. Le livre des métiers d'Etienne Boileau* a. O. S. 1. 42. 156. 218. 232.

[2] *Le livre etc.* ed. Kausler. Doch zeigt auch die Hs. des *Romans von Guillaume de la Barre* (Abb. in der Ausgabe von P. Meyer, Paris 1895) aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vielleicht um 1324, vollständig die flüchtigen Formen gleichzeitiger Urkundenschrift.

[3] Eine ganz ähnliche Schrift zeigt ein Munizipal-Register aus Besançon (*Mus. d. Arch. dép.* pl. 39 Nr. 98), das die Herausgeber auf 13.—14. Jahrh. schätzen.

[4] Oder *d'Alcamo; Archivio paleogr. Italiano* I, tav. 8—10.

[5] Amador de los Rios a. O. III, lám. 1 Nr. 3.

[6] S. Anm. 2 auf dieser Seite.

unangenehmen Eindruck, dass man bei Abkürzungen von den letzten Buchstaben der betreffenden Silben oder Worte aus zunächst eine feine Linie nach links hinüberzieht und unter scharfer Wendung nach rechts an diese erst den kräftigen Abkürzungsstrich ansetzt, während man seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich mit ersterer Linie begnügt oder den Strich frei über die der Abkürzung unterworfene Stelle setzt; übrigens erhält dies Abkürzungszeichen alsdann mehr die Form eines Bogens als einer geraden Linie. Vor allem wird aber dadurch der Gesamtcharakter der Schrift ein anderer, dass die Verbindung der Schäfte in m, n und u im 14. Jahrhundert mehr und mehr von der älteren, in der heute sog. lateinischen Bücherschrift üblichen Form zu der jetzt noch in der sog. deutschen gebräuchlichen übergeht[1]. Abbildungen französischer Bücherhandschriften in Kursive aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind selten; ein Beispiel etwa von 1324 wurde oben (S. 232, Anm. 2) angeführt; ich kann aber als Belege für die obige Schilderung auf die Abbildungen einiger in Frankreich entstandener, jetzt in Erfurt befindlicher Abschriften lateinischer Werke von 1336 und 1342[2] verweisen; ziemlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts wird das *Manuscrit dit de la Mare* des *Livre des métiers*[3] stammen; und dem 14. Jahrhundert gehört auch die vaticanische Hs. des *Petit plet* an[4]. Ganz gut veranschaulichen ferner die Besitz- und Preisnotizen in einigen Pariser, ehemals dem königlichen Hause und angesehenen französischen Grossen des 14. Jahrhunderts gehörigen Hss.[5] die oben geschilderten Wandlungen der Kursivschrift; den Ausgang der Entwicklung bezeichnen schon die uns erhaltenen Kataloge der Bibliotheken des Herzogs von Berry und des Louvre von 1402 und 1413[6], sodass der in der Diözese von Vannes hergestellte französische *Boethius de consolatione*[7], obwohl er fünf Jahre vor ersterer Hs. geschrieben ist, doch erheblich älter aussieht. Ein schönes Beispiel italienischer Kursive bieten die nicht lange nach 1336 geschriebenen *Annali di Perugia*, deren Handschrift sich in Rom in privatem Besitz befindet[8]. Nach Vergleich mit diesen Proben dürfte das Alter eines kursiv geschriebenen *Dante-Codex*, der sich im Benediktinerkloster zu Catania[9] befindet, um mehr als ein viertel Jahrhundert unterschätzt sein; man will ihn ohne zwingende Gründe und obwohl man ausdrücklich zugiebt, dass die Orthographie noch die des 14. Jahrhunderts sei, in die Mitte des 15. Jahrhunderts setzen; die Schrift zeichnet sich mehr durch eine eigentümliche Bildung des a und e aus, als durch die für Italien

[1] Von Einzelheiten würde nur hervorzuheben sein, dass der Punkt statt der Striche über dem i vor Mitte des 14. Jahrhs. selten erscheint, die Striche daneben aber noch bis zum Ausgange des Mittelalters verwendet werden.

[2] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 37. 41.

[3] *Hist. gén. de Paris. Le livre d. mét.* a. O. S. 1.

[4] Monaci, *Facsimili* tav. 14.

[5] *Cab. d. manuscr.* pl. 45 Nr. 1, 2, 7, 9, 11; 46 Nr. 4; 47 Nr. 1; 49 Nr. 5—9.

[6] *Cab. d. manuscr.* pl. 47 Nr. 2 u. pl. 48.

[7] de Wailly a. O. pl. 9 Nr. 6. Ähnlich u. gleichaltrig ist auch die *Oxforder Hs.* des *Prince noir.*

[8] Monaci, *Facsimili* tav. 22. Paoli-Lohmeyer, *Grundriss* I, 49 scheint diese Schrift als halbgotische Minuskel zu bezeichnen und unterscheidet von ihr noch eine kaufmännische Minuskel *(scrittura mercantile).* Eine Probe der letzteren bietet ein in G. Fumagallis Übersetzung (Mailand 1899) von Thompsons Artikel über Paläographie (aus der *Encyclopaedia Britannica*) tav. 5 abgebildetes Blatt aus einem Sammelbande der Brera zu Mailand von 1455. Das Blatt enthält den Anfang einer italienischen Übersetzung der Rede des Fabius Maximus bei *Livius* XXII, 39. Einfacher wird man alle diese Schriften unter dem Namen der Kursive zusammenfassen, wobei man sich bewusst bleiben mag, dass es in dieser mancherlei Ab- und Spielarten gab.

[9] *Il codice Cassinese* a. O. S. 569.

bezeichnende Steifheit des Ductus; weit besser ist letztere an dem sog. *Codex Philippinus* des *Dante*[1] ausgeprägt, den die Herausgeber als besonders charakteristisch für eine Entstehung der Hs. in Neapel und in der angiovinischen Periode ansehen zu müssen glauben. In der *sicilianischen Übersetzung der Dialoge Gregors d. Gr.*, die für die Königin Alienor, Gemahlin König Friedrichs II., also vor 1341 hergestellt ist, ist Kursivschrift neben Minuskelschrift zu finden[2]. Eine seltsame Vereinigung der Eigenarten der beiden zuletzt genannten Dantehss. verrät ein gleichfalls von den Cassinesen mitgeteiltes Facsimile aus einem *Boccaccio-Codex*[3], der mit Rücksicht auf eine grössere Roheit der Schrift für etwas jünger zu halten, aber immer doch erst in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen sein würde. — In spanischen Kursivhss. bemerkt man neben der Fortdauer des alten Ductus hingegen auch einige absonderliche Buchstabenformen: der Schaft des r wird überall stark nach unten verlängert und der Haken mehr in Gestalt eines kleinen Querbalkens an der Spitze des Schaftes angesetzt und das ſ mit einem Doppelschafte versehen, wie es anderweit nur bei f vorkommt[4]; hierin stimmen die Hss. des Escurial der *Vida de S. Maria Egipciaqua* und des *Poema de Fernan Gonzalez*, des *Toletaner Libro septenario*[5], wie der Codex der *Foros de Santarem* von 1347[6], dessen Schrift freilich eher zur Minuskel zu rechnen ist, mit allerlei von Merino gegebenen Urkunden aus der Zeit von 1278 bis 1408[7] überein. In dem altspanischen *Tristan des Cod. Vaticanus* 6428, der in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts gesetzt wird, fehlen auf dem abgebildeten Blatte diese Formen für f und s; dagegen zeigt sich hier eine ähnliche Verdoppelung des Schaftes von r[8].

Das weitere 15. Jahrhundert hat der Verwilderung und Ausartung der Kursivschrift keinen Einhalt gethan, sondern nur eine stetige Zunahme jener Eigenschaften gezeitigt; hiervon überzeugt jeder Blick auf die *Pariser Hs.* einer *Predigt Gersons* von 1405, des *Sommaire des psaumes* von 1415, des *französischen Hippocrates* und *Galen* von 1430, des *Liber de consideratione novissimorum* von 1443 und des *Doctrinal des simples gens* von 1474[9]. Ein Vergleich der *Leipziger Hs.* der *Prosa-Version* des *Cligès*[10] wie der *Vaticanischen Hs.* des *Mystère du siège d'Orléans*[11] mit den beiden zuletzt genannten Proben lehrt, dass jene dem Alter nach zwischen diese einzureihen sind. Mit den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts bürgern sich indes wie in der Minuskel so auch in der Kursive bessere, ja man könnte sagen übertrieben gezierte Formen ein, von denen ein *Pariser Brevier* von 1472[12] und der

[1] *Il codice Cassinese* tav. 6; auch an den Glossen soll die Anfertigung um 1350 ersichtlich sein.
[2] Monaci, *Facsimili* tav. 67. 68. [3] *Il codice Cassinese* tav. 2 Nr. 2.
[4] Siehe oben S. 232, Anm. 3.
[5] Amador de los Rios a. a. O. III, lám. 1 Nr. 2. 7 u. 9.
[6] *Monumenta Portugaliae*, Leges et consuet. I, 161.
[7] A. O. lám. 21—23 u. 29.
[8] Monaci, *Facsimili* tav. 6.
[9] *Cab. d. manuscr.* 49 Nr. 1, 3, 2, 5 u. 50 Nr. 3; letzterer ähnelt die Pariser Hs. der *Vie et mystère de S. Vincent* bei de Wailly pl. 10 Nr. 6 v. 1476. Ins Jahr 1416 gehört schon die in Kursive hergestellte Pariser Hs. des *Roman en vers de Girart de Rossillon* publié par Mignard (Paris-Dijon 1858). Kursiv geschrieben ist auch die Hs. des Hospitals von Beaune der *Chronik des Girard von Roussillon von Jean Wauquelin* aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; Abb. in der Ausgabe von de Montille (Paris 1880). — Im 15. Jahrhundert ist in Frankreich auch die Kursivschrift im Buchdruck nachgeahmt worden, s. z. B. de Thierry-Poux a. O. pl. 7ff. und besonders schön pl. 19 Nr. 4.
[10] Photographien im Besitze von W. Foerster in Bonn.
[11] Ausgabe von F. Guessard und E. de Certain (Paris 1862).
[12] De Wailly pl. 10 Nr. 5.

Pariser pommier de doulceur von 1481[1] eine anschauliche Probe geben. Etwas von ähnlichem Charakter trägt der auch dem späteren 15. Jahrhundert angehörige 1. Teil einer *Pariser Lieder-Hs.* (fr. 12744)[2] an sich; ihre jüngeren Teile zeigen noch mehr eine Fortbildung der weniger regelmässigen Kursive, wenn auch nicht in der Ungebundenheit, wie sie noch anfangs des 16. Jahrhunderts in den aus dem bürgerlichen Geschäftsleben hervorgegangenen Schriftstücken, so z. B. in den Aufzeichnungen über die Aufführung des Mysteriums der h. 3 Könige zu Romans im Jahre 1509 und die dabei erwachsenen Kosten[3], vorkommt. Nicht allzuviel verschieden von der Schrift jener Liederhss. ist die des *Codex Colocci-Brancuti* mit dem *Canzoniere Portoghese*[4]; ich vermag ihr darum die vom Herausgeber behauptete italienische Schulung des ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jahrhunderts nicht anzusehen.

9. DIE SCHRIFT DER RENAISSANCE.

Die letzte grosse Schriftreform des Mittelalters stand im engsten Zusammenhange mit der grossen Bewegung, die seit dem früheren 15. Jahrhundert von Italien aus sich Bahn brechend, allmählich ihren Zug durch ganz Europa antrat und, wie alle Zweige der Wissenschaft und Kultur, so auch das Schrift- und Bücherwesen durchdrang. Bald nach dem Schluss des 14. Jahrhunderts begann man in den Kreisen der italienischen Humanisten, zuerst bei den Abschriften klassischer, später auch bei denen anderer Texte die eckigen und steifen Schriftformen, deren man sich bis dahin mit Vorliebe bedient hatte, durch eine Nachahmung der Vorlagen selbst, die man kopierte, zu ersetzen. An die Maiuskelhandschriften des frühesten Mittelalters konnte man sich dabei freilich nicht halten[5], da ihre Nachbildung allzuviel Raum und Zeit in Anspruch genommen hätte; als Muster wählte man vielmehr die schönen Formen der ausgebildeten Minuskel, die man in Hss. des 11., 12. und 13. Jahrhunderts fand; den Übergang zu ihnen erleichterte der Umstand, dass schon manche im 14. Jahrhundert in Italien geschriebene Codices eine ausgesprochene Hinneigung zu runden und mehr ebenmässigen Buchstabenformen zeigen[6]. Wann und wo nun in Italien diese Renaissanceschrift (man bezeichnete sie dort als *littera antiqua horum temporum* oder *lettere antiche nuove*) zuerst angewandt worden ist,

---

[1] *Cab. d. mscr.* pl. 50 Nr. 8.

[2] *Chansons du XVe siècle* publiées par Gaston Paris (Paris 1875).

[3] *Composition, mise en scène et représentation du mystère des trois Doms joué à Romans — 1509, d'après un mscr. du temps* publ. par M. Giraud (Lyon 1848).

[4] *Communicazioni dalle biblioteche di Roma per lo studio delle lingue e delle letterature Romanze a cura di* E. Monaci, Vol. II. *Il canz. Portog. Col.-Branc.* pubblicato da Enrico Molteni (Halle 1880), S. VIII: *Nel testo si distinguono tre scritture — tutte di scuola Italiana.*

[5] Doch ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts daran gedacht worden, sogar Kapitalbuchstaben für den Druck griechischer und lateinischer Texte zu verwenden. In solchen Typen hat Giovanni Lascaris 1494 seine Ausgabe der griechischen Anthologie herstellen lassen und in der einleitenden, gleichfalls in Kapitalen gesetzten Epistel an Piero II. de' Medici (vgl. die Abbildung bei K. Burger, *Monum. Italiae et Germaniae typographica*, (Berlin 1892 ff.), Taf. 12) diesen aufgefordert, dafür zu wirken, dass fortan alle unter seinem Schutz erscheinenden Druckwerke in so edlen Charakteren ans Licht treten möchten. Vgl. dazu G. Dehio im *Repertorium für Kunstwissenschaft* IV, 269 ff.

[6] Paoli-Lohmeyer, *Grundriss* II, 139; M. Bernheim, *Paläographische Glossen* in der *Histor. Vierteljahrschrift* I, 308. Vgl. etwa den Poggiali-Codex des *Dante*, den sog. *antichissimo*, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, bei Vitelli und Paoli, *Coll. Fiorentina*, tav. 28. Im 15. Jahrhundert tritt diese runde Minuskel in Italien häufig auf.

lässt sich bis jetzt noch nicht genau übersehen; unter den abgebildeten Stücken ist eines der frühesten der dem Britischen Museum gehörige Codex des *Valerius Maximus*[1]; die Nachahmung der älteren Minuskel ist hier so geschickt, dass man aus kleinen Zügen nur, wie aus dem Vorkommen des Punktes über dem i und dem Ersatze des m am Schlusse der Worte durch ein ʒ-artiges Zeichen, seine Entstehung in Italien und in der ersten Zeit der Ranaissance erschliessen könnte, wenn er nicht mit dem ausdrücklichen Vermerke versehen wäre, dass ihn ein Filipinus de Gandinonibus 1412 geschrieben habe. Daneben wandte man wohl auch Formen an, die sich weniger streng an die alten Muster halten, aber doch einen unverkennbaren Einfluss der modernen Nachbildung derselben zeigen; in solchen bewegen sich einige lateinische Hss. der Pariser Bibliothek wie die des *Petrus Paduanus De venenis*, die noch der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören soll, die eines *Caesar De bello Gallico* von 1461 und die eines *Appian* aus der Zeit um 1470[2], doch steht fest, dass der Schreiber der erstgenannten ein Italiener war; von französischen Texten in dieser Schrift aber mit mehr kursivem Charakter ist mir nur eine *Astronomische Abhandlung* vom Jahre 1519 bekannt geworden[3]. Sehr allmählich scheint sich im Laufe des 16. Jahrhunderts diese Renaissance-Schrift in Frankreich verbreitet zu haben[4], und es ist nicht unmöglich, dass erst ihre zunehmende Verwendung im Buchdruck, die allerdings in Frankreich, wenn auch später als in Deutschland und Italien, so doch schon in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts beginnt[5], hierauf einen durchschlagenden Einfluss geübt hat. — Selbst Spanien hat sich jener Entwicklung nicht entzogen, wenn auch dort der alte eigene Ductus nicht vollständig verdrängt wurde; die Londoner Hs. der vom Prinzen *Carlos de Viana* ins Spanische übersetzten *Ethik des Aristoteles* aus der Zeit von 1458—1461 und die Madrider Hs. des *Cancionero de Stuñiga*[6] geben eine gute Vorstellung davon, wie sich die Renaissance-Schrift unter dem Einfluss des spezifisch spanischen Typus gestaltete. Wie diese Schrift sich

[1] *Pal. Soc.* I, pl. 250. Von sonstigen Abbildungen verzeichnen wir beispielsweise den *Justin* des Brit. Museums von 1433 und den ebenda aufbewahrten *Cicero* von 1444, *Pal. Soc.* I, pl. 252, II, pl. 97, ferner den *Valerius Flaccus* der Laurentiana von 1429, Vitelli und Paoli, *Coll. Fiorentina*, tav. 48. Jünger sind ein *Sallust* des Brit. Mus. von 1466, *Pal. Soc.* II, pl. 59 und die Tafeln 75. 76. 78. 83. 84. 91 der *Mon. palaeograph. sacra*, welche z. T. in italienischer Sprache geschriebene mittelalterliche und christlich-lateinische Texte enthalten; 1523 bedienen sich auch die Statuten der Kaufleute von Bologna dieser Schrift, aber mit einigen Kursivverbindungen, ebenda tav. 113. Klassische Texte zahlreich auch bei Châtelain, *Paléographie des classiques latins*. Wir erwähnen noch die Übersetzung des *Plutarch von Lion. Bruni*, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, *Pal. Soc.* II, pl. 156.

[2] *Cab. d. manuscr.* pl. 49 Nr. 4; pl. 50 Nr. 1 u. 5.

[3] De Wailly a. O. pl. 10. Nr. 9.

[4] Noch 1595 bediente man sich in der Kanzlei König Heinrichs IV. von Frankr. einer gezierten und schnörkeligen Schrift, die nur aus der alten heimischen hervorgegangen sein kann. *Mus. d. Arch. dép.* pl. 56 Nr. 152.

[5] Vgl. O. Thierry-Poux, *Premiers monuments* pl. 4 und 5. Besonders schön ist der *Vergil* von 1478 pl. 5 Nr. 5. — In Deutschland kommen Renaissance-Typen anscheinend zuerst in der Offizin des Strassburger R-Druckers vor. Sein *Rationale des Durandus*, das nicht nach 1464 gedruckt ist, zeigt nach Proctor, *Early printed books in the British Museum* (London 1898) S. 40 dieselben Lettern wie der bei Burger Taf. 171 abgebildete, undatierbare *Serviuscommentar* zum Vergil. In der gleichfalls von deutschen Druckern besessenen Offizin von Subiaco 1465 und 1467 (Burger Taf. 45, vgl. Proctor S. 222) hergestellte Bücher zeigen eine Schrift, die Proctor als *semiroman* bezeichnet. Renaissancetypen haben auch die römischen Drucke von 1469 und 1470 aus der Offizin des Joh. Han, die bei Burger Taf. 83 abgebildet sind. (Das Werk von Lippmann und Dohme, *Druckschriften des 15.—18. Jahrhunderts*, Berlin 1884—86, das Bernheim a. O. S. 308, anführt, ist dem Bearbeiter nicht zugänglich gewesen.)

[6] *Pal. Soc.* II, pl. 157; Amador de los Rios a. O. VI, Nr. 4.

dann im weiteren 16. Jahrhundert mit der zunehmenden Verbreitung der Kenntnis der Schreibkunst in Italien entwickelte, zeigen die Bemerkungen des Angelo Colocci zum *Poemetto* des *Cielo* aus einer zweiten vaticanischen Hs.[1]; und von der spanischen Kalligraphie im 16. und 17. Jahrhundert macht man sich am besten ein Bild aus einigen uns erhaltenen Schriftvorlagen, durch deren Publikation sich hie und da Schreiblehrer einzuführen suchten[2]. Nur scheint sich das schreibende Publikum recht wenig an solche Muster gehalten zu haben; an flüchtigen und verzerrten Formen übertreffen spanische Akten jener Zeit alles bisher dagewesene, doch verleugnen sie bis zum letzten Augenblicke nicht den herkömmlichen steifen Schwung, der wohl als ein Ausdruck der auf anderen Gebieten sprichwörtlich gewordenen spanischen Grandezza anzusehen ist. In Bücher-Hss., soweit diese neben dem Drucke überhaupt noch in Betracht kommen, werden nunmehr überall dieselben Formen wie in Urkunden und Briefen zur Anwendung gebracht; nur in den Missalien, Breviarien und anderen liturgischen Büchern, soweit sie noch geschrieben werden, erhalten sich noch lange die alten grossen und scharfen Formen der gotischen Minuskel.

III. PALÄOGRAPHIE DER URKUNDEN.

Bedarf hiernach auch die Paläographie der Urkunden des späteren Mittelalters keiner besonderen Erörterung, so sind doch für die älteren Perioden einige Bemerkungen nachzutragen. Lange noch erkennt man in der in den Urkunden der französischen Könige[3] gebräuchlichen Schrift den Zusammenhang mit der karolingischen Kanzleischrift, die sich ihrerseits noch an die Überlieferungen der merowingischen Zeit anschloss. Daneben aber trifft man zumal seit der capetingischen Periode auf zahlreiche Urkunden in mehr oder minder einfacher Minuskel, deren Schrift sich bisweilen nur durch stärkere Verlängerungen der Ober- und Unterschäfte, in einigen Fällen auch durch die Ausstattung der oberen Schäfte mit allerhand Schleifen und Verzierungen von der Bücherschrift unterscheidet, in anderen Fällen aber auch jedes Unterschiedes von dieser entbehrt[4]. Dass ganz dieselben Erscheinungen auch in den Urkunden geistlicher und weltlicher Würdenträger Frankreichs begegnen, kann umsoweniger Wunder nehmen, als hier, wie es scheint, noch häufiger denn in Deutschland, im 11. und wohl auch noch im 12. Jahrhundert die königlichen Diplome nicht in der Kanzlei geschrieben, sondern von denen, welche sie zu erwirken wünschen, fertig hergestellt und der königlichen Kanzlei nur zur Vollziehung und Besiegelung eingereicht wurden[5]. Erst mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, namentlich seit der Zeit Philipps II. August bildet sich allmählich ein immer fester werdender Kanzleibrauch

---

1 *Arch. pal. Ital.* I, tav. 12—15.

2 Merino a. O. lám. 46—48 für die Zeit von 1547—1719.

3 Eine systematische Publikation von Urkunden französischer Könige nach dem Muster oder in der Art der deutschen «Kaiserurkunden in Abbildungen» giebt es noch nicht; Einzelabbildungen aus neuerer Zeit findet man im *Rec. des facsim. à l'usage de l'Éc. des chartes*, im *Musée des archives départ.* und sonst in mancherlei Büchern und Abhandlungen zerstreut. Man vgl. namentlich auch die *Monuments historiques* von J. Tardif.

4 Vgl. Ch. Pfister, *Etudes sur le règne de Robert le Pieux* (Paris 1885), A. Luchaire, *Etudes sur les actes de Louis VII* (Paris 1885).

5 Vgl. die Untersuchungen von M. Prou über Urkunden Philipps I. in den *Mélanges Julien Havet* S. 157 ff., in den *Mélanges Paul Fabre* S. 215 ff. und in den *Bulletins de la Commission royale d'histoire de Belgique* Bd. 71 (1902) Nr. 2.

für die Urkunden der Könige heraus, die sich in die drei Arten der Diplome, der offenen und der geschlossenen Briefe einteilen lassen, und für die sich eine bestimmte diplomatische Minuskelschrift einbürgert, unter deren Einfluss dann auch die nicht königlichen Urkunden stehen.

In Italien war für die Urkunden der Päpste von jeher eine eigentümliche Kanzleischrift üblich; diese päpstliche Curialschrift, die namentlich in der Breite ausgebildet und durch einzelne besondere Buchstabenformen, das dem griechischen ω ähnliche a, dann durch das e, q, t leicht kenntlich ist, herrscht bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts fast ausschliesslich; nur in die Datierungsformel der päpstlichen Privilegien drang seit dem letzten Drittel des 10. Jahrhunderts die karolingische Minuskel ein, und unter deren Einfluss wurde auch die Curialschrift des Kontextes bisweilen feiner und zierlicher gestaltet als zuvor. Seit der Zeit Clemens' II. konkurrierte dann die diplomatische Minuskel nach dem Vorbild der deutschen Königsurkunden mit der althergebrachten Curiale; die aus Rom stammenden Kanzleibeamten hielten an der letzteren fest, während die in den päpstlichen Kanzleidienst getretenen fremden Notare sich mit Vorliebe der Minuskel bedienten; mehrfach finden sich auch in den Urkunden wunderliche Mischungen von Minuskel- und curialen Elementen. Allmählich aber gewinnt die Minuskel doch die Oberhand, die curialen Elemente werden seit der Zeit Honorius' II. und Innocenz' II. völlig aus den Papsturkunden ausgeschieden; ihre Schrift ist eine rein diplomatische Minuskel, aber mit bestimmten, ihr eigentümlichen und von den päpstlichen Beamten traditionell festgehaltenen Besonderheiten; wir pflegen sie Curialminuskel zu nennen[1]. Für ihre Ausgestaltung bilden sich im 13. Jahrhundert neue Regeln aus, nach deren Vorschriften die Urkunden, deren Bleibulle an Seidenfäden hängt, ein anderes Aussehen erhalten, als diejenigen, an denen die Bulle mit Hanffäden befestigt ist[2]. Später wurde auch die Curialminuskel dem Einflusse der Gotik unterworfen, während die Renaissanceschrift erst seit Eugen IV. in einer kursiv ausgebildeten Form für die Breven, aber nicht für die Bullen zur Anwendung kam; die schwer lesbare und hässlich verzerrte Schrift der letzteren, die sich im 16. Jahrhundert ausbildete, die sog. *Scrittura bollatica*, ist erst in neuester Zeit von Leo XIII. beseitigt worden. — Wie die langobardischen Königsurkunden ausgesehen haben, wissen wir nicht, da uns nur Abschriften erhalten sind; auch das Diplom König Aistulfs in Bergamo[3], das oft als Original angesprochen worden ist, kann fast mit voller Sicherheit für eine blosse Kopie erklärt werden. Auf die Schrift der Urkunden geistlicher und weltlicher Fürsten Ober- und Mittelitaliens, soweit diese nicht von öffentlichen Notaren hergestellt sind, hat vielfach das Vorbild teils der päpstlichen, teils der kaiserlichen Kanzlei eingewirkt. In den Kanzleien der langobardischen Fürsten von Salerno, Capua, Benevent, die übrigens im einzelnen mancherlei Verschiedenheiten aufweisen, herrschte die süditalienische Schrift in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen[4]; die Urkunden der normannischen Könige Unteritaliens weisen eine diplomatische

[1] Von der Entwicklung der Schrift in den Papsturkunden bis zum Ende des 12. Jahrhunderts geben die oben S. 210, Anm. 5 zitierten *Specimina* v. Pflugk-Harttungs, so viel sie auch in ihrer Ausführung zu wünschen übrig lassen, eine genügende Vorstellung.

[2] Vgl. Arndt-Tangl, *Schrifttafeln*³ Nr. 89. 90 und den dazu gehörigen Text S. 47 ff.

[3] Abb. *Mon. palaeogr. sacra* tav. 12.

[4] Vgl. R. Poupardin, *Etude sur la diplomatique des princes lombards de Bénévent, de Capoue et de Salerne* in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire* Bd. XXI, 117 ff.; K. Voigt, *Beiträge zur Diplomatik der langobardischen Fürsten von Benevent, Capua und Salerno* (Göttingen 1902, mit zahlreichen Schriftproben).

Minuskel auf, die, unter dem Einfluss der Schrift einerseits der päpstlichen, andererseits vielleicht der französischen Königsurkunden ausgebildet, kaum einen geringeren Unterschied von der Bücherschrift erkennen lässt, als diejenige der gleichzeitigen deutschen Kaiserdiplome[1]; das Urkundenwesen und die Urkundenschrift der Anjous folgen später durchaus den französischen Überlieferungen. Dagegen herrscht in der älteren italienischen Notariatsurkunde überall die Kursive in Formen, die oft genug bis zur Verwilderung ausgeartet sind. Verschiedene Typen lassen sich auch hier unterscheiden; in der lombardischen Ebene, in der Emilia und in Toskana zeigt die Notariatsschrift eine grosse Mannigfaltigkeit der Gestalten, die im einzelnen bisher noch nicht genügend untersucht und klassifiziert sind; in Rom und seinem nächsten Gebiet haben die Notare sich durchaus an den Brauch der päpstlichen Kanzlei angeschlossen; in Unteritalien endlich ist die lokale Differenzierung der Schrift eine so ausgeprägte und bestimmte, dass sich die Urkunden der zunftmässig organisierten Notare von Neapel, Amalfi, Gaeta, Sorrent, Salerno, Capua und Benevent ganz gut auseinander halten lassen[2]. Schon im 10. Jahrhundert findet man in den kursiv geschriebenen Notariatsurkunden gelegentlich eigenhändige Unterschriften von Ausstellern und Zeugen in Minuskelschrift; seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts kommen in Ober- und Mittelitalien bereits manche von Notaren geschriebene Minuskel-Urkunden vor; etwa seit dem 3. Jahrzehent des 12. Jahrhunderts verschwindet hier die Kursive aus der Urkundenschrift. Einige Jahrzehente länger hat sie sich in Rom und seinem Gebiet behauptet; am zähesten aber hat man in Unteritalien an ihr festgehalten; auch die Verordnungen Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1220 und 1231, der den Notaren von Amalfi, Gaeta und Sorrent den Gebrauch ihrer altgewohnten, schwer lesbaren Schrift untersagte, hat nicht sofort allgemein durchgreifend gewirkt, und noch im 14. Jahrhundert finden sich Stücke, die in der hergebrachten Kursive geschrieben sind.

In Spanien ist zu keiner Zeit und in keinem der verschiedenen Königreiche eine besondere Kanzleischrift nachweisbar: wie bis ins 12. Jahrhundert hinein die sog. westgotischen Formen[3] in gleicher Weise in den königlichen Diplomen und in den Urkunden aller anderen Kreise vorkommen, so trifft man später überall unterschiedslos auf Minuskel-, Kurrent- und Kursivschriften, die zum Teil mit dem spezifisch spanischen Gepräge behaftet sind, zum Teil seiner entbehren; eine *Urkunde Kg. Alfons' VII.*

---

[1] Vgl. C. A. Garufi, *Documenti inediti dell' epoca normanna in Sicilia* (Palermo 1899); F. Chalandon, *La diplomatique des Normands de Sicile et de l'Italie méridionale* in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire* Bd. XX, 155 ff.; K. A. Kehr, *Die Urkunden der normannisch-sicilischen Könige* (Innsbruck 1902). Brauchbare Abbildungen sind wenig vorhanden; stark verkleinerte neuerdings bei Chalandon und bei Garufi, *Catal. illustr. del tabulario di S. Maria nuova in Monreale* (Palermo 1902).

[2] Abbildungen italienischer Notariatsurkunden sind sehr zahlreich. Ich begnüge mich hier damit für Piemont auf Vayra, *Museo storico della casa di Savoia*, Cipolla im *Bullettino storico italiano* Nr. 18, in den *Miscellanea di storia Italiana* XXV und in den *Monum. Novaliciensia vetustiora* Bd. I, für die eigentliche Lombardei, die Mark Verona und Rom auf das *Archivio paleografico Italiano*, für Rom auch auf Hartmanns *Tabularium S. Mariae in Via lata*, für Toscana auf Paoli und Vitelli, *Collezione Fiorentina di facsimili paleografici* und auf Brunetti, *Codice diplomatico Toscano*, für Unteritalien endlich auf M. Russi (s. oben S. 205) und auf O. Piscicelli-Taeggi, *Saggio di scrittura notarile per gli studii paleografici* (Monte Cassino 1893) zu verweisen.

[3] Des Ausstellers wegen sei hier die leider stark verkleinerte, in spanischer Schrift ausgefertigte Urkunde des Cid und seiner Gemahlin *(Rodericus Didaz et uxor mea Scemena)* vom Jahre 1076 angeführt, die bei Férotin, *Histoire de l'abbaye de Silos* (Paris 1897) I, pl. 3 abgebildet ist.

von Castilien vom Jahre 1149[1] ist in einer Minuskel geschrieben, die man in einer deutschen Bücherhs. anzutreffen sich nicht wundern würde; eher würde man die Schrift in einer *Urkunde des spanischen Grafen Rodrigue le Velu* von 1164[2] als diplomatische Minuskel mit südländischem Anstrich ansehen können.

IV. WEITERE ERSCHEINUNGEN AUF DEM GEBIETE DES URKUNDEN- UND HANDSCHRIFTENWESENS.

1. Abkürzungen.

Zeit und Ort der Entstehung von Hss. zu bestimmen, wird, wie schon oben angedeutet wurde, nicht bloss durch die Untersuchung der Buchstabenformen ermöglicht: neben der Orthographie, der Sprache und manchen anderen Merkmalen ist in dieser Beziehung besonders das Abkürzungssystem, das in einem mittelalterlichen Texte angewandt ist, von grosser Bedeutung.

Dass in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nur eine sehr beschränkte Anzahl von Abbreviaturen im Gebrauch war, dass diese sich im Laufe der Zeit mehr und mehr vergrösserte, hat man längst gewusst; auch an gelegentlichen Beobachtungen darüber, dass diese oder jene Abkürzung vor einem bestimmten Zeitpunkt nicht nachweisbar ist, fehlt es nicht; und insbesondere für die Urkundenkritik, seitdem sie wissenschaftlich gehandhabt wird, sind solche Beobachtungen von jeher verwertet worden. Aber erst mustergiltige Arbeiten der letzten Jahre[3] haben uns gelehrt, welche Methode bei derlei Untersuchungen zu befolgen ist, und wie wertvolle Aufschlüsse daraus für die zeitliche und örtliche Festlegung handschriftlich überlieferter Texte, ja auch für die Textkritik selbst gewonnen werden können.

Diese Arbeiten berücksichtigen nur lateinische Handschriften und auch diese nur für die ersten 10 Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Wie sich in romanischen Handschriften der Gebrauch der Abbreviaturen entwickelt hat, darüber ist man bisher nur sehr mangelhaft unterrichtet. Als man begann romanische Texte schriftlich zu fixieren, kannte man nur das bei lateinischen Texten hergebrachte System der Kürzungen; und da dies auf vulgärsprachliche Texte wenig anwendbar war, sind die Abbreviaturen in den ältesten romanischen Handschriften überhaupt sehr selten. Aber mit der Zeit hat auch in solchen die Zahl der Abkürzungen sich nicht unerheblich vermehrt; und es ist möglich, dass auch aus ihrer Untersuchung beachtenswerte Kriterien für die Datierung, wahrscheinlich auch die Lokalisierung von Handschriften sich werden gewinnen lassen. Hier ist der paläographischen Forschung vielleicht noch eine lohnende Aufgabe gestellt: mit der blossen lexikalischen Zusammenstellung von Abbreviaturen, die lediglich den Zweck verfolgt, das Lesen der Handschriften zu erleichtern, kann sie allerdings nicht gelöst werden.

---

[1] *Mus. d. Arch. dép.* pl. 25 Nr. 40.

[2] Ebenda pl. 25 Nr. 44. — Merkwürdig ist eine im 10. Jahrhundert bisweilen vorkommende Urkundenschrift, die mit der verlängerten Schrift der ersten Zeile deutscher und französischer Königsurkunden verglichen werden kann, vgl. Muñoz, *Paleografia visigoda* lám. 20 und Férotin a. O. I, pl. 2.

[3] L. Traube, *Das Alter des Codex Romanus des Vergil* in *Strena Helbigiana* (Leipzig 1900), S. 307 ff.; Derselbe, *Über die Kürzungen für autem* im *Neuen Archiv* XXVI, 232 ff.; Derselbe, *Geschichte der Kürzung von noster* in den *Sitzungsberichten der bayerischen Akademie* 1900, S. 497 ff.

2. BESIEGELUNG DER URKUNDEN.

Als das allein entscheidende Merkmal der Echtheit einer Urkunde galt im späteren Mittelalter in Frankreich wie in Deutschland das Siegel. Diesseits der Alpen war zwar bis zum 9. Jahrhundert die Besiegelung fast ausschliesslich auf die Diplome der Könige beschränkt; seit dem 10. Jahrhundert aber beginnen auch geistliche und weltliche Herren ihre Urkunden durch Siegel zu beglaubigen, und indem der Brauch sich mehr und mehr verallgemeinert, kommen seit dem 12. Jahrhundert Urkunden ohne Siegel nur noch ganz ausnahmsweise vor. Metallsiegel von Gold oder Blei wurden nur von souveränen Herrschern verwandt; die Wachssiegel wurden in älterer Zeit auf dem Pergament selbst angebracht, indem man gewöhnlich rechts einen Kreuz- oder Sternschnitt machte und den zu beprägenden Wachsklumpen durch diesen Einschnitt durchdrückte. Später befestigte man die Siegel mit Wollen- oder Seidenfäden oder mit Leder- oder Pergamentstreifen an dem unteren Rand der Urkunde, wofür verschiedene Methoden im Gebrauch waren. Solche Hängesiegel sollen französische Grosse schon im 11. Jahrhundert angewandt haben; in der königlichen Kanzlei kommen sie seit der Zeit Ludwigs VI. vor.

Minder ausgedehnt war der Brauch der Besiegelung von Urkunden in Italien. Zwar haben auch hier die Päpste ihre Urkunden regelmässig mit Bleibullen besiegeln lassen, an deren Stelle nur bei den Breven seit dem 15. Jahrhundert Wachssiegel traten; und wie bei den Fürsten Unteritaliens und den Königen Siciliens immer, so kommen auch bei anderen Fürsten, geistlichen und weltlichen, später auch bei den Städten Siegel auf Urkunden nicht selten vor. Aber die grosse Masse der italienischen Urkunden entbehrt der Besiegelung. Beglaubigt wurden sie vielmehr durch die Unterschrift eines öffentlichen Notars, der dieser Unterschrift ein feststehendes, aber persönliches Zeichen (Signet, Seing-manuel) hinzufügte. Von Italien aus ist der Brauch der unbesiegelten Notariatsurkunde unter dem Einfluss des römischen und kanonischen Rechtes schon im 12. Jahrhundert nach dem Süden, im 13. auch nach dem Norden Frankreichs verpflanzt worden. In Spanien lassen sich besiegelte Königsurkunden nicht vor dem Anfang des 12. Jahrhunderts nachweisen; im übrigen ist über Ausdehnung des Brauches der Besiegelung und die Einbürgerung des öffentlichen Notariats, die am Ende des 13. Jahrhunderts erfolgt zu sein scheint, bisher noch wenig bekannt, was zuverlässig wäre.

Die Besiegelung der Urkunden erfolgte regelmässig durch den oder die Aussteller. Ausserdem aber haben im späteren Mittelalter auch andere bei der Ausfertigung einer Urkunde irgendwie beteiligte Personen ihrer Zustimmung oft durch Anbringung ihres Siegels Ausdruck gegeben. Die Zahl der an einem Diplom hängenden Siegel kann daher eine recht beträchtliche sein[1]. Man befestigte sie alsdann nicht allein an dem unteren Rande des Urkundenblattes; vereinzelt griff man zu solchem Verfahren auch wohl ohne durch die Überzahl der Siegel dazu gezwungen zu sein, sondern, wie bei dem Testamente eines Priesters Durand Timothée vom 17. Juni 1245[2], um die Integrität des Schriftstückes und dessen Verschluss zu sichern.

---

[1] 10 wie an dem Testament des Abtes Suger von Saint-Denis vom Jahre 1137 (*Album paléogr.* pl. 32. 33) oder an der Urk. über den Frieden von Cajarc vom 10. Januar 1249 (*Mus. d. Arch. dép.* pl. 36 Nr. 84 u. Titelblatt) sind noch nicht zu viel.

[2] Ebenda pl. 35 bis.

3. TEILBRIEFE.

Bei Abschluss von Verträgen zwischen mehreren Parteien, deren jede mit einer Ausfertigung der Vertragsurkunde versehen wurde, hatte man zuerst in England[1] ein weiteres Sicherungsmittel für die Echtheit in der äusseren Gestaltung ausfindig gemacht: man schrieb die verschiedenen gleichlautenden Ausfertigungen auf ein einziges Pergamentstück, trug in den Zwischenraum zwischen diesen, deren zumeist zwei, nicht selten aber auch mehrere waren, Alphabete, Sprüche, Namen, Anrufungen heiliger Personen, besonders häufig aber das Wort *cyrographum* ein und zerlegte an diesen Stellen das Blatt anfänglich durch einen geraden, später durch gezahnte und gewellte Schnitte in seine Teile. Solche *Chirographa* und *chartae excisae* oder *indentatae* (franz. chartes-parties) kommen in Frankreich vielleicht schon seit dem Ende des 10., sicher seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts vor[2]; in Italien werden solche Teilbriefe nicht vor dem 12. Jahrhundert erwähnt, und die ältesten uns erhaltenen Stücke gehören erst dem 13. Jahrhundert an[3]; in Spanien sollen sie seit der Mitte des 11. Jahrhunderts Anwendung gefunden haben[4].

4. DIE DATIERUNGEN DER URKUNDEN.

Verbieten es Zweck und Anlage des «Grundrisses» hier noch weiter auf die äusseren Merkmale der Urkunden einzugehen[5], so muss auch, was die inneren Merkmale angeht auf eine Besprechung der einzelnen Formelteile und ihres Aufbaus verzichtet und darf im Anschluss an einige Bemerkungen über chronologische Verhältnisse nur die Sprache der Diplome etwas ausführlicher berührt werden. Hinsichtlich der urkundlichen Zeitangaben muss vor allem die lokale Verschiedenheit der Jahresanfänge mit Weihnachten, 1. Januar, 1. März, Mariae Verkündigung und Ostern betont werden; wie sich in dieser Hinsicht der Brauch in den einzelnen Provinzen Frankreichs, Italiens und der pyrenäischen Halbinsel im Laufe des Mittelalters gestaltet hat, ist in den neueren Handbüchern der Chronologie und der Urkundenlehre dargelegt[6]. In der Pyrenäen-Halbinsel war noch eine eigene Jahresrechnung — die spanische Aera oder, wie das Wort gewöhnlich geschrieben wird, Era — im Gebrauch, die erst 1349 in Aragonien, 1383 in Kastilien, 1422 in Portugal offiziell abgeschafft wurde. Die Rechnung beginnt mit dem Jahre 38 vor Christus, sodass also von der hinter era stehenden Zahl 38 subtrahiert werden muss, um das Jahr nach Christi Geburt zu berechnen.

Bei der Datierung der Urkunden ist überdies in vielen Fällen zu untersuchen, auf welches Stadium des durch die Ausstellung der Urkunde gesicherten Rechtsgeschäftes sich die angeführten Zeitangaben beziehen[7].

---

1 Bresslau, *Urkundenlehre* S. 503 ff.

2 Vgl. A. Giry, *Manuel de diplomatique* S. 510 ff. Die ältesten noch vorhandenen Originale sind das im *Recueil de Facsimil. à l'usage de l'Ecole des chartes* Nr. 39 abgebildete Diplom König Heinrichs I. von Frankreich und ein Vertrag zwischen dem Bischof von Gerona und dem Grafen von Foix etwa aus derselben Zeit, *Mus. d. Arch. départ.* pl. 17.

3 Vgl. C. Paoli-K. Lohmeyer, *Grundriss zu Vorlesungen über lat. Palaeographie und Urkundenlehre* III, 1 (Innsbruck 1899), S. 44 f.

4 Vgl. Muñoz y Rivero, *Nociones de diplomática española* S. 45.

5 Von den für Ausstellung von Urkunden benutzten Schreibstoffen wird unten unter gleichzeitiger Heranziehung der Bücher-Hss. gesprochen werden.

6 Vgl. für Frankreich Giry S. 112 ff., für Italien Paoli-Lohmeyer III, 231 ff.; für Spanien und Portugal Giry S. 125 f.

7 Vgl. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre* (2 Bde., Innsbruck 1877—78).

In dieser Beziehung kann der Zeitpunkt der Rechtshandlung selbst, derjenige des Befehls oder Auftrags die Urkunde auszustellen, weiter der Zeitpunkt ihrer Niederschrift und der ihrer Vollziehung oder ihrer Aushändigung in Betracht kommen; und es ist sogar nicht ganz selten vorgekommen, dass die Datierung dabei nicht einheitlich gestaltet wurde, sodass einzelne Angaben, etwa Tag und Ort, oder der Tag oder der Ort allein, sich auf ein Stadium des gesamten Geschäftes, die anderen Angaben auf ein anderes, von jenem bisweilen durch einen längeren Zeitraum getrenntes beziehen. Infolgedessen, aber auch infolge ungeschickter und mechanischer Benutzung von Vorlagen — Konzepten oder älteren behufs ihrer Bestätigung eingereichten Vorurkunden — enthalten nun aber die uns überlieferten Urkunden bisweilen auch Angaben, die unter sich oder mit den aus der Datierung zu entnehmenden Zeitbestimmungen im Widerspruch stehen; es kommt z. B. vor, dass Bittsteller oder Zeugen angeführt werden, die zur Zeit der Datierung nicht mehr am Leben waren, oder dass ihnen ein Titel gegeben wird, der ihnen zur Zeit der Datierung noch nicht oder nicht mehr zukam. Solche Widersprüche sind in früherer Zeit fast immer als Anzeichen der Unechtheit der damit behafteten Urkunden angesehen worden; in manchen Fällen sind sie das in der Tat; in anderen aber erklären sie sich durch die angedeuteten Verhältnisse, über die die neueren Handbücher der Urkundenlehre eingehender, als hier geschehen konnte, Aufschluss geben.

5. Die Sprache der Urkunden.

Was die Sprache der Urkunden anlangt, so hat sich das Lateinische das ganze Mittelalter hindurch als Haupt-Geschäftssprache behauptet. Während aber diese Herrschaft des Lateinischen in Deutschland sehr spät erschüttert wurde — die älteste Königs-Urk. in deutscher Sprache ist jetzt aus dem Jahre 1240 nachgewiesen — und selbst in der sog. Neuzeit das fremde Idiom für verschiedene Urkundenarten von der habsburgisch-kaiserlichen Kanzlei noch festgehalten ward, zeigen sich in Frankreich schon über 50 Jahre früher Versuche, die Landes- und Volkssprache zur Geltung zu bringen, und man geht hier seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts sogar offiziell mehrfach mit Verboten gegen den Gebrauch des Lateinischen in den heimischen Urkunden vor[1]. Als älteste nordfranzösische Urkunde, die nicht als Übersetzung eines lateinischen Originals anzusehen sei, galt früher ein *Diplom* von 1133 für die *Abtei Hennecourt*, das jedoch jetzt als Fälschung erwiesen worden ist[2]; auch alles Übrige, was bisher als Beweismittel für den Gebrauch des Französischen in dieser älteren Zeit beigebracht worden ist, geht auf jüngere Chartularien zurück und schliesst nicht die Möglichkeit einer späteren Übersetzung aus; verbürgt sind aber Stücke, an denen sich ein allmähliches Eindringen der Volkssprache in die lateinischen Texte[3] oder eine deutliche Erinnerung an die lateinische Fassung in stark romanisch gefärbtem Wortlaute erkennen lässt. Als älteste in der Urschrift erhaltene und von Beimischung des Lateinischen völlig freie, nordfranzösische Urkunde muss, soviel bis jetzt bekannt ist, ein aus Douai stammendes Stück vom Jahre 1204 angesehen werden, von dem

---

[1] Vgl. Giry, *Manuel de diplomatique* S. 471.

[2] P. Meyer, *Observations grammaticales sur quelques chartes fausses en langue vulgaire* in *Bibl. de l'Ec. d. ch.* 5. Ser. III, 130ff.

[3] Die ältesten Beispiele dafür, die aus Südfrankreich stammen, gehören schon ins 10. Jahrhundert, vgl. Giry a. O. S. 465.

auch eine Abbildung vorhanden ist[1]. Sehr viel früher hat sich die entsprechende Wandlung vielleicht in Südfrankreich vollzogen, neuerdings ist wenigstens eine in ihrem ganzen Wortlaute provenzalische Urkunde unter dem Namen *carta de Montilisio*, die sich im Original in den Archives de la Drôme befindet und deren Schrift auf eine Entstehung im ausgehenden 11. Jahrhundert weisen soll, veröffentlicht worden[2]. Das älteste abgebildete Stück dieser Art, auf *Conques en Rouergue* (Dép. de l'Aveyron) bezüglich, soll aus der Zeit um 1100 stammen[3]. Als ältestes gascognisches Diplom giebt Luchaire ein Stück vom Jahre 1170[4]. Aus Spanien kannte Merino Originale in kastilischem Dialekte von 1173, 1180 und 1193, und das älteste von ihm abgebildete Diplom in dieser Sprache gehört ins Jahr 1206[5]. Aus Asturien werden als die ältesten Urkunden in der Landessprache angeführt das Stadtrecht von *Oviedo* von 1145 und das *Fuero de Avilés* des Königs Alfons VII. von 1155; doch scheint die Authenticität des ersteren nicht verbürgt und auch die des letzteren ist bestritten worden; indessen kann es nicht viel jünger sein, wenn anders die Hs. noch aus dem 12. Jahrhundert stammt[6]. Das älteste Belegstück für die Abfassung von vollständigen Diplomen in katalanischer Sprache soll ferner ein *Pfandbrief für das Kloster von Roda* von 1171 sein[7]; das vereinzelte Vorkommen von Ausdrücken und Wendungen in der Volkssprache in lateinischen Texten ist schon früher daselbst wohl nicht selten gewesen. Der Erlass eines Verbotes des Gebrauches des Lateinischen wird hier schon Alphons X. zugeschrieben und ins Jahr 1260 gesetzt[8], doch ist der erzielte Erfolg ein ebensowenig durchgreifender gewesen als bei den erwähnten ähnlichen Gesetzen in Frankreich. Später als in den genannten romanischen Ländern kommt die Volkssprache in Italien zur Geltung; dass in einzelne Urkunden von den Jahren 960, 963 und 964 Zeugenaussagen in der Vulgärsprache aufgenommen sind, ist eine vereinzelte Erscheinung und hat für die Urkundensprache selbst keine Bedeutung. Erst am Ende des 12. Jahrhunderts kommen Urkunden vor, in denen einzelne Formeln italienisch sind, so ein *Vergleich aus Fabriano* vom Jahre 1186 und eine *picenische Verkaufsurkunde* von 1193[9]: in dieser letzteren soll nach einer freilich nicht völlig gesicherten Annahme eine private Urkunde in italienischer Sprache in ein lateinisch abgefasstes Notariatsinstrument eingeschoben sein[10]. Im 13. Jahrhundert

[1] *Mus. d. Arch. dép.* pl. 28 Nr. 58; vgl. Bonnier, *Etude critique des chartes de Douai* in *Zeitschr. f. roman. Philol.* XIII, 431; XIV, 66. 298. Eine von Tailliar, *Recueil d'actes du XIIe et XIIIe siècle en langue romane wallonne* (Douai 1849) S. 5 aus dem Archiv von Tournai herausgegebene Urkunde, angeblich vom Jahre 1197, findet sich nach Giry a. O. S. 467 Note** jetzt nicht mehr dort vor; überdies bezieht sie sich zwar auf ein Rechtsgeschäft von 1197, ist aber erst einige Jahre später geschrieben. Facsimiles von Urkunden aus Tournai von 1223 und 1234 bei Reusens, *Paléogr.* pl. 34 und S. 244. Als älteste Urkunde aus Metz hat M. Keuffer *Roman. Forschungen* VIII, 496 ein Stück von 1205 publiziert; aber diese Urkunde der Isabella von Moncler gehört, wie neuerdings er selbst im *Jahrbuch f. lothring. Gesch.* XIII, 325 ff. unter Beigabe einer Abbildung bemerkt, in Wirklichkeit erst ins Jahr 1250. Über andere Urkunden in nordfranzösischer Sprache aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts vgl. Giry a. O. S. 467 ff.

[2] P. Meyer, *Recueil d'anciens textes* S. 159 Nr. 40.

[3] *Mus. d. Arch. dép.* pl. 33 Nr. 43.

[4] *Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon* (Paris 1881) S. 5.

[5] A. O. S. 171 ff. u. lám. 18.

[6] Vgl. diesen *Grundriss* II 2, 387.

[7] A. Helfferich, *Raymundus Lullus* S. 28.

[8] *Nouv. traité* IV, 525.

[9] Monaci, *Crestomazia italiana* Nr. 9. 13; Abb. der letzteren bei Monaci, *Facsimili* tav. 21.

[10] Vgl. C. Paoli, *Di una carta latino volgare dell' anno 1193* im *Archivio stor. Italiano* 5. Ser. V, 275 ff.

aber sind solche italienischen, privaten und unbeglaubigten Aufzeichnungen über Rechtsgeschäfte (lat. *scriptae*, it. *scritte*) nicht mehr selten[1]; sollte aber eine solche Urkunde öffentlichen Glauben erhalten, so musste sie von einem Notar transsumiert und mit einer Beglaubigung, die lateinisch formuliert wurde, versehen werden: so ist bei dem *Testament der Gräfin Beatrice von Capraia* vom Jahre 1279 verfahren worden[2]. Nur in Sardinien ist der Volksdialekt schon viel früher in Urkunden verwandt worden; freilich sind die meisten dafür früher angeführten Urkunden des 11. Jahrhunderts unzuverlässig; aber ein mit griechischen Buchstaben geschriebenes Dokument, das zwischen 1089 und 1103 in Cagliari entstanden ist, kann als unanfechtbar angesehen werden[3]. Im übrigen aber hat man bis ins späte Mittelalter hinein in Italien an der lateinischen Geschäftssprache wenigstens in den Kanzlei- und Notariatsurkunden festgehalten; in der Republik Venedig wurden sogar noch im 17. Jahrhundert lateinische Urkunden ausgestellt, und die römische Kirche hat heute noch nicht mit jenem Herkommen gebrochen; ein Verbot gegen die Anwendung des Lateinischen in Urkunden erging allein 1560 in Savoyen[4]. Die Abschaffung des Französischen als Gerichtssprache in England wurde von Eduard III. 1362 dekretiert, aber in den Urkunden erhielt es sich noch lange Zeit[5].

6. SCHREIBSTOFFE FÜR URKUNDEN UND HSS.

Am meisten Einfluss auf die äussere Erscheinung von Urkunden und Bücher-Hss. hat natürlich der Schreibstoff geübt; in dieser Beziehung nimmt das ganze Mittelalter hindurch das Pergament eine beherrschende Stellung ein; der in ältester Zeit daneben gebräuchliche Papyrus verschwindet aus den merowingischen Königsurkunden schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts, während er in Italien, allerdings in immer enger werdendem Kreise, bis zum Ende des 10., in der päpstlichen Kanzlei sogar bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, zuletzt jedoch nur noch selten, im Gebrauch gewesen ist. Die Herstellung und Zubereitung des Pergamentes war nicht überall die gleiche. Im Süden Europas (Italien, Spanien und Südfrankreich) waren die Pergamentblätter zumeist feiner und dünner als die aus dem nördlichen Frankreich und Deutschland stammenden, was damit zusammenhängt, dass man im Norden mehr Kalbs-, im Süden mehr Schafs- und Ziegenfelle zur Pergamentbereitung benutzte. Überdies erhielt das südländische Pergament dadurch ein anderes Aussehen als das nordländische, dass im Süden die beiden Blattseiten verschieden bearbeitet wurden; die Fleischseite ist weiss, glatt und reichlich kalziniert, während die Haarseite einen gelben oder grauen Farbenton zeigt und weniger sorgsam geschabt ist, sodass auch für den tastenden Finger der Unterschied sehr deutlich bemerkbar wird. Der jüngste Schreibstoff des Mittelalters ist das Papier. Hatte man früher geglaubt, dass in der Papierfabrikation zwei Epochen zu unterscheiden wären, eine ältere des Baumwollen-, eine jüngere des Linnen-

---

[1] Vgl. C. Paoli, *Due scritte volgari del secolo XIII* in *Miscellanea Fiorentine d'erudizione e storia* I, 23 ff.; Derselbe, *Mercato, scritto e denaro di Dio* in *Arch. stor. Ital.* 5. Ser. XV, 306 ff.

[2] Vgl. C. Paoli, *Sul testamento in lingua volgare della contessa Beatrice da Capraia* in *Arch. stor. Ital.* 5. Ser. XX, 120 ff.

[3] Vgl. O. Schultz, *Über die älteste Urkunde in sardischer Sprache und ihre Bedeutung* in der *Zeitschrift für roman. Philologie* XVIII, 138 ff. Abbildung des Stückes *Bibl. de l'Ec. d. ch.* XXXV, 255.

[4] Gloria a. O. S. 389.

[5] Giry, *Manuel* S. 473.

papiers, so ist diese Ansicht jetzt als irrig erwiesen worden[1]. Genaue mikroskopische Untersuchungen von Papieren aus den verschiedensten Zeiten haben gezeigt, dass es ein aus roher Baumwolle zubereitetes Papier niemals gegeben hat. Schon die Chinesen haben aus Linnenhadern Papier fabriziert; die Araber haben diese Fabrikation des Linnenpapiers von ihnen erlernt und vervollkommt; durch ihre Vermittelung ist das Papier in Europa bekannt geworden. Mit den Linnenhadern sind auch solche von Hanf, oft im Verhältnis etwa von 1 zu 3, verarbeitet worden; Baumwollenfasern sind nur in geringem Bruchteil und mehr in späteren, als in früheren Papieren nachweisbar. Das verschiedene Aussehen des älteren und jüngeren Papieres rührt aber davon her, dass seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nicht mehr, wie früher, Stärkekleister, sondern tierischer Leim verwandt wurde, um das Papier beschreibbar zu machen; überdies wurde nun Weizenstärke zur Füllung des Papieres gebraucht, um ihm eine möglichst weisse Farbe zu geben. Im Abendlande verwandte man das Papier seit dem 12. Jahrhundert als Schreibstoff; seit dem Ende des 13. Jahrhunderts finden wir zuerst in Oberitalien und in Spanien, seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auch in Frankreich Papiere, die mit Fabrikmarken versehen sind. Diese Wasserzeichen, mit denen man sich in neuerer Zeit viel beschäftigt hat, geben bisweilen brauchbare Anhaltspunkte bei Untersuchungen über Herkunft und Alter von Handschriften; doch ist wohl zu beachten, dass die Wasserzeichen bekannter Fabriken eben wie die heutigen Fabrikmarken ohne Zweifel nicht selten nachgeahmt worden sind[2]. Neben Pergament und Papier sind für Konzepte und Rechnungsbücher während des ganzen Mittelalters und bis auf unser Jahrhundert Wachstafeln im Gebrauch gewesen; aus Frankreich und Italien haben sich einige charakteristische Proben für diese Sitte aus älterer und neuerer Zeit erhalten[3].

7. Äussere Form der Urkunden und Handschriften.

Auf die Gestalt der Hss. hat der Ersatz des Pergamentes durch Papier keinen verändernden Einfluss geübt; auch Papyrus ward im Mittelalter nicht mehr in Rollengestalt, sondern in Buchform verwendet; nur bei umfangreichen Urkunden, wie Notariatsinstrumenten, in die zahlreiche Kopien anderer Akten oder Zeugenaussagen aufzunehmen waren und bei denen man eine Anzahl von grossen Pergamentblättern durch Einflechten von

---

[1] C. M. Briquet, *La légende paléographique du papier de coton* (Genf 1884); Derselbe, *Recherches sur les premiers papiers employés en Occident et en Orient du Xe au XIVe siècle* (Paris 1886); J. Wiesner, *Die mikroskopische Untersuchung des Papiers* (*Mitteil. aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer* II. III. und besonders, Wien 1884); J. Karabacek, *Das arabische Papier* (ebenda II. III); Derselbe, *Neue Quellen der Papiergeschichte* (ebenda IV. 1886); J. Wiesner, *Studien über angebliche Baumbastpapiere* (*Sitzungsberichte der Wiener Akademie*, math.-naturw. Classe 1892); Derselbe, *Die Rohstoffe des Pflanzenreiches* (2. Aufl. Bd. II, Wien 1902); Derselbe, *Mikroskopische Untersuchung alter ostturkestanischer und anderer asiatischer Papiere* (*Denkschriften der Wiener Akademie*, math.-naturw. Classe 1902).

[2] Vgl. C. M. Briquet, *De la valeur des filigranes de papiers comme moyen de déterminer l'âge et la provenance de documents non datés* (Genf 1892). — Midoux et Matton, *Etude sur les filigranes des papiers employés en France au XIVe et XVe siècles* (Paris 1868); L. Wiener, *Etude sur les filigranes des papiers lorrains* (Nancy 1893); D. Urbani, *Segni delle cartiere antiche* (Venedig 1870); A. Zonghi, *Le marche principali delle carte Fabrianesi* (Fabriano 1881); C. M. Briquet, *Les papiers des archives de Gènes et leurs filigranes* (*Atti della soc. Ligure di storia patria* XIX, 217 ff.); N. Barone, *Le filagrane delle antiche cartiere nei documenti dell' archivio di stato di Napoli* (*Arch. stor. per le provincie Napoletane* XIV, 64 ff.).

[3] Vgl. A. Giry, *Manuel de diplomatique*, S. 501 ff.; Paoli-Lohmeyer, *Grundriss* II, 35 ff.

Streifen[1], die an den Enden obendrein mit Siegeln versehen werden konnten, zusammenfügen musste, griff man der bequemeren Aufbewahrung wegen im späteren Mittelalter wieder manchmal auf die alte Rollenform zurück. Bisweilen wählte man in ähnlichen Fällen auch die Buchform, indem man die Siegelfäden durch die einzelnen Hefte zog und ihre unten heraushängenden Enden zur Anbringung des Siegels benutzte. Übrigens beschrieb man bei Urkunden grundsätzlich nur die eine Seite des Pergamentblattes und faltete es mehrfach zusammen, sodass nur die unbeschriebene Seite nach aussen kam. Die Grösse der Blätter war durchaus von dem Umfange des aufzunehmenden Textes abhängig; nur in älterer Zeit wählte man bei besonders feierlichen Ausfertigungen wohl auch Blätter von stattlicher Grösse für minder umfängliche Texte; später findet man je nach Bedürfnis allerhand Abstufungen von kleinen und unscheinbaren Streifchen und Blättern bis zu einer Grösse, wie sie die Natur eben noch zu schaffen im Stande war. Man nahm es auch nicht allzu genau mit etwa vorhandenen Löchern und Schnitten, unvollständigen und unsymmetrischen Rändern; die Notare hatten von jeher selbst bei kleineren Stücken hierauf kein Gewicht gelegt, und ihre Instrumente lassen sich sehr oft schon an der unregelmässigen, vom Rechteck abweichenden äusseren Gestalt erkennen. — Das bei Hss. in Buchform eingehaltene Format ist seit dem 12. Jahrhundert ein überaus schwankendes; während man vorher für wichtigere Werke einer grösseren Quartgestalt den Vorzug zu geben pflegte, bewegt man sich seitdem ohne feste Regel in allen Formaten zwischen der grössten Folioform und dem kleinsten Oktav oder Duodez. Die Stärke der Bände hing zumeist von dem Inhalte ab; man vermied es gern, ein einheitliches Werk auf mehrere Bände zu verteilen. Die Bände setzten sich regelmässig aus einer Anzahl von Heften, die man durch Zusammenbrechen und Zusammenheften von je 2—8 Pergament- oder Papierblättern herstellte, zusammen; Hefte zu 8 Lagen sind in älterer Zeit noch selten, wogegen bei Papier-Hss. des 14. und 15. Jahrhunderts selbst diese Stärke noch überschritten wird; am beliebtesten waren immer die Hefte von 4 Lagen, die man *quaterniones*, *quaternos*, *caternas* oder *cahiers* nannte. Innerhalb der Quaternionen wurden die Blätter gern so geordnet, dass je zwei Fleischseiten und zwei Haarseiten zusammentrafen; dabei war die Aussenseite der Lage bis zur Humanistenzeit meist eine Haarseite, von da ab aber eine Fleischseite. In der Zeit des Überganges vom Pergament zum Papier kam man jedenfalls aus Misstrauen gegen die Haltbarkeit des letzteren zu der eigentümlichen Mode bei sonstiger Anwendung von Papier für die äusseren und oft auch für die innere Lage Pergament zu wählen[2]; als man diesen Brauch aufgab, legte man wenigstens unter die Heftfäden innen wie aussen schmale Pergamentstreifen, und benutzte, um das Material hierzu zu gewinnen, nicht selten Bruchstücke älterer, vielleicht unvollständiger, für uns oft durchaus nicht wertloser Hss.; aus solchen Streifen ist es z. B. gelungen, das oben S. 230 erwähnte *Erfurter Fragment von Aspremont im lothringischen Dialecte* zusammenzufügen. Um die Reihenfolge der Hefte innerhalb des Bandes festzustellen, setzte man auf der letzten Seite des einen in die rechte Ecke oder in die Mitte des unteren Randes, oft von Verzierungen umrahmt,

---

[1] Siehe z. B. die *Charte de Montsaunès* von 1179, abgebildet bei Luchaire, *Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon*, S. 5.

[2] Als eine besondere Eigentümlichkeit spanischer Hss. bezeichnet es P. Meyer, *Romania* X, 226, dass Hefte von 6 Blättern gebildet werden, von denen das äussere und das innere Pergament, die vier anderen Papier sind.

entweder Zahlen oder Buchstaben[1]; später bediente man sich zu dem gleichen Zwecke auch der sog. Reclamanten (franz. réclames) oder Wortcustoden, indem man unten auf die letzte Seite einer Lage das erste Wort der folgenden Lage schrieb; dies findet sich vereinzelt schon im 11., häufiger aber erst mit dem 13. Jahrhundert[2]. Übrigens sind für solche Quaternionenbezeichnung gelegentlich auch noch andere Methoden angewandt worden; und seit dem 13. Jahrhundert erfolgt endlich auch zuerst vereinzelt, dann je später, in desto grösserem Umfange, eine Foliierung und Paginierung im heutigen Sinne; nur wird die entsprechende Zahl ebenso oft in die Mitte des oberen Blattrandes als in die Ecke rechts gesetzt und bei der Foliierung nicht die Vorder- und Rückseite desselben Blattes mit gleicher Zahl bezeichnet, sondern die beiden Seiten des aufgeschlagenen Bandes. Die verschiedenen Hefte eines Werkes sind oft von verschiedenen Schreibern, die nach einzelnen Heften der Vorlage gleichzeitig nebeneinander gearbeitet haben, geschrieben; man erkennt dies an leeren Stellen am Schlusse der Hefte, ohne dass daselbst sich eine Lücke im Texte nachweisen lässt, oder auch daran, dass gegen Ende eines Heftes die Schrift enger und gedrängter wird als am Anfang und in der Mitte. Gestattete es das Format, so brachte man seit alter Zeit gern mehrere Kolumnen auf einer Blattseite an, ja seit dem 13. Jahrhundert wurde es fast stets vermieden, in solchem Falle nur eine Spalte anzulegen; Glossarien, Lexika, Register und ähnliches sind meistens auch früher schon drei- und mehrspaltig geschrieben. Der Kolumnenumriss und die Horizontallinien, die bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts nicht fehlen durften, pflegten ursprünglich mit scharfem Griffel auf der einen Seite des Pergamentblattes so eingeritzt zu werden, dass das ganze Schema auf der anderen Seite deutlich erkennbar war; seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert begann man sich des Bleistiftes, vielleicht auch des Braunstiftes hierzu zu bedienen, bis es Ende des 12. Jahrhunderts sogar aufkam, die Linien mit Tinte zu ziehen; das Schema musste alsdann natürlich auf der Rückseite der Blätter selbständig wiederholt werden. Im 14. Jahrhundert fehlen zumeist die Horizontalen und erst seit dem 15. Jahrhundert kehrte man wieder dazu zurück, diese innerhalb des mit Bleistift oder Tinte gezogenen Kolumnenumrisses einzudrücken.

8. INITIALEN UND ÜBERSCHRIFTEN IN BÜCHER-HSS.

Bis ins 12. Jahrhundert erhielten die Anfangsbuchstaben der Kapitel eines Werkes ihren Platz oft ausserhalb der Textfläche, ja es wurde neben dieser für sie zumeist noch eine besondere ganz schmale Kolumne angelegt; seit jenem Zeitpunkte sparte man den ungefähr für sie erforderlichen Raum im Texte aus, und nur die gelegentlich weiter ausgedehnten Zierraten auf dem Rande wurden neben dem Texte angebracht; durch bildliche Darstellungen erweitert, zogen sie sich seit dem 14. Jahrhundert oft um den ganzen Blattrand herum. Die Hauptinitialen, von deren Form im früheren Mittelalter oben schon die Rede war[3], wurden auch während des späteren Mittelalters ganz in bunten Farben angelegt, alsdann aber oft in wichtigen Hss. mit dünn aufgeschlagenem, echtem Golde verziert. Bildliche Darstellungen menschlicher Figuren in den hohlen Räumen der grösseren Initialen erscheinen erst seit der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts

[1] Die Quaternionenbezeichnung in der Mitte des unteren Randes kommt nach Châtelain erst seit dem 8. Jahrhundert vor.
[2] Wattenbach, *Schriftwesen*[3], S. 180.
[3] S. 212.

und hier ist in der Folgezeit in Italien, gegen Ausgang des Mittelalters auch in Spanien an geschickter Auffassung und feiner Ausführung Vollendetes geleistet worden. Bei den kleineren Abschnitten begnügte man sich zunächst mit einfachen roten Maiuskelbuchstaben, denen man nach und nach wenig umfängliche und einfache Verzierungen in Blau einfügte; in Italien und Südfrankreich wird daneben auch wohl noch die grüne und gelbe Farbe in Anwendung gebracht, namentlich tupft man die Initialen und, wenn die Anfangsworte eines Textes rot geschrieben sind, diesen ganzen Buchstabenkomplex gelb aus; recht auffällig ist daher das Vorkommen kleiner grüner Initialen in der *Libri psalmorum versio antiqua gallica*[1]. Seit dem 12. Jahrhundert kommt man zu einer gewissen Abwechselung dadurch, dass man die Initialen und Paragraphenzeichen umschichtig in roter und blauer Farbe ausführt und, falls Verzierungen anzubringen sind, diese in den roten Buchstaben blau und in den blauen rot ausführt; bei grösseren Abschnitten werden dann beide Farben in gleicher Stärke zur Herstellung des Initiales herangezogen und die Verzierungen, welche hohle Räume füllen, in grosser Feinheit und Zierlichkeit hergestellt; die am Rande neben dem Texte sich nach oben und unten fortsetzenden Verzierungen bestehen zumeist aus abwechselnd roten und blauen, gezackten Blättern, weshalb man diese ganze Anlage als Dornblattmuster bezeichnet hat. Die eben geschilderte Art des Hs.-Schmuckes stand in Italien und Südfrankreich schon zu Ausgang des 13. Jahrhunderts in vollster Blüte, nur geht man in südländischen Hss. beim Blau sehr gern zu einer violetten Färbung über. Dazu ist auch in den Überschriften grösserer Abschnitte und in den Aufschriften, die man auf die oberen Blattränder setzte, eine ähnliche Farbenzusammenstellung und Abwechselung eingehalten worden. Für die Kapitelüberschriften wurde in der Regel gleichfalls bei der Niederschrift des Textes ein Raum zu späterer Eintragung, die zumeist mit roter Tinte, höchst selten mit blauer erfolgte, ausgespart und zwar in treppenartiger Abstufung mehrere Zeilen hindurch auf der rechten Seite der Textkolumne, sodass links daneben eine Anzahl Textworte stehen blieben. Bei mangelhafter Berechnung musste der Rubrikator, d. h. der vom Textschreiber oft verschiedene Verfertiger jener roten Überschriften, häufig zu starken und ungewöhnlichen Abkürzungen greifen; das, was er als Überschrift eintragen sollte, musste er manchmal wohl den dem Texte vorausgehenden Kapitelverzeichnissen entnehmen, und bei den Initialen blieb ihm nichts übrig, als sich den erforderlichen Buchstaben aus dem Rumpfe des Anfangswortes herauszulesen. Dies war nicht nur unbequem, sondern konnte leicht zu unangenehmen Verwechselungen und Fehlern führen; man zeichnete daher seit alter Zeit den als Initial einzusetzenden Buchstaben in kleiner kursiver Form am Seitenrande oder an einer Stelle, wo er leicht durch die spätere Malerei verdeckt werden konnte, vor und trug die Formeln für die Rubren in kleinen Zügen oben oder unten auf dem Blattrande ein; gelegentlich benutzte man auch für letzteren Zweck den Seitenrand, stellte alsdann aber die Buchstaben nicht neben, sondern über einander[2]. Im Laufe der Zeit ging man sogar soweit, die einzelnen selbständigen Sätze in Prosawerken dadurch hervorzuheben, dass man ihre Anfangsbuchstaben rot durchstrich; das war zuerst wohl in poetischen Texten zur Bezeichnung der Versanfänge nötig gewesen, namentlich so lange man die Verse ohne abzusetzen unmittelbar hinter einander schrieb. Erst seit dem Ende des

[1] Sie oben S. 224, Anm. 2.

[2] Siehe *Ex. codd. Ampl.* Taf. 15

12. Jahrhunderts begann man sie auch in poetischen Erzeugnissen in der Landessprache nach dem Muster älterer lateinischer Dichter-Hss. abzurücken, sodass ihre Anfangsbuchstaben in gerader Reihe unter einander stehen. Diese Anfangsbuchstaben wurden alsdann wie die Initialen in älterer Zeit behandelt; es wurde eine besondere Kolumne für sie eingerichtet, durch die sie vom übrigen Texte etwas entfernt stehen. Dennoch hielt man auch an der alten roten Durchstreichung der einzelnen Buchstaben fest, und erst im 14. Jahrhundert kürzte man die zeitraubende und umständliche Manipulation dadurch ab, dass man von oben bis unten durch die Kolumne eine rote Linie zog. Nicht immer ist ein derartiger äusserer Schmuck der Hss., wie er vom Textschreiber beabsichtigt und vorbereitet war, zur Ausführung gekommen: manche Hss. ermangeln seiner teilweise oder weisen gar von Anfang bis zu Ende die entsprechenden Lücken auf; es liegt daher nahe anzunehmen, dass die Ausschmückung oft erst längere Zeit nach Entstehung des Textes auf Veranlassung eines vermögenderen Besitzers bewirkt worden ist. Daher ist es geboten, bei Schlüssen aus dem Charakter der Initialen u. s. w. auf Heimat und Alter der Handschrift selbst eine gewisse Vorsicht zu beobachten; in einigen seltenen Fällen ist übrigens die später ausgeführte Rubrizierung und Ornamentation durch eine Bei- oder Unterschrift ausdrücklich bezeugt.

9. ANFANGS- UND SCHLUSSBEMERKUNGEN IN HSS.

Weit öfter sind die Hss. dagegen mit ähnlichen Zusätzen versehen, die uns ausdrücklich über die Entstehungszeit, über Namen, Stand und Herkunft des Textschreibers und des Auftraggebers, über Benutzung gewisser Vorlagen, Ausführung etwaiger Verbesserungen u. a. m. unterrichten. Freilich ist es notwendig die Form und Fassung solcher Notizen peinlichst zu prüfen, denn es ist mannigfach vorgekommen, dass mechanische Abschreiber auch derartige Angaben aus ihren Vorlagen ohne weiteres herübergenommen haben. Häufig erfährt man aus den meistens mit «Explicit liber» anhebenden Schlussbemerkungen überhaupt erst den Namen des Werkes und seines Verfassers; aber es kommen dabei auch hier allerlei dem Charakter des Mittelalters eigentümliche Künsteleien und Kunststückchen vor: da werden z. B. bisweilen die Namen des Verfassers oder des Schreibers in einer Art Geheimschrift gegeben, müssen vielleicht von rückwärts gelesen werden, oder die einzelnen dazu gehörigen Silben sind in eine Mehrzahl von Versen verstreut. Dazu treten dann weitere, nicht immer vollendete poetische Ergüsse, Danksagungen für die Hilfe göttlicher Kräfte bei der Schreibarbeit, Fürbitten für eigenes und fremdes Seelenheil, selbstbewusste Äusserungen über das Gelingen der gestellten Aufgabe oder demütige Entschuldigungen wegen etwaigen Misslingens derselben, sowie andere beiläufige Äusserungen, bald humoristischen Inhalts, bald die Grenze der Decenz hart streifend oder überschreitend. Weniger sorgfältig sind dagegen die Anfänge der Werke und Hss. behandelt. Seit dem 13. Jahrhundert findet man zwar fast ausnahmslos am oberen Rande der ersten Seite die Worte: «Adsit principio sancta Maria meo» oder eine ähnliche Anrufung, dagegen unterbleibt seit dem 11. Jahrhundert nur zu oft die mit «Incipit liber» einzuleitende Nennung des Titels, besonders häufig aber lässt man den Namen des Verfassers ausser acht, und es gilt ihn anderweit, vielleicht aus dem Wortlaute des 1. Kapitels oder der Einleitung herauszufinden; bei einzelnen Gedichten ist man so glücklich gewesen, den Namen des Werkes und des

Verfassers aus den Anfangsbuchstaben der ersten Verse des Prologes oder des diesem folgenden Textes zusammenzustellen.

10. DIE VOR- UND RÜCKBLÄTTER IN HSS.

Hie und da geben die Schlussbemerkungen wohl auch Kunde von den Kosten der Schreibarbeit, dem späteren Preise und früheren Besitzern des Werkes, meistens jedoch verdankt man Aufschlüsse hierüber mehr den zufälligen weiteren Eintragungen auf den Vor- und Rückblättern und auf den Einbänden der Hss.; man kann durch diese oft eine ganze Reihe von Besitzern feststellen, durch deren Hände eine Hs. zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise gewandert ist; der Weg, den manche mittelalterliche Handschrift zurückgelegt hat, ehe sie von einer der grösseren modernen Sammlungen festgehalten worden ist, ist oft ein sehr weiter und recht verschlungener gewesen. Auch Bemerkungen über andere Schicksale, wie Verpfändungen und Verleihungen zu wissenschaftlichen Zwecken, fehlen an jenen Stellen nicht. Leider ist es wie bei allen ähnlichen mittelalterlichen Angaben über Geldzahlungen überaus schwierig, die für Bücher angegebenen Preise und Werte als teuer, wohlfeil oder angemessen zu bezeichnen; selbst um die Angaben aus den Statuten der italienischen Universitäten, die sich mit Festsetzung der Schreiblöhne nach Seiten, Kolumnen, Zeilen und Buchstaben, sowie mit den Preisen für das Entleihen der Hss. beschäftigen, zu würdigen, entbehren wir noch des geeigneten Massstabes. Unter dem Einflusse der Universitäts-Studien nahm überdies die gewerbsmässige Vervielfältigung von handschriftlichen Texten einen starken Aufschwung, und auch eine Art von buchhändlerischem Gewerbe kam mehr und mehr in Aufnahme. Büssten dadurch auch die Hss. nichts an ihrer Kostbarkeit ein, so konnten doch nicht mehr einzelne Exemplare eines Werkes in dem früheren Sinne als Unica gelten; man sah daher jetzt mehr und mehr davon ab, etwaige Entfremdungen einer Hs. durch eine in dieselbe eingetragene Bemerkung mit Verwünschungen, allerhand geistlichen Strafen und, wenn der Besitzer eine kirchliche Stiftung war, besonders mit dem Zorne des Stiftsheiligen zu bedrohen. An einem ausdrücklichen Besitzvermerke in der Form «Liber iste est N.» oder «Liber iste pertinet ad N.» hat man es jedoch auch später nicht fehlen lassen, und in der Regel ist bei einem Besitzwechsel der neue Erwerber bemüht gewesen, den Namen des Vorbesitzers durch Rasur zu tilgen und den eigenen Namen auf die leere Stelle zu setzen; mit Hilfe von Tinktur[1] gelingt es wohl gelegentlich auch den ersteren wieder leserlich zu machen. Im engsten Zusammenhange mit solchen Besitznotizen trifft man ferner häufig auf Bibliothekssignaturen: nicht nur kirchliche und sonstige öffentliche Sammlungen, sondern auch Private haben es sich schon im Mittelalter angelegen sein lassen, ihre litterarischen Schätze systematisch aufzustellen, zu verzeichnen und mit Nummern und Fachangaben, die sich auf den angelegten Katalog beziehen, zu versehen. Auf den Vor- und Rückblättern hat man ferner vornehmlich bei Sammelbänden die Inhaltsverzeichnisse zu suchen, die, wenn auch nicht immer schon von dem Textschreiber, sondern von einem der älteren Besitzer angefertigt, manchen wertvollen Aufschluss über die Titel der Werke und ihre Verfasser geben. Nicht minder häufig hat man die Rück- und Vorblätter zu anderweiten, mehr

[1] Schwefel-Ammonium ist m. E. die wirksamste und unschädlichste.

zufälligen Eintragungen über politische und kirchliche Vorgänge, Familienereignisse, Rechtsverhältnisse, über Ausgaben und Einnahmen und ähnliches, das recht wohl Beachtung und weitere Verwertung verdient, benutzt; auch durch Merkverse und Sinnsprüche oder kleine Zeichnungen haben sich oft die Besitzer und Benützer zu verewigen gesucht; vieles andere, das sich sonst hier findet, hat mehr den Charakter von Federproben.

Die Vor- und Rückblätter, sowie die auf die Innenseiten der Einbanddeckel aufgeklebten Blätter sind indes noch nach einer anderen Seite hin zu würdigen; man hat auch für diese Zwecke sehr oft Urkunden und Bruchstücke anderer, älterer und wertvoller Hss. verwendet, wie z. B. in einem Erfurter Codex Teile eines lateinischen Kopialbuches Navarreser Mandate[1] aus dem späten 13. Jahrhunderte sich vorfanden; namentlich hat man die Urkunden gern mit der Schriftseite auf die Deckel aufgeklebt, und da die Schrift nicht immer auf der von ihr freien Seite hindurchscheint, so tut man stets gut in jeder Hs. die Blätter, mit denen die Deckel ausgeschlagen sind, ein wenig zu lösen und sich so von dem Mangel oder Vorhandensein von Schrift zu überzeugen.

11. Die Einbände.

Die Verwendung von älteren Hss.-Resten ist sogar noch weiter ausgedehnt worden; man hat, wie gerade ein Erfurter Codex an Urkunden, die sich auf französische Verhältnisse bezogen, zeigte, mehrfache Lagen von Blättern aus Pergament- und Papier-Hss. zu einer Art Pappendeckel zusammengeklebt und diese dann mit Leder überzogen als Einbandtafeln benutzt. Sonst bediente man sich das ganze Mittelalter hindurch bei den Einbänden mit Vorliebe zweier Holzdeckel, die auf dem Rücken durch ein starkes Lederstück zusammengehalten und durch Lederstreifen, die sich in einen Metallstift einhängen liessen, an der Seite, gelegentlich auch oben und unten verschlossen wurden. Neben dem Lederrücken bürgerten sich alsbald auch vollständige Überzüge von Leder verschiedener Farbe oder Appretur ein; ja es kommt sogar neben einem glatten roten Überzuge noch eine Hülle von grünem, rauherem Leder vor; Teile der letzteren hängen dann meistens noch über den Schnitt des Bandes herüber; auf den Deckeln sind diese Überzüge häufig mit Nägeln befestigt, die bald reich façonniert sind, bald in unförmige Buckeln ausarten. Am frühesten treten als weiterer Schmuck wohl verzierte Metallbeschläge an den Ecken und Verschlussriemen hinzu, während die Auflage von Metallplatten mit Vorrichtungen zur Aufnahme von Elfenbeintafeln oder edlen Steinen nur in den früheren Perioden des Mittelalters für überaus wertvolle Hss., die man kirchlichen Stiftungen als Weihegeschenke darbrachte, in Anwendung gekommen waren. Schon seit dem 13. Jahrhundert schlug man auch auf den Lederrücken kleine Stanzen mit Evangelistensymbolen, Wappen und Buchstaben ein, und mit dem ausgehenden 14. Jahrhundert werden über und über fein gepresste Lederüberzüge häufiger. Ob man in der Zeit vor dem 13. Jahrhundert damit, dass man die Schrift erst in verso des 1. Blattes begann, den Umschlag zu sparen beabsichtigte, muss dahingestellt bleiben. Seit dem 14. Jahrhundert begnügte man sich für Hss. von geringerer Bedeutung mit Hüllen von starkem Schweinsleder, die auf dem Rücken der Hefte durch starke Leder-, Holz- oder geschnitzte Hornplatten befestigt wurden; sie reichen meistens mit einem Überschlage um den seitlichen Schnitt der

[1] *Ex. codd. Ampl.* Taf. 41.

Blätter herum, und an ersterem sind Schnüre angebracht, die um einen in der Nähe oder auf dem Rücken befindlichen Knopf herumgeschlungen werden; auch hierzu hat man oft sehr häufig Urkunden- und Hss.-Bruchstücke verwendet. Aussen auf den Einbänden finden wir ebenso wie innen oft Titelangaben und Signaturen, weniger auf dem Rücken der Hss.; ein beliebter Platz zur Anbringung des Titels war auch der Schnitt der Blätter.

Sind alle diese die mittelalterlichen Hss. eigenartig gestaltenden Äusserlichkeiten auch keine Kriterien, die für sich allein entscheidend wären, Alter und Herkunft eines schriftlichen Denkmales zu bestimmen, so tragen sie doch dazu bei, den anderen, namentlich den der Schrift zu entnehmenden Anzeichen in Zweifelsfällen nach der einen oder der anderen Seite hin einen gewichtigen Ausschlag zu geben.

I. ABSCHNITT.

DIE QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

B. DIE MÜNDLICHEN QUELLEN.

VON

GUSTAV GRÖBER.

Unter mündlichen Quellen der romanischen Philologie, die, wie die Erzeugnisse der Hand, die Tätigkeiten, Gebräuche, Unterhaltungen, die Lebensweise der romanischen Völker, die Kenntnis von der romanischen Volkskultur oder die romanische Volkskunde vermitteln, sind die im Verkehr der niederen Schichten gebrauchten Sprachen und Sprachweisen und die in litterarische Formen gekleideten Äusserungen des Geistes der Romanen zu verstehen, die nicht durch die Schrift Verbreitung finden, sondern von Mund zu Mund, von einer Generation auf die andere sich fortpflanzen. Sie haben den Erforscher romanischer Rede zu beschäftigen nicht nur, weil er sich allseitig seines Gegenstandes bemächtigen soll, sondern weil eine Sprachform, z. B. die Schriftsprache, nicht die ganze Sprache eines Volkes ist und diese sich nur mit Hilfe der übrigen Gestaltungen einer Sprache, der Mundarten, vollkommen erschliesst. Aber auch weil die Anfänge der meisten Gattungen des Schrifttums eines Volkes (z. B. Drama, Epos) auf volkslitterarische Grundlage hinweisen und zwischen der Dichtung höheren Stils und der Volkslitteratur eine Wechselbeziehung stattfindet, im Stoff, in der Form, in der Auffassungs- und Darstellungsweise, im Ton u. s. w.; und weil der Philolog die volkstümliche Rede und litterarische Erzeugnisse in ihr zu sammeln und den übrigen Volkstum- und den Geschichtsforschern zugänglich zu machen hat. Denn mundartliche Wortgestalt und mundartlicher Sprachschatz lassen nicht weniger als das geschrieben überlieferte Wort in die geschichtliche Vergangenheit und in die ehemalige politische Stellung einer Volksgemeinschaft zu anderen Blicke tun. Ihre litterarischen Hervorbringungen, vom Sprichwort, dem Epigramm des Volkes an, bis zum volkstümlichen Epos oder Drama, prägten ihre Erlebnisse, Erfahrungen, Einsichten, ihren Glauben und ihr Empfinden, ihre Denkweise, ihren Charakter, die Welt ihrer Phantasie und ihre Kunstbildung, nicht

nur die heutige, sondern wie sie vor Alters waren, aus, — es sind immer die gewissermassen klassisch gewordenen geistigen Erzeugnisse einzelner aus dem Volke, die vermöge ihrer Fasslichkeit und als vollendeter Ausdruck des Denkens und Empfindens der Allgemeinheit festgehalten wurden, die aber zu ihrer Befestigung und Verbreitung durch den Volksmund längerer Zeiträume bedurften und ihnen sich anpassten, — sind geschichtlicher Stoff. Daher hat auch die geschichtliche Forschung über die Völker, über Religion, über das Rechtsleben, über Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst eines Volkes teil an ihnen und erkennt nicht selten aus ihnen von der Wissenschaft und vom gebildeteren Bruchteil einer Nation längst überwundene Bildungszustände einer weit zurückliegenden Vergangenheit in eigene Vergangenheit in der Gegenwart wieder. Auch hier hat die Philologie jenen Wissenschaften die fremde Rede zunächst zu deuten. Sie nach den sprach- und litterargeschichtlichen Gesichtspunkten zu bearbeiten, die bei der geschrieben überlieferten Rede zur Anwendung gelangen, ist auch hier eine ihrer geschichtlichen Aufgaben.

2. Die mündlichen Quellen der romanischen Philologie sind teils unmittelbare, teils mittelbare. Die unmittelbaren sind der Volksmund der Gegenwart, die derzeitige Sprache der romanischen Volksgemeinschaften, und die von ihm gehegten geistigen Erzeugnisse in litterarischer Form. Die mittelbaren sind Aufzeichnungen früherer Zeit nach dem Volksmund; die Arbeiten früherer Sammler volksmässiger Rede und Litteratur; Zeugnisse über vulgäre Rede und volksmässige Litteratur; die geschriebene Litteratur, soweit sie nach Inhalt und Form nicht der Fremde entlehnt oder schriftstellerisches Erzeugnis ist. Bei den unmittelbaren, noch fliessenden Quellen für Rede und Litteratur des Volkes kommt es darauf an, an ungetrübter Quelle zu schöpfen und das ihnen zu Entnehmende genau zu erfassen; bei den mittelbaren ist die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung zu prüfen und die volkstümliche Grundlage nachzuweisen.

3. Dem Volksmund der Romanen in der Gegenwart ist, trotz der schon erfreulich entwickelten romanischen Dialektkunde, mundartlicher Sprachstoff noch immer in Fülle abzugewinnen. Zu ihm gehört alles, was von der Schriftsprache und der Rede der Gebildeten ausgeschlossen und als dem niederen Verkehr angehörige Sprache gilt. Sie ist verschieden rein nach dem Bildungsstande der Sprechenden. Sie ist am einheitlichsten da, wo, wie in dem Verkehre ferngerückten Gegenden mit unentwickelter Schule, Berührungen mit anderer Sprachform etwa nur durch den Seelsorger vermittelt werden; sie unterliegt lexikalischer Einwirkung besonders im flachen Lande, das den Nachbargemeinden, dem Zuzug aus der Fremde offen steht; dort, wo die Lesekunst verbreitet ist; noch mehr in den, aus den verschiedensten Volksschichten und Orten sich rekrutierenden Städten mit ihrer mannigfach abgestuften Bevölkerung. Aufzeichnungen volkstümlicher Sprache dürfen der Angabe über die Beschaffenheit der Quelle und über die lokalen Verhältnisse der Sprachart nicht entbehren, wenn die wissenschaftliche Bearbeitung nicht erschwert werden soll. Die fremden Bestandteile von den heimatlichen und den nur einem bestimmten Bildungskreise angemessenen zu sondern, wird dem in einer Lokalsprache Aufgewachsenen und zugleich sprachlich Gebildeten am besten gelingen, der ein Gefühl für das Einheimische hat. Der Aussenstehende hat den Bauer, den Handwerker da zu belauschen, wo er nicht mehr sein will, als er ist, und ihn durch Orts- und Standesangehörige womöglich zu kontrollieren.

4. Die Aufnahme[1] des lokalen Wortschatzes, und die Beobachtung der grammatischen Form und des Wortes im Zusammenhang der Rede ist die

erste Aufgabe des Sammlers. Bei Auffassung der lautlichen Seite der mundartlichen Rede ist alles Hörbare zu berücksichtigen, Klang und Dauer des Lautes, Tonstärke und Tonhöhe, Angleichungen der Wortform an benachbarte Wörter, Vortragsweise u. s. w. Die richtige Auffassung der Laute setzt ein an feinere Klangverschiedenheiten gewöhntes Ohr voraus. Nur dem wird sie in der erreichbaren Vollkommenheit gelingen, der die eigne Sprache zu beschreiben unternimmt, und der zugleich mit Lautunterschieden und mit der physiologischen Natur der Laute vertraut ist. Denn er vermag sowohl den durch einen Laut hervorgerufenen Gehörseindruck, auf dessen Auffassung der eine fremde Sprache Redende sich beschränken muss, als die Bildungsweise des Lautes und der ihn begleitenden Erscheinungen zu beschreiben[2]. Zur Bezeichnung mundartlicher Laute dienen linguistische Alphabete, in denen mittels des Schriftzeichens der Gehörseindruck symbolisiert zu werden pflegt[3], oder die bequemeren lateinischen Buchstaben durch Anbringung von Unterscheidungszeichen zur Angabe besonderer Klang-, Dauer- und Tonverhältnisse fähig gemacht sind[4]. In der romanischen Philologie gelangten bisher das italienische Alphabet I. Ascolis, dargelegt in seinem *Archivio glottologico ital.* I. (1872) und das deutsche E. Böhmers, in den *Roman. Studien* I. (1872) entwickelt, zur Anwendung; ersteres namentlich im *Archivio glottologico* und in den Arbeiten der Italiener, letzteres in deutschen, z. B. in Th. Gartners *Rätoromanischer Grammatik* (1883) gebraucht. Ascoli benutzt die Zeichen des Punktes, des Striches, des Zirkumflexes, des Kreisrunds über oder unter dem Buchstaben und die Verschmelzung zweier Buchstaben um die Vokalbezeichnungen zu vermehren; den Akut, den Zirkumflex, Punkte und Striche bei den Konsonantenzeichen der lateinischen Schrift zu deren Erweiterung. Böhmers System, das nur Punkte und Häkchen an den Fuss des üblichen Vokalzeichens fügt, bei den Konsonanten mit Punkt, Zirkumflex oder Schenkelverlängerung sich begnügt und einige griechische Buchstaben aufnimmt, hat den Vorzug, dass es bei den Vokalzeichen auch noch die Dauer und Betonung anzugeben gestattet, durch blosse Verdoppelung der diakritischen Zeichen ausserordentlich erweitert werden kann und so der lautreichsten Sprache anpassbar ist.

5. Was zu einem klaren Einblick in die flexivische Form der Lokalsprache erforderlich ist, lehrt den Sammler schon eine allgemeine Kenntnis von der Sprachgruppe, der jene angehört. Besonders aufmerksam will die syntaktische Seite beobachtet sein[5], für die selbst der die Rede vervollständigende Gestus nicht gleichgiltig ist. Natürlich lässt sich nur aus zusammenhängenden Äusserungen, Gesprächen, Erzählungen entnehmen, was eine Lokalsprache syntaktisch zu leisten vermag. Nur lange Berührung mit ihr führt, so beschränkt auch der Sprachschatz einer Mundart ist, zu einer erschöpfenden Kenntnis ihrer Worte, ihrer sachlichen, bildlichen und scherzweisen *(dicton;* ital. *modo di dire)* Bezeichnungen der Dinge. Am meisten ist zwar an den ihr eigentümlichen gelegen. Aber jedes andere Wort ist als Mittel zur Bestimmung des Umfangs der Bildung der Sprachgemeinschaft und durch seine lautliche Form der Beachtung und der Aufzeichnung im mundartlichen Wörterbuch wert. Auch der aus der Fremde aufgenommene Ausdruck ist, in jenem und in diesem Sinne, unentbehrlich und soll nicht darum übergangen werden, weil er als solcher erkannt ist. Gewöhnlich füllt er eine Lücke im heimischen Begriffsschatze aus. Wichtig sind auch Flur-, Familien-, Rufnamen u. dgl.

6. Nächstdem ist den Erzeugnissen der Rede in litterarischer Form nachzuspüren. Wie gross die Ernte hier noch sein kann, zeigen G. Pitrès bändereiche *Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane* und andere

volkskundliche Sammelwerke (S. 182f.). Die meisten Arten dieser litterarischen Erzeugnisse finden sich in abweichender Form bei anderen Völkern wieder. Sie sind Ausflüsse der Lebenserfahrung, oder entspringen dem Gemütsleben, dem Spieltrieb, der Geselligkeit, sind Würze bei der Arbeit; sie quellen hervor aus den Ereignissen, die ein Volk und Volksgemeinschaften erschütterten und ihm denkwürdig wurden, und knüpfen an an auffällige, absonderliche Erlebnisse, an Wendungen von Schicksal und Lebenslage Einzelner. Sie stellen die verschiedensten Auffassungen von der Welt und den Dingen dar und drücken die mannigfaltigsten Stimmungen aus. Sie unterscheiden sich, und zu ihrem Vorteil von den gleichartigen Erzeugnissen der höheren Litteratur darin, dass ihnen immer etwas Tatsächliches zu Grunde liegt, ein Erfahrenes, ein Ereignis, ein Erlebnis, und dass in ihnen die treue Erinnerung, das ergriffene Gemüt, der zu klarer Erkenntnis gelangte Verstand, ohne Vermittelung der Reflexion und ohne die Absicht, Wirkungen hervorzuzufen, reden, in plastischer Anschaulichkeit, mit unentstellter Empfindung, in unverfälschter Logik. Sie sind nicht gemacht, sondern geworden, nicht ersonnen, sondern dem Schaffenden gleichsam geoffenbart, unendlich positiv, Spiegel der Seele derjenigen, in denen sie erstanden, Echo des Geistes derer, die sie verstanden und in sich aufnahmen.

Die Erfahrung kleidet sich in die Form des Spruches, der gereimt oder in Prosa, einer Naturbeobachtung (Wetterregel, Bauernregel, franz. *pronostic*), einem moralischen Urteile (Sprichwort, franz. *proverbe*, ital. *proverbio* u. s. w.) prägnanten, oft drastisch bildlichen Ausdruck verleiht. Auch den Naturmächten dargebrachte Wünsche nehmen die Form des Spruches an (franz. *formule*, *formulette*); ebenso Erntesegen, Bienensegen, Bannsprüche zur Beseitigung von Schmerzen und Krankheiten (ital. *scongiuro*, rum. *descântece* u. s. w.), das Rezept der Volksmedizin u. a. — Die Empfindungen des Volksgemütes strömen aus im Liede (franz. *chanson*, ital. *canzone* u. s. w.), mit dem die Mutter die ersten Schmerzen des Kindes scheucht (Wiegenlied, Schlummerlied, Ammenlied, franz. *berceuse*, ital. *ninna-nanna*), und der Liebende und die Geliebte Verlangen und Sehnsucht, Entzücken und Trauer, Liebeslust und Liebesleid (franz. *chanson d'amour*) einander mitzuteilen wissen. — Das Spiel und die Lust am Spiel rufen schon im kindlichen Kreise das Spiel begleitende rythmische Wortreihen und neckischen Kindersang, Kinderlieder und Kinderreihen (franz. *chanson d'enfants*, *ronde*; ital. *canzone fanciullesca*, *giuoco fanciullesco* u. s. w.) hervor, und zur Vergleichung der Dinge miteinander und um auf das Verborgene im Gekannten hinzuleiten, wird der kindliche Verstand durch Rätselspiel und Rätsel (franz. *devinette*, ital. *indovinello* u. s. w.) geschärft. — Die Erwachsenen stimmen beim geselligen Gelage das Trinklied, Weinlied und Weinspruch (franz. *chanson à boire*, ital. *brindisi* u. s. w.) an, und preisen im Erntegesang (franz. *chanson pour la moisson*) den Segen des Jahres. Den Tanz regelt das Tanzlied (franz. *danse*, ital. *canzone a ballo*, *ballata* u. s. w.), bei der Hochzeit erhöhen Hochzeitslieder (franz. *chanson de mariage*, ital. *canto di nozze* u. s. w.) die Lust der Gäste. Auch Jahresfeiern und der Freude geweihte Tage haben ihre Gesänge, das Weihnachtsfest (franz. *noël*, ital. *cantico di natale*, rum. *colinde* u. s. w.), das neue Jahr (franz. *vers du jour de l'an*, ital. *cantico per il giorno dell'anno nuovo* oder *capo d'anno*), der Frühlingsanfang (Mailied, ital. *maggio*) u. a. Die Jahresfeiern und der Lust geweihte Tage des Jahres finden nicht selten in Mummereien, in Possenspielen, in den Fastnachtsspielen und -Liedern (franz. *mascarade*, ital. *commedia di carnevale*, *canzone carnevalesca* u. s. w.) ihren Mittelpunkt und auf den Jahrmärkten ist das Marionettenspiel mit seinen drolligen Figuren,

derben Reden und kräftigen Witzen an kleineren Orten noch immer das Ergötzen von Jung und Alt (franz. *théâtre de guignol*, ital. *teatro de' burattini* u. s. w.). — Selbst die Arbeit wird durch gleichmässige Bewegungen rythmisiert und lässt bei dem einen Volk diese, bei einem andern jene Taktart und Versformen[6] erwachsen oder sie wird durch Gesang und Lied (ital. *canti de' lavoratori*) gewürzt; und der Landmann und der Schnitter auf dem Felde, der Hirt auf der Alp, der Handwerker in der Werkstatt lernt, durch die eigene Tätigkeit angeregt, auch wohl selbst ein Lied anstimmen. — Trümmer wenigstens alter Erinnerungen an die nationale Vergangenheit, an die Schicksale des Volkes in frühester christlicher und selbst heidnischer und in jüngerer Zeit sind in den Sagen (franz. *tradition*, ital. *tradizione*) der Romanen, wenn auch arg verwittert, noch immer aufbewahrt. Den Heiligen, den grossen Männern und seinen Wohltätern bewahrt das Volk in seinen Legenden (franz. *légende populaire*, ital. *leggenda*), in seinen geschichtlichen Liedern (franz. *chant historique*, ital. *canto storico*, rum. *cantece bâtrineştĭ* u. s. w.) ein dankbares Gedächtnis. Zum Teil an mythologische Vorstellungen heidnischer Zeit, an den Volksglauben von der Existenz aus der Phantasie, aus Furcht und Wunsch geborener feindlicher und glückspendender Mächte, an Naturdinge knüpfen die Märchen (franz. *conte*, ital. *fiaba, favola*) des Volkes an. Das überraschende Erlebnis, wunderbare Schicksalsfügungen, Befreiung aus Gefahr und Verlegenheiten durch Tüchtigkeit, Klugheit oder Verschlagenheit, scherzhafte Vorfälle, werden in der Novelle, Anekdote, im Schwanke (franz. *nouvelle, facétie*, ital. *novella, frottola*) den Nachgeborenen zur Ermunterung, zur Belehrung, zur Warnung und Erheiterung kund getan. In mehreren dieser verbreitetsten Gattungen volkslitterarischer Erzeugnisse haben die Romanen durch örtliche und politische Verhältnisse bedingte eigentümliche Arten entwickelt oder bestimmte Formen mit besonderer Vorliebe ausgebildet.

7. Die Fundstätten jener mündlichen Litteratur sind so zahlreich, wie ihre Arten und zu manchem gelingt es nur dem Eingeweihteren vorzudringen. Das Sprichwort ist ein Gemeinplatz der Rede des gemeinen Mannes, dessen er sich zu bedienen pflegt, wo er seinem Urteile eine allgemeinere Form zu geben veranlasst ist. Die Wetterregel, der Erntesegen des Landmannes wird an den Tagen seiner ländlichen Verrichtungen vernommen, der Bannspruch beim Volksarzte, bei heilkundigen Hirten und Frauen. Das Schlummerlied will von der Kindeswärterin, das Arbeitslied auf Feld und Weide, in der Werkstatt und auf dem Meere gehört sein. Die Kinderstube lehrt das Rätsel und das Märchen, der Tummelplatz der Kinder ihre Spiellieder, die Schenke das Trinklied; auf der Wanderung und unter dem Fenster seines Mädchens stimmt der Bursch sein Liebeslied an; bei der Hochzeit und an seinen Festen singt das Volk seine geselligen Lieder. Die trauliche Bank vorm Hause, der warme Platz am Herd bei der abendlichen Rast, die Spinnstube und andere Versammlungsorte der Familie, der Arbeiter, der Geschlechter waren und sind noch da, wo die Zeitung das Neuigkeitsbedürfnis nicht schon völlig ausfüllt und der Kalender noch Raum lässt, die Lieblingsplätze der Erzähler von Novellen, Schwänken und Anekdoten. Der eigentliche Volkssänger scheint nur in Rumänien (*lăutarĭ* genannt)[7] und Italien noch nicht ganz ausgestorben zu sein, wo vom Geschichtensänger, *cantastorie* (s. P. Rajna, *I Rinaldi o cantastorie* in Nuova Antologia 1878, 15 dicembre), noch Heldengesang gehört wird, wie in Neapel, oder der Strassensänger mit seiner Begleiterin zur Guitarre Liebeslieder vorträgt, wie in Genua und in Spanien, wo der andalusische Zigeuner in seinem Jargon mit scherzhaften und ernsten *cantes* die niederen Kreise unterhält

(s. Schuchardt, *Die Cantes flamencos*, in Zeitschr. f. rom. Phil. V). Im italienischen Volkstheater giebt der Vertreter des lokalen Volkswitzes, in Florenz z. B. der *Stenterello*, über öffentliche Angelegenheiten der Volksmeinung in der heimatlichen Mundart Ausdruck. Auch der Karneval erzeugt dort manche Blüte des Volkswitzes von längerer Dauer. Ernste dramatische Spiele werden in Italien, nachweislich seit Anfang des 19. Jahrhunderts, von ländlichen Schauspielern aufgeführt, sog. *Maggi*, nach der Aufführungszeit im Frühjahr so genannt (s. d'Ancona in Nuova Antologia, 1869) u. a. m. An einzelnen Orten Südfrankreichs und Italiens wurden endlich seit etwa einigen Jahrzehnten auch Zeitungen in der provinzialen Mundart gedruckt, die von der Rede und Denkweise des Volkes kundigen Schriftstellern Prosastücke und Gedichte, aber persönlichen Charakters mitteilten, und namentlich in italienischen Städten, in Südfrankreich und unter den Wallonen sind Lokaldichter in grösserer Zahl aufgetreten.

Zu immer stärkerer Verengerung dieser Fundstätten mündlicher Volkslitteratur führt allmählich und mit einer Aufhebung des landschaftlich Individuellen bedroht die Erzeugnisse des litterarischen Volksgeistes in der Gegenwart der wachsende Einfluss der grossen Städte auf das platte Land mit ihren Auge und Ohr fesselnden Schaustellungen, mit ihren öffentlichen musikalischen und gesanglichen Unterhaltungen, mit dem prickelnden Singsang ihrer Cafés chantants, die nach den kleineren Städten und immer weiter sich verpflanzen. Ein geschäftiges Litteratentum leitet den grossstädtischen Geschmack und die hauptstädtische Sinnesweise nach den fernsten Orten. Die durch den Schulunterricht sich mehrende Volksbildung und die sich immer weiter verbreitende Lesekunst erhöhen mit dem Niveau der Einsichten der niederen Stände auch ihre Unfähigkeit das Überkommene zu bewahren und wert zu halten, was den Vorfahren lieb und teuer war. Auch dadurch wird jedoch sobald nicht die Volkslitteratur gänzlich aufgehoben werden. Aber ein moderner Geist zieht in sie ein, der die Volksphantasie beschränkt, indem er ihr den Wunderglauben entreisst, der dem Volke solche litterarische Formen aufdrängt, deren sich die höher entwickelte geschriebene Litteratur bedient, und der nur grad-, nicht artverschieden mehr ist von dem Geist, der die höheren Gesellschaftskreise beherrscht, die die Erzieher des Volkes geworden sind. Die Aufsammlung der mündlichen Litteratur der Romanen wird dadurch nicht nur dringlicher, sondern auch bereits erschwert.

8. Was den Fundstätten der Volkslitteratur entnommen wird, muss, wie die Volkssprache, treu aufgefasst und aufgezeichnet werden. Die in Frankreich lange Zeit üblich gewesene kompositionelle Bearbeitung, bei der der Schriftsteller nicht neben dem mitzuteilenden Stoffe übersehen sein wollte, bringt nur Verwischung wesentlicher Züge mit sich. Besonders bei den Prosaformen der Volkslitteratur, der Novelle, dem Märchen wurde hier gefehlt; während die Volksdichtung vor Entstellung durch die gebundene Form geschützt ist. Das unübertreffbare Vorbild für die Nacherzählung des Volksmärchens stellten die Brüder Grimm in ihren Kindermärchen auf. Zum Lied gehört auch die Melodie. Der Sammler wird öfter fragmentarischer Kenntnis einer Erzählung, eines Märchens, eines Liedes begegnen, oder wird sie zu vermuten haben, wo dem Vernommenen die Abgeschlossenheit abgeht, die auch den Erzeugnissen der Volkslitteratur nicht fehlen kann. Hier ist daher gleichfalls die Kontrolle nötig. Sie ist auch da nicht überflüssig, wo dem Sammler ein Ganzes entgegentritt. Denn nicht der erste Beste verfügt über die ortstypische Form und über ein treues Gedächtnis. Vor allem ist die Probe bei den Prosaarten anzuempfehlen, bei

denen kaum oder selten eine feste Form ausgebildet ist. Diese ist ja doch im allgemeinen nur da vorhanden, wo der litterarische Volksgeist der Veränderung und Entstellung vorbeugen will. Selbst schon beim gereimten Sprichwort oder der Wetterregel, die gewonnene Erfahrung den Nachkommen unzweideutig übermitteln sollen. Der Reim ersetzt hier die Schrift, er ist die Schrift des Volkes. Den Prosaarten fehlt aber solche schützende Form. Auch sie ist der sinnzerstörenden Verwitterung durch die Sprachentwicklung natürlich ausgesetzt. Hier aber ereignet sich ein viel schnellerer und stärkerer Wechsel. Denn der Erzähler, der nur Fabel, Grundgedanken und Pointe dem Gedächtnis einzuprägen pflegt, ist bei der Mitteilung seines Stoffes fast immer selbst kompositionell tätig und gestaltet, was er zu sagen hat, auf seine Art. Veränderte Stimmung, neue Eindrücke, Aufnahme weiteren ähnlichen Stoffes in das Gedächtnis bringen unvermeidlich, bewusst und unbewusst, Veränderungen des Vortrags und der Darstellung, Verschiebung der Teile und Abänderungen am Kerne mit sich, und so wird es möglich, dass am selben Ort Varianten von Märchen und Erzählungen angetroffen werden, die oft zusammen erst auf den älteren Kern führen. Auch unterscheidet sich im Volke, wie in gebildeten Kreisen, der eine vom andern hinsichtlich der Kunst zu erzählen und darzustellen; es gilt klare und objektive Erzähler ausfindig zu machen.

9. Von den mittelbaren Quellen, die Kunde geben von romanischer Volkssprache und -Dichtung der Vergangenheit, sind die Arbeiten früherer Sammler volksmässiger romanischer Rede und Litteratur zum Teil im ersten Abschnitt des ersten Teiles erwähnt, die Wörterbücher romanischer Mundarten, grammatische Darstellungen, Mundartproben, Beiträge zur Kunde ungeschriebener romanischer Prosa und Dichtung. Nur die Wörterbücher sind bisweilen von höherem Alter und zeigen eine Mundart, wenn auch nicht auf erheblich älterer Lautstufe, so doch z. B. die italienischen, manches, heute nicht mehr vernommene Wort ehemalig in Gebrauch. Die Zuverlässigkeit der Angaben ihrer Verfasser ist an der lebenden Sprache zu prüfen. Am glaubwürdigsten sind diejenigen, die den mundartlichen Ausdruck durch den entsprechenden der gebildeten Sprache zu ersetzen anleiten. Mit Vorsicht zu gebrauchen sind dagegen die, deren Absicht war, den Wortreichtum einer Mundart darzutun, denn sie beschränkten sich nicht auf die aus dem Volksmunde wirklich vernommenen Worte, sondern vermehrten öfters den mundartlichen Wortschatz durch Worte anderer, besonders der gebildeten Umgangssprache, die sie in die Mundart umschrieben. Unzulänglich ist gewöhnlich ihre Bezeichnung der Aussprache, bei der sie sich mit dem Alphabet der Schriftsprache zu behelfen pflegten. Als alt bei den Romanen wird das Volksmärchen erwiesen durch französische Märchen, wie sie zuerst 1687 Ch. Perrault *(Contes de ma mere l'Oye)* zusammenstellte. Ebenso weit zurück reichen die Sammlungen romanischer Sprichwörter (s. S. 49ff.). Kenntnis von anderen Arten der romanischen Volkslitteratur ist Sammlern früherer Jahrhunderte jedoch nicht zu entnehmen. Das französische Volkslied wird in zum Gebrauch bestimmten Liederbüchern allerdings schon im 15. Jahrhundert berücksichtigt. (S. die Nachweise über franz. Volksliederbücher bei G. Paris, *Chansons du XVe s.*, 1875, S. X ff.; A. Tobler, in *M. Haupts franz. Volkslieder*, 1877, S. 157 u. s. w.)

10. Wohl aber erfährt man von anderen Arten aus Zeugnissen, Anspielungen, und Entlehnungen bei Schriftstellern älterer Zeit, und schon des MA. Von volksmässiger Sprache, niederer Rede und Wendung wird gesprochen, sobald die romanischen Sprachen zu Litteratur-

sprachen sich zu entwickeln beginnen und Grammatiker auftreten. Römische Schriftsteller und Grammatiker stellten so schon der lateinischen Sprache die rohe Sprache des Ungebildeten, eine *lingua vulgaris* oder *rustica* der *lingua latina* gegenüber, und überliefern aus ihr Wörter oder Wortformen, die zum romanischen Wortbestand gehörig, und Wortformen, die als Vorläufer romanischer Wortgestalt erkannt sind. Dante lehrt bereits die Vielartigkeit der italienischen Zunge in seiner Zeit und begründet sein abschätziges Urteil über sie durch einzelne Anführungen. Weitere Kenntnis romanischer Volkssprache verschafft der Einblick in die Schriften der zahlreichen romanischen Grammatiker seit dem 16. Jahrhundert. Ihre Warnungen vor unedlem Ausdruck, unrichtigem Wortgebrauch, falscher Aussprache sind unabsichtliche Beschreibung und Kennzeichnung der Rede des Volksmunds der Vergangenheit. Die Komödiendichter, die den Bauer auf die Bühne bringen, wie in Frankreich seit Molières Zeit geschieht, suchen ihn seine Sprache reden zu lassen, und auch der Satiriker neuerer Zeit, z. B. Rabelais, verwendet Wort und Rede des Volkes zur komischen Wirkung. Allenthalben bietet auch die geschriebene Litteratur und überliefert die Schrift Proben von Arten der Volkslitteratur der Romanen in früher Zeit. Das romanische Sprichwort verwenden Schriftsteller jeder Gattung schon im MA. Italienische Karnevallieder werden seit dem 15. Jahrhundert bekannt (Guerrini, *Canti carnescialeschi*). Eine politische Frottola vom Jahre 1497 ist in einem Aktenstück erhalten (*Giorn. storico degli Archivi toscani*, 1858). Bolognesische Volksdichtung erkennt man in einigen, in Memorialen bolognesischer Notare des 13. und 14. Jahrhunderts eingezeichneten Balladen und Liedern im Volkston (s. Gaspary, *Gesch. der ital. Literatur* I 109ff.). Dante spielt im *Purgatorio* XXIII 111 auf das Wiegenlied an. Von italienischen Tanzliedern bei Maifesten spricht der französische Epiker Adenet le roi (*Cleomades* I 89) im Ausgang des 13. Jahrhunderts. Die Lieder, die ein blinder Sänger in Florenz im 17. Jahrhundert vorzutragen wusste, nennt er in einem 1629 versifizierten Katalog; darunter einige, die neuere Sammler im Volksmunde vorfanden (s. d'Ancona, *Poesia popolare italiana*, 1878, S. 99). Ein echtes volksmässiges französisches Liebeslied stellte Molière im Misanthrope dem glatten, empfindungslosen Liebesgedicht der derzeitigen Salonlyrik gegenüber. Ja, dass in Frankreich Maskenspiele auf offener Strasse, anstössige und üppige Lieder schon im 9. Jahrhundert, ehe die französische Sprache für die Schrift reif geachtet wurde, das Volk belustigten, dass man sich am Sonntag zusammenfand um sich Geschichten zu erzählen, und dass alles das, mitsamt den Springer- und Seiltänzerkünsten, die der Spielmann aufzuführen wusste, als ein Rest heidnischer Zeit gewiss mit Recht von dem Erzbischof Herard von Tours in einem seiner Erlasse vom Jahre 858 verworfen wurde (*ne in illo sancto die vanis fabulis aut locutionibus sive cantationibus vel saltationibus, stando in biviis et plateis, ut solent, inserviant; illas vero ballationes et saltationes canticaque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat* (der Christ), *nec in plateis nec in domibus neque in ullo loco, quia haec de paganorum consuetudine remanserunt*; s. du Méril, *Poésies popul. lat. du moyen âge*, 1847, S. 193; Baluze, *Capitularia reg. franç. I* S. 957), beweist nicht nur das hohe Alter der französischen Volkslitteratur, sondern auch eine, bis ins fränkische und römische Heidentum zurückreichende volkslitterarische Tradition. Denn jene, von der Kirche verfolgten litterarischen Unterhaltungen sind umsoweniger auf dem Boden des Christentums erwachsen, als sie schon im 6. Jahrhundert der Bischof Caesarius von Arles († 542) mit ähnlichen Ausdrücken in der Predigt

beklagt: *quam multi rustici, quam multae rusticae mulieres cantica diabolica, amatoria et turpia, ore decantant* (Du Méril, a. O.; Verf., *Zur Volkskunde*, 1892). Auch das Bestehen von mündlichen Erzählungen über Taten und Handlungsweise geschichtlicher Helden, wie Karl der Grosse, wird in der lateinischen Schriftstellerei des 9. Jahrhunderts bereits beurkundet, wenn der Mönch von St. Gallen in den *Gesta Karoli Magni* angiebt, dass er im Auftrage Karls des Dicken die zum Teil mit epischen Anschauungen durchsetzten Geschichten niederschreibe (vor 888), die er von seinem Erzieher, einem alten Soldaten Karls des Grossen, und dessen Sohne Werimbert vernommen habe. Dass der Poeta Saxo zur selben Zeit in seinem Leben Karls des Grossen (*Monumenta Germaniae hist., Script.* I S. 225) von *vulgaria carmina* spricht, in denen Karl, seine Vorfahren und Nachkommen besungen würden, mag immerhin nicht auf eine Verbreitung epischer Gedichte in französischer Sprache, die öffentlich gesungen worden wären, gedeutet werden dürfen. Unzweideutig sind sie aber in einem Leben des heil. Faro von Meaux aus dem 9. Jahrhundert bezeugt, das die Nachricht, ein auf Chlotars (II.) Sieg über die Sachsen (622) und auf des Bischofs Faro Eingreifen in die Ereignisse bezügliches Gedicht habe sich vermöge seiner rustiken Form in aller Mund befunden und beim Gesang des Liedes hätten die Frauen, Beifall zu erkennen gebend, im Chore getanzt (*ex qua victoria carmen publicum juxta rusticitatem per omnium pene volitabat ora, ita canentium* ... folgen sieben Verse des Gedichtes in lateinischer Umschrift ... *feminaeque choros inde plaudendo componebant;* Du Méril a. a. O. S. 239; Verf. in *Raccolta di studii critici ded. ad A. D'Ancona*, 1901, S. 583), mitsamt den auszüglich mitgeteilten Versen, nur einer älteren Quelle entnommen haben kann. Ja man ist sogar versucht, in den lateinischen Versen die Umschrift von altfranzösischen Zehnsilbnerstrophen mit der Assonanz in geschlossenes *o* herauszulesen. Solchen Zeugnissen und Anführungen aus litterarischen Erzeugnissen, die der Volksmund verbreitet, ist mit Aufmerksamkeit nachzugehen. An ihrer vollständigen, bei ihrer Zerstreuung in die verschiedenartigsten Schriftstücke allerdings schwierigen Sammlung ist viel gelegen, da sie ein Wegweiser sind bei Nachforschungen über die Entstehung von Gattungen der geschriebenen Litteratur und litterarischer Werke älterer Zeit. Denn schon die mitgeteilten Proben aus dem Zeugnismaterial lehren, dass ein Zusammenhang zwischen mündlicher und schriftlicher Litteratur und Abhängigkeit letzterer von ersterer bei den Romanen besteht, die auch da denkbar ist, wo ausdrückliche Zeugnisse fehlen, nachdem, wie sich zeigt, der schriftlichen romanischen Litteratur eine mündliche vorausgeht und sie begleitet.

11. Hierüber sind Belehrungen aus der letzten Art mittelbarer Quellen für die Kunde mündlicher romanischer Litteratur in der Vergangenheit zu schöpfen, aus der geschriebenen Litteratur, aus ihrem Inhalt und ihrer Form, soweit sie nicht Ausfluss fremder geschriebener Litteratur sind. Selbst für die romanische Volkssprache frühester Zeit fliesst eine solche Quelle in denjenigen lateinischen Schriftdenkmälern, in denen, wie in alt- und spätlateinischen Inschriften, in den ältesten Handschriften lateinischer Autoren, in gewissen lateinischen Schriftstellern heidnischer und römisch-christlicher Zeit, in den, im entarteten Latein des frühen Mittelalters verfassten Urkunden und litterarischen Erzeugnissen bis auf Karl den Grossen, volkstümliche Wortform und volksmässiger Ausdruck durch Nachlässigkeit bei der mechanischen Herstellung der schriftlichen Dokumente, oder durch Absicht und mangelnde Sprachkenntnis ihrer geistigen Urheber die vulgäre Rede sich unter die gebildete lateinische gemischt hat. S. hierüber Teil III,

Abschn. 1. A. 4. Nicht minder ist in anderen Sprachen, in die der romanische Volksmund lateinisches Sprachgut überführte, ehe noch Aufzeichnungen in romanischer Sprache erfolgten, z. B. im Altdeutschen und Altenglischen, romanische Volkssprache in früher Entwicklungsform zu beobachten. S. Teil III, Abschn. 1 A. 5.

12. Volksmässige Bestandteile sei es des Inhalts, sei es der Form, sind in Zeiten bewusster litterarischer Künstlerschaft, in denen vom persönlichen Denken und Empfinden und vom Gestaltungsvermögen des Schriftstellers Inhalt und Form der litterarischen Leistung vorwiegend abhängen, an schriftstellerischen Werken natürlich weniger sichtbar als im Beginn einer Litteratur, und sie vermindern sich in ihnen, in dem Masse, als diese die höhere gesellschaftliche und die wissenschaftliche Bildung zum Ausdruck bringen. Wie aber jedes schriftstellerische Werk Nachahmung und Umbildung vorangegangener Werke ist, die litterarische Darstellungskunst sich nur langsam vervollkommnet, und nicht anders als Malerei, Bildhauerkunst und die Gerät und Maschine ersinnende Technik von den schlichtesten, von rohen und unbehilflichen Gestaltungen ausgeht, so auch die geschriebene Litteratur. Eine jede, deren älteste Denkmäler für eine Litteraturform nicht einfache Verhältnisse zeigen, hat entweder gleichartige Erzeugnisse in einer fremden Litteratur, die vorbildlich wurde, zur Voraussetzung, oder sie ist die Fortsetzung nationaler mündlicher Litteratur von gleicher oder einfacherer Art. Unsere Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Sprachgelehrsamkeit versichert uns, dass für die schriftliche romanische Litteratur nur eine geschriebene Litteratur, die lateinische, vorbildlich werden, diese aber auch nur gewisse Wege weisen konnte. Bei anderen Arten, Stoffen und Formen des französischen, provenzalischen, italienischen Schrifttums u. s. w., für fast alle von gemeinverständlichem Charakter, sind ältere geschriebene Beispiele in der Landessprache als die erhaltenen annehmbar, die durch die Unbilden der Zeit zu Grunde gingen, und auch sie müssen in demselben heimischen Boden und in der mündlichen Litteratur wurzeln. Nur bis zur mündlichen Litteratur eines anderen Volkes noch können sie verlaufen, mit dem, wie zwischen Kelten und Romanen, zwischen Franken und Romanen, ein andauernder Sprachverkehr bestand und in dem durch politische Verhältnisse polyglotte Einwohner erstanden waren, die früher, wie heute, nötig waren, um auch nur die kleinste Anekdote aus einer Sprache in die andere überzuführen.

13. Diese litterarischen Grundlagen und Ausgangspunkte von Stoffen, Gattungen und Formen der geschriebenen Litteratur der Romanen zu ermitteln bedarf es umsichtiger Zergliederung dieser selbst und sorgfältiger Erwägung der Umbildungen und Anwendungen, die Erzeugnisse der lateinischen Litteratur unter den Romanen erfahren konnten. Von letzteren aber kann sicher nicht die Rede sein, z. B. bei der italienischen *Commedia dell' arte*, der zum französischen Jahrmarktspiel im 17. Jahrhundert gewordenen, schon im 15. Jahrhundert in Italien geübten Stegreifkomödie, die in ihrer unlitterarischen Form, mit ihren feststehenden Rollen, dem *Arlechino*, dem *Dottore*, *Amante*, der *Colombina* u. s. w., mit ihrer Karnevalsnarrheit, und -Ausgelassenheit, ihren Ursprung aus den Karnevallustbarkeiten des italienischen Volkes deutlich verrät, wenn diese selbst auch auf die alten römischen Mimen zurückgehen mögen[8]. Durch die erzählenden *Lais* der altfranzösischen Dichterin Marie de France (12.—13. Jahrh.), die sich ausdrücklich zur Nachdichtung vernommener Lieder bekennt, blickt ein Volkslied vom Schicksal Liebender von ergreifender Einfalt, das in seiner Auffassung von Menschen und Dingen, in der Verwendung von Zaubereien

und hilfreichen überirdischen Wesen weit in die Vergangenheit zurückweist, aber weder in der lateinischen Litteratur ein Seitenstück hat, noch aus christlichen Anschauungen erklärbar wird. Die Feen, die Riesen, die Zauberer, die Zwerge mitsamt der glänzenden Welt, der eigenartigen moralischen Atmosphäre, der Erdvergessenheit, in der die Dichter des 12. Jahrhunderts in Artus- und Abenteuerromanen ihre phantastischen Gestalten sich bewegen lassen, sind so wenig homogen den moralischen Anthropomorphismen des Christentums, den Engeln und dem Teufel und dem Inhalt lateinischer Schriftwerke, und ein so durchgebildeter und sicher gebrauchter dichterischer Apparat, dass die Vorgeschichte dieser Litteraturgattung von langer Dauer gewesen und in mündlicher Überlieferung in heidnischer Zeit schon anheben muss. Ebenso sind die wundersamen Berichte aus dem Leben fränkischer Fürsten bei lateinischen Chronisten wie Fredegar (7. Jahrhundert) unverkennbare epische Elemente, die dem, der mündlichen Überlieferung aus der Vergangenheit ebenso unbefangen wie der schriftlichen vertrauenden Geschichtsschreiber nur der nationalepische Volksgesang in Frankreich zuführen konnte (s. Rajna, *Origini dell' epopea francese*, 1884, S. 51 ff.). Also aus ihm, nicht aus lateinischer Dichtung ist das, seit dem 12. Jahrhundert aufgezeichnete volksmässige Epos der Franzosen von Roland, Guillaume d'Orange, Renaud von Montauban u. s. w. herzuleiten. Nicht minder ist in die mittelalterlichen Heiligenlegenden in lateinischer Sprache volkslitterarischer Stoff eingedrungen und mit geschichtlichen Bestandteilen ablösbar in ihnen verbunden.

14. Auch die Zergliederung und Vergleichung der Form romanischer Dichtung früherer Zeit weist eine vorausgegangene Entwicklung derselben im Volksmund und selbständige Anfänge derselben nach. Mehrere der ältesten französischen Nationalepen stehen auf der Stufe bänkelsängerischer Spielmannsdichtung, die sich dem Hörer marktschreierisch anpreist. Nur wenn einem besseren Vorbild nachgestaltet, konnten sie den platten Ton anschlagen und die geschwätzige Breite, die inhaltslose Phrase, die wirre Darstellung anwenden. Da lateinische Vorbilder dafür nicht vorhanden sind, müssen sie einer entarteten einheimischen litterarischen Gattung angehören, und zwar einer solchen, der von Haus aus die heroische Grundstimmung, die natürliche Logik und Einheit nicht gefehlt hat. Die französische *chanson de geste* muss diese Eigenschaften einstmals besessen haben. Die epische Phrase der geschriebenen *chansons de geste* kann nur aus dem bedeutungsvollen epischen Beiwort früherer Dichtung entstanden sein. An mehreren unter ihnen, am Rolandslied, an der Fierabrasdichtung, und auch an der alten französischen Alexiuslegende, die in verschiedenen Redaktionen überliefert sind, kann die zunehmende Entartung der Grundform beobachtet werden. Auch die älteste überlieferte Redaktion derselben ist solcher Verderbung da unterworfen gewesen, wo sie jenen Forderungen nicht entspricht. Zur Aufzeichnung gelangte das französische Nationalepos vermutlich erst, als es durch Zusätze zu umfangreich geworden war, um im Gedächtnis festgehalten werden zu können, lange nachdem seine Blüte vorüber war. — Der *Refrain* im Lied kann keine Erfindung der geschriebenen Litteratur sein, da unerklärbar wäre, wie die eine Kurzzeile, nicht aber die übrigen Liedzeilen einem Leser und danach dem Volke zur gesungenen Refrainzeile in seinen Liedern hätte werden können. Wenn der Refrain in lateinischer Sprache schon in dem Augustinischen Abundantiahymnus (Du Méril, *Poésies popul. antérieures au XIIe s.*, 1843, S. 120) und im frühesten christlichen Kirchengesange auftritt, so könnte er zwar von diesem in die romanische Dichtung übergeführt und als eine durch bestimmte Bedürfnisse

und Verhältnisse der alten Christengemeinden hervorgerufene gelehrte Form des christlichen Ritus gedeutet werden. Allein, wenn die altfranzösische Bearbeitung des Hohenliedes Salomonis (Foersters *Altfranz. Übungsbuch* I, 1902, S. 163) mit dem Refrain und dem geistlichen Stoffe nicht den Hymnenstil verbindet, sondern vielmehr die Darstellung, die der altfranzösischen Romanze oder *chanson d'istoire* (vgl. Bartsch, *Altfranz. Romanzen und Pastourellen*, 1870; Verf., *Die altfranz. Romanzen und Pastourellen*, 1872) eigentümlich ist, und auch den Vers mit dieser lyrisch epischen Dichtgattung, mitsamt dem Refrain gemein hat, der bei der *chanson d'istoire* stehend ist, so ist jene geistliche Dichtung mit ihrem weltlichen Bestandteile nicht eine Umbildung der Hymne, sondern eine Nachbildung der volkstümlichen französischen Romanzenpoesie, und aus der zweizeiligen, mit kurzzeiligem Refrain versehenen Strophe des Hohenliedes ist vielmehr auf gleich einfache französische Romanzen zur Zeit der Abfassung jenes Liedes zu schliessen, also auf Romanzen von der denkbar einfachsten Form, die, da der Refrain in der Landessprache ursprünglich Chorlied ist, zum Volksliede gestellt werden müssen. Die uns zufällig überlieferten französischen Romanzen von entwickelterer Form wird man nicht als die ersten ihrer Art ansehen und sie aus dem geistlichen Hohenlied ableiten, dessen weltliches Element nur aus gleichartiger weltlicher Dichtung verstanden werden kann.

15. So haben denn auch gewisse Strophenformen romanischer Poesie ihre Wurzeln in der mündlichen Litteratur der romanischen Länder. Die *laisse* oder Tirade der altfranzösischen Heldendichtung hat in der schriftlichen Litteratur nirgends einen Anhaltspunkt. Vermutlich nicht schon in jenem Liede auf Faro von Meaux ist sie verwendet worden; eher sind Dichtungen wie der Abundantiahymnus mit seinen ungleich langen Strophen dafür vorbildlich gewesen. H. Schuchardt suchte (*Ritornell und Terzine*, 1874) die beiden Hauptstrophen der italienischen Kunstdichtung, die *Ottava* und die *Terzina*, gewiss mit Recht aus italienischer Volksstrophe, jene aus dem *rispetto*, diese aus dem *ritornello* herzuleiten. Der unvollkommene Reim (Assonanz) des romanischen Volksliedes und der auf den Gleichklang der Tonvokale und auf Scheidung männlicher und weiblicher Silben ebenfalls beschränkte bequeme Reim in altfranzösischer Volksepik, Romanzendichtung und gelehrter Poesie verrät die mangelnde Kontrolle des Auges in der ersten Zeit reimender romanischer Dichtung und die Entstehung des Reimes in den geschriebenen romanischen Litteraturen aus älterer mündlich fortgepflanzter Dichtung. Dass diese Dichtung nicht auch eigene Verse besessen, sondern die von ihr gebrauchten lediglich dem kirchlichen Liede zu verdanken haben sollte, ist wenig wahrscheinlich. Spruch und Sprichwort geben Anlass, rythmische Reihen, die auch das roheste Volk seinem Taktgefühl und seinen Arbeiten abgewinnt, in bestimmter Art zu begrenzen, Spruch und Sprichwort bevorzugen bestimmte unter ihnen und sind geeignet, diese zu befestigen und nationale Versarten zu erzeugen. Nicht zufällig lässt sich der volksmässige französische 10 Silbner und der Volksliedvers Italiens, der *endecasillabo*, auf ein lateinisches Metrum von häufigem Gebrauch in weltlicher oder kirchlicher Dichtung ohne Zwang nicht zurückführen. Nicht zufällig ist das gehäufte Auftreten seiner beiden Teile im Refrain, der 4- und 6silbigen Refrainzeile in französischer Poesie volksmässigen Charakters; während die Abstammung der anderen, in den romanischen Litteraturen vor dem Auftreten des Prinzips der Formvariierung allein angewendeten Verse, des 8silbigen, des 14silbigen, von geläufigen Kirchenliedweisen sofort in die Augen springt, und keiner von beiden oder

Teile des 14 Silbners in Frankreich eine dem 10 Silbner vergleichbare Verwendung erfuhren.

16. Indem die Forschung durch Zergliederung und Vergleichung der Bestandteile der geschriebenen den Spuren der mündlichen romanischen Litteratur nachgeht und durch sie der letzteren eine neue Quelle aufschliesst, verfährt sie ähnlich, wie die geschichtliche Grammatik, die im Sprachschatz eines Volkes den Bestand an Wörtern in der Zeit vor der Sprachüberlieferung in der Schrift, die ererbten von den entlehnten Wörtern zu scheiden sucht. Die Trümmer der litterarischen Hervorbringungen des ungelehrten Volksgeistes, die der Romane in der Zeit bewusster Litteraturpflege als Bausteine verwendete, gilt es aus den Litteraturschätzen der romanischen Völker zu erkennen und aufzusammeln. Die Arbeit ist hier wie dort unleugbar mit Schwierigkeiten verbunden. Ein tieferer Einblick in Volksart und volksmässige Litteratur, der durch Vertrautheit mit den Ergebnissen des Studiums der aus unmittelbarer Quelle geschöpften Erzeugnisse des volkslitterarischen Geistes zu gewinnen ist, muss hier, wie dort die Einsicht in das wirkliche Leben der Sprache, die Wege weisen. Dass nicht immer über den volksmässig nationalen und den kunstmässig gelehrten Charakter einer Erscheinung im Gebiet der romanischen Litteraturen zu entscheiden sein wird, ist vorauszusehen. Die Forschung über die mündliche Litteratur der Romanen kann aber so wenig zu lauter unzweifelhaften Ergebnissen gelangen, wie die Geschichte selbst.

[1] Lundell, *Sur l'étude des patois* in Techmers *International. Zeitschr.* 1884, S. 308 ff. — [2] Winteler, *Die Kerenzer Mundart*, 1876, ist ein erstes Muster dafür; T. Gartner verfuhr mit nachahmenswerter Vorsicht bei der Sammlung des Stoffes für seine *Rätoroman. Grammatik.* — [3] Brücke, *Methode der phonetischen Transscription*, 1863; Thausing, *Natürliches Lautsystem*, 1863; Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache;* Techmer in seiner *Zeitschrift.* Bd. I, 1883. — [4] Lepsius, *Linguistisches Alphabet*, 1855 u. a. — [5] Einen Versuch darin machte Frl. Dobschall, *Wortfügung im Patois v. Bournois*, 1901. — [6] Bücher, *Arbeit u. Rhythmus*, 1899². — [7] S. Nyrop in *Romania* 14, 154. — [8] Reich, *Der Mimus* I (1902).

II. ABSCHNITT.

DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.

A. METHODIK UND AUFGABEN DER SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

VON

GUSTAV GRÖBER.

Vorbedingung für die Erforschung der romanischen Sprachen ist das Wissen vom lebendigen und überlieferten romanischen Sprachstoff (romanische Sprachkenntnis; romanische Sprachkunde; Dialektologie), wie er aus den mündlichen Quellen der Gegenwart und den schriftlichen irgend einer Zeit zu schöpfen ist. Lebende romanische Sprache wird gewusst zunächst von denjenigen, die sie als Muttersprache reden, von den Romanen. Von ihnen erwerben die andere Sprachen Redenden ein Wissen von lebender romanischer Sprache durch Verkehr mit den Romanen, durch Verdolmetschung und durch die verschiedenen Arten von Polyglotten, Grammatiken, Wörterbücher, Übersetzungen. Polyglotten, dazu Sprachenvergleichung und hermeneutische Kunst (s. das folgende Kapitel) sind für den Nationalen wie für den Fremden die unentbehrlichen Mittel zur Erlangung von Wissen und Verständnis romanischer Sprache älterer Zeit. Die romanische Polyglotte ist bereits im MA. vorhanden. Schon die alten Glossare von Cassel und Reichenau des 8. Jahrhs. (Foerster, Altfranz. Übungsbuch, S. 1 ff.) sind Dolmetscher romanischer Rede; ebenso die altfranzösischen Übersetzungen der Psalmen von Oxford und Cambridge, die Predigten des heil. Bernard u. s. w.; Übersetzungen altfranzösischer Texte ins Italienische, romanischer Schriftwerke ins Mittelhochdeutsche und Deutsche, ins Mittelenglische, Englische u. s. f.; die alten provenzalischen Grammatiken des 13. und 14. Jahrhs.; in fremde Sprachen eingedrungene, in der gebenden romanischen Sprache selbst abgestorbene Wörter u. s. w. Bei dem bruchstückartigen Charakter des dem Fremden durch den Verkehr oder durch Schriften und dem späterlebenden Sprachgenossen aus der trümmerhaften Sprachüberlieferung und der Sprachauslegung der Vergangenheit verständlich werdenden Sprachstoffes sind dem Wissen von fremder Sprache Schranken

gezogen, die für den eine Sprache als Muttersprache Redenden nicht bestehen. Da er dieselbe aber unbewusst handhabt, hat auch er mit seinem Sprachwissen nicht schon Einsicht in ihr Wesen, in die Ursachen, die ihn zur Anwendung einer Wortform, Wortverbindung oder Wortfolge veranlassen, in den Bau und in die Einrichtung seiner Sprache.

2. Hierzu bedarf er der grammatischen Auffassung seiner Sprache, der Zergliederung seiner Rede, der Aufsuchung und Zusammenordnung des Gleichartigen in ihr, der Bestimmung der Laute, der Formen der Sprache, der Arten und Weisen seines Gedankenausdrucks, der Übersicht über seinen Wortschatz. Die Betrachtung, der so die Sprache unterworfen wird, und die dazu führt, den tatsächlichen Sprachzustand des Redenden in bündiger treffender Fassung (Regel) zu beschreiben, ist empirische Sprachbetrachtung. Alle praktischen Zwecken dienenden, die bestehende (lebende) Sprache beschreibenden romanischen Grammatiken und Wörterbücher entspringen dieser Betrachtung. Ursprünglich von Nationalen, dann von Bilinguen ausgeübt, ist auch der Fremde mehr und mehr in der Lage, bei ausreichendem Sprachwissen diese Betrachtungsweise fremder Sprache durch Beobachtung zu vervollkommnen.

Wofern er jedoch die fremde Rede nicht in völliger Freiheit, sicher und doch unbewusst, anzuwenden vermag, sie reflektierend reproduziert, ist sie für ihn eine tote Sprache, von der er nur eine historische Auffassung, zu der er nur ein historisches Verhältnis hat. Sein Weg zum Sprachverständnis führt von aussen nach innen, von Wort und Satz zur Vorstellung und zum Gedanken, während bei dem Nationalen umgekehrt die Vorstellung das Wort, der Gedanke den Satz herbeiruft. Es ist derselbe Weg, der eingeschlagen wird, um in das Verständnis einer toten, nur in der Schrift erhaltenen Sprache einzudringen, ein Weg, auf dem auch der Nationale allein eine Mundart seines Landes und die Sprache desselben in früheren Jahrhunderten verstehen lernt. Denn die Sprache ist der Veränderung, das Wort dem Wechsel in Form, Gebrauch und Bedeutung unterworfen, ist veränderliches Zeichen eines veränderlichen Bezeichneten, das aus Schriftdenkmälern rekonstruktiv im Geiste auch des Nationalen erst wieder zu erzeugen ist. Die Kenntnis von Sprache und Sprachinhalt früherer Zeit ist historische Sprachkunde, die Betrachtung der Sprachveränderungen in der Vergangenheit, die die Schrift vor Augen stellt, ist historische Sprachbetrachtung. Sie verfolgt den Wechsel in der Sprache von ihrer ältesten schriftlichen Bezeugung bis zu ihrer jüngsten und bis zu ihrer lebenden Form und bildet aus ihren Beobachtungen chronologische Entwicklungsreihen.

Die älteste schriftliche Aufzeichnung und der Anfang einer Sprache sind jedoch auseinanderliegende Zeitpunkte. Die Schriftdenkmäler überliefern auch nur einen Teil der Veränderungen, die sich in einer Sprache ereigneten, und bringen nur einige Entwicklungsformen derselben zur Anzeige und haben sie nicht in ununterbrochener Folge aufbewahrt. Vor allem über die Anlässe zu den Veränderungen, über ihre Ursachen, über das Werden der Sprache geben sie keine Auskunft. Dieses zu erkennen, die unbezeugten Übergangsglieder aufzusuchen, die Sprache bis zu ihren Anfängen zurückzuverfolgen ist die Aufgabe einer genetischen Sprachbetrachtung. Sie erläutert die Veränderungen aus dem Wirken der Sprachwerkzeuge und aus den die Sprache beherrschenden seelischen Vorgängen; sie ermittelt auch, durch Vergleichung verwandter Sprachen, unter den physiologisch und psychologisch möglichen, die für eine bestimmte Sprache zulässigen oder allein annehmbaren unbezeugten Übergangsformen. Der

Kulturgeschichte erschliesst sie einen Teil des Begriffsschatzes eines Volkes, über den es schon vor seinen schriftlichen Denkmälern verfügte, der Völkerpsychologie verschafft sie Einblick in Seiten des Volkscharakters.

Verallgemeinert, nicht bloss auf eine oder mehrere unter einander verwandte Sprachen angewendet, gleicht die genetische Sprachforschung der Physiologie, die Betätigungen und das gesetzliche Wirken der körperlichen Organe aus ihrer Einrichtung, und der Biologie, die Entstehung und Veränderung derselben erforscht, da sie das Wirken des vorstellenden Geistes in der Sprache, die das Sprechen veranlassenden und begleitenden seelischen Tätigkeiten, Entstehung und Wandel in Sprache und Rede aus der seelischen Mechanik, mitsamt der Entwicklung des Geistes selbst, zu ergründen sucht, und wird so (psychophysische) Sprachwissenschaft[1].

3. Das Verhältnis der empirischen, historischen und genetischen Betrachtung ist der Art, dass zur vollständigen Auffassung einer Spracherscheinung keine ausreicht, vielmehr alle drei dazu erforderlich sind. Denn die empirische Betrachtung erfasst die Spracherscheinung nur in ihrem Sein, die historische ermittelt ihr Gewordensein, die genetische erforscht ihr Entstehen. Der genetischen Betrachtung geht die empirische und historische Bearbeitung des Sprachstoffes voraus, wie sie geschichtlich beiden folgte. Beide sind aber, abgesehen von ihren Leistungen für die genetische Betrachtung, auch um anderweiter Dienste willen unentbehrlich.

Die empirische Sprachbearbeitung, gleichviel ob sie lebende Mundart und Sprache, oder die Sprache eines begrenzten Zeitraums in der Vergangenheit, eines Schriftstellers oder einer Schriftstellergruppe früherer Zeit zum Gegenstand nimmt, führt zur Einsicht in das grammatische Gefüge einer Sprache und in die Redeweise einer Zeit oder eines Autors und verhilft zu richtiger und genauer Auffassung des Sinnes von Wort und Rede. Sie gelangt bei sorgfältiger Beobachtung der Sprachform, des Sprachgebrauchs, der Sprechweise eines Schriftstellers zur Erkennung richtiger und unrichtiger Überlieferung, zur Entscheidung über Echtheit und Unechtheit der ihm beigelegten Werke und vermittelt ein tieferes Verständnis seiner stilistischen Besonderheit und seines Geistes. Sie bildet mit Kritik und Hermeneutik (s. das folgende Kapitel) die Grundlage für die Vergegenwärtigung des Inhalts fremder Rede im Sinne ihrer Urheber.

Indem die historische Sprachbetrachtung sodann die Veränderungen in der Sprache, die Wandlungen in ihren Lauten und Formen, das Auftreten neuer Wortbildungsmittel, neuer Satzgestalt, neuer Wörter und neuer Wortbedeutung zu datieren unternimmt, stellt sie Kennzeichen auf für die Abfassungszeit ohne Datum überlieferter Schriften und trägt gleichfalls bei zur Lösung von Echtheitsfragen. Sie bringt ausserdem Licht in die unverständlichen Ausdrücke einer jüngeren Sprachperiode, erklärt aus der lebenden Sprache nicht mehr zu deutende Weisen der Satzbildung, Wortverbindung und Wortform aus älterer Wortbedeutung und Sprachregel, aus älterem Sprachgebrauch; sie macht im Wörterbuche einer Sprache eine geschichtliche Anordnung der Wortbedeutung, die Darlegung der Bedeutungsentwicklung eines Wortes an Stelle der üblichen logisch analytischen möglich, die vom Ende der Bedeutungsentwicklung, der abstrakten Verwendung eines Wortes, zu ihrem Anfang, zur Anwendung auf Konkretes, Sinnfälliges übergeht, und weist den Umfang des Begriffsschatzes eines Volkes, das Mass der Betätigung seiner geistigen Kräfte in der Sprache für verschiedene Zeiträume seines geschichtlichen Daseins nach.

Die genetische Sprachbetrachtung endlich fasst die Erscheinungsformen einer Sprache als Betätigungsweisen der Sprachorgane und des

Geistes der Redenden auf und verwendet bei ihrer Erklärung einerseits durch Selbstbeobachtung und Studium mannigfacher Sprach- und Sprecharten gewonnene allgemeine Einsichten in das Wesen der Sprache und des Sprechens, vermehrt aber andererseits auch diese Einsichten selbst durch Erkennung von Besonderheiten der einzelnen Sprachen und ihrer geistigen Bedingtheit. In solchem Sinne verwendet und übermittelt sie Gesichtspunkte der psychophysischen Sprachwissenschaft, d. i. die Zusammenfassung der Resultate der genetischen Betrachtung der Sprachen oder die Wissenschaft von den Prinzipien der Sprache[2].

4. Die bei den drei Betrachtungsweisen der Sprache zur Anwendung gelangenden Erkenntnisverfahren sind zwar, der Verschiedenheit des Stoffes und der Ziele entsprechend, verschieden, aber alle sind induktiver Art. Denn es wird bei allen vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Erscheinung zur Ursache, von der sprachlichen Äusserung zum geistigen Vorgang fortgeschritten, den der Redende kundgiebt. Es werden in der Rede Laute, Wörter, Wortformen, Wortreihen unterschieden, beobachtet und verglichen; die gemeinsamen und trennenden Merkmale an Wort- und Satzarten werden aufgesucht, Gleichartiges wird zusammengeordnet; der Begriff des gefundenen Gleichen und die Bedingungen für die als gleich erkannten Erscheinungen werden festgestellt, und von ihnen aus wird auf die gemeinsame Ursache geschlossen. Nur nimmt die empirische Forschung den Sprachstoff hin, wie sie ihn findet, während die historische sich auch zu vergewissern hat, für welche Zeit und für welchen Ort ein Schriftdenkmal Zeugnis ablegt, und die genetische die verwandten Sprachen, die Beschaffenheit der menschlichen Sprachwerkzeuge, den Sprachprozess und das Verhältnis von Sprechen und Denken zu berücksichtigen hat. Für die Richtigkeit der Erkenntnis in allen drei Arten der Sprachbearbeitung wird ein grosses Beobachtungsfeld, vielseitige Vergleichung, sichere Erfassung des Gleichen in jedweder Verhüllung und Erkennung des Verschiedenen erfordert.

5. Die drei Arten der Sprachforschung befassen sich gleicherweise mit der Sprache, mit ihren grössten und kleinsten Teilen, vom Satzgefüge bis zum Laute herab: mit der Wortfügung (Syntax), der Wortbedeutung (Lexikologie), der Wortbildung (Morphologie) und den Sprachlauten (Phonologie). Es besteht somit eine empirische, historische und genetische Syntax, Lexikologie, Morphologie und Phonologie, und die Untersuchung ist auf die Regeln der Wortfügung einer Sprache, wie auf den zeitlichen Wechsel derselben und die Ursachen dieses Wechsels, auf die in einem bestimmten Zeitraum gebrauchten Bedeutungen eines Wortes, auf die Veränderungen der Bedeutung und ihre Gründe, auf die Wortbildungsmittel einer Sprache, ihre Vermehrung und Verminderung im Laufe der Zeit und auf die Veranlassungen dazu, auf den Lautbestand, die Lautänderungen und die innere Geschichte des Lautwechsels gerichtet.

[1] W. v. Humboldt, *Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, hrsg. v. Pott, 1876; Ders., *Sprachphilos. Werke*, hrsg. v. H. Steinthal, 1884. H. Steinthal, *Abriss der Sprachwissenschaft*, 1871. Wegener, *Grundfragen des Sprachlebens*, 1885. Von der Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft*, 1901². Wundt, *Völkerpsychologie*, I. Bd., 1901 (Delbrück, *Grundfragen der Sprachforschung*, 1901; Sütterlin, *Das Wesen der sprachlichen Gebilde*, 1902). — [2] H. Paul, *Principien der Sprachgeschichte*, 1898 (Dittrich in *Ztsch. f. rom. Phil.* 23, 538).

I. EMPIRISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Vom unmittelbaren oder durch Deutung oder Polyglotte erlangten Verständnis einer lebenden oder toten Sprache aus gelangt die empirische Forschung unter Vergleichung von Gedanken und Rede zunächst zur Unterscheidung der Rede nach Ausdrucksformen. Sie ist entweder subjektive (affektische) oder objektive (verstandesmässige) Gedankendarstellung und zeigt das Empfinden des Redenden mit Bezug auf den besprochenen Gegenstand in seiner Äusserung, oder ist blosse Mitteilung des Gedankens. So ergiebt sich eine Scheidung des affektischen von dem affektfreien Satze oder, nach den Alten, eine *syntaxis figurata* und eine *syntaxis regularis.* Indem dann weiter der Gedanke in seine Teile (Vorstellungen) zerlegt wird, geben sich im Satze ihnen korrespondierende, aufeinander bezogene Satzglieder zu erkennen, die eine Vorstellung entweder in einer Wortgruppe, deren Teile durch Beziehungselemente oder durch Stellung aufeinander hinweisen und die so eine engere Einheit in der Satzeinheit bilden, oder durch eines der begrifflich verschiedenen Wörter (Wortarten) ausdrücken, mit denen sich eine Wortlehre (Wortkategorienlehre) zu beschäftigen hat. Sie bildet einen Teil der Grammatik jeder Sprache, also auch der romanischen und indogermanischen Sprachlehre, wo man sich gewöhnt hat die Wortarten nach dem System der alten griechischen und römischen Grammatik zu scheiden und zu benennen. Die Vorstellung findet den genauesten Ausdruck immer nur in einem Wort; aber keine Sprache ist so reich, um für jede Vorstellung ein eignes Wort zur Verfügung zu stellen, und da die Vorstellung immer aus einem Aggregat von, im Laufe der Zeit immer zahlreicher bewusst werdenden Merkmalen besteht, die auch an anderen Dingen, in verschiedenem Verhältnis zu einander stehend wahrgenommen werden, so eignet sich ein Wort nicht zum Ausdruck nur einer Vorstellung, sondern für mehrere, ähnliche Vorstellungen und kann vom Redenden, mehr oder weniger treffend, mehrsinnig verwendet werden. Die Vorstellungen, die eine Sprache oder ein Schriftsteller mit einem Wort verbindet, hat die Bedeutungslehre (Lexikologie) aus dem Satzzusammenhang zu ermitteln. Die Beziehungen aber der Vorstellungen in der Rede aufeinander und Nuancierungen einer Vorstellung werden bei weiterschreitender Vergleichung von Gedanken und sprachlichem Ausdruck als teilweis am vorstellungtragenden Worte durch besondere Wortglieder bezeichnet gefunden, die der Beziehungsfähigkeit einer Vorstellung eine mehrfache Beugungsfähigkeit und ihrer Nuancierbarkeit eine mannigfache Bildungsfähigkeit des entsprechenden Wortes gegenüber treten lassen. Diese Wortglieder stellen die Wortbildungsmittel einer Sprache dar, die Gegenstand der Wortbildungslehre (Morphologie) sind. Die Lautungen endlich, die dem Angeredeten die Vorstellungen des Redenden im Worte zu Gehör bringen, erweisen sich bei Besinnung auf ihre zeitliche Succession und ihre Bildungsweise als zerlegbare Lautreihen, welche sich aus Lauten zusammensetzen, die sich als die einfachsten Bestandteile der Sprache (Lautlehre, Phonologie) ergeben, zu denen die zergliedernde Forschung vordringen kann. Syntax, Morphologie und Phonologie werden gewöhnlich, als die formalen Seiten der Sprache behandelnd, unter dem Namen Grammatik zusammengefasst und der Lexikologie oder Bedeutungslehre, als einer stoffliche Seiten der Sprache behandelnden Disziplin der Sprachforschung gegenübergestellt, obgleich auch die in der Morphologie vorzuführenden Wortbildungsmittel «Bedeutungsträger» sind.

Die empirische Forschung löst ihre Aufgaben mangelhaft, wenn sie bei der vergleichenden Beobachtung und Zergliederung der Sprache mehr Unterscheidungen setzt, als wirkliche Verschiedenheiten in ihr bestehen; wenn sie vom flektierten Nomen spricht, wo es, wie in den romanischen Sprachen, nur noch zahlbezeichnend ist; von Komparativ und Superlativ, wo nur steigernde Adverbia vorhanden sind; von einem Konjunktiv des Wollens, Fürchtens, Zweifelns, nach impersonellen Verben u. dgl., statt den sich gleichbleibenden Beweggrund im Sprechenden für den Gebrauch der Konjunktivform anzugeben, und äusserliche Merkzeichen für den Sprachgebrauch aufsucht, denen gewöhnlich Ausnahmen zur Seite treten, statt nach der ihn bedingenden Vorstellungsweise des Redenden zu fragen u. s. w. Durch zuviel Unterscheidungen verrät der Grammatiker, dass ihm das Wesen der sprachlichen Erscheinung fremd geblieben ist. Nur im Unterricht rechtfertigen sich weitergehende Unterscheidungen, wo sie nach dem Fassungsvermögen des Lernenden zu treffen sind. In der auf Erkenntnis gerichteten Forschung kennzeichnen sie, ebenso wie übersehene Unterschiede, die nicht erreichte Einsicht. In den Grammatiken der lebenden romanischen Sprachen ist vollkommene Einsicht noch lange nicht zur Geltung gelangt.

7. Die in der empirischen Syntax zu unterscheidende objektive und subjektive Gedankendarstellung tritt sowohl in gewöhnlicher und in der gebildeten Umgangssprache, wie in der künstlerischen Rede verbunden auf. Die objektive Darstellung herrscht in der wissenschaftlichen Schriftstellerei und in den niederen Arten der beschreibenden Prosa, die dem Hörer oder Leser Kenntnis allein des beschriebenen Gegenstandes verschaffen will, wie sie die Gesetzesformel, die Regel der Grammatik, die Angaben der Statistik, die Unterweisungen in den Naturwissenschaften, die Belehrung über Geräte und ihre Handhabung und die Rede eines jeden bezweckt, der sein Urteil mittels der Sachbenennungen der Sprache mit dem höchsten Grad von Deutlichkeit aussprechen will. In der subjektiven Gedankendarstellung giebt der Sprechende dagegen sein Wollen und Empfinden in Bezug auf den besprochenen Gegenstand auf vielfältige Art durch eine von der sachlichen abweichende Ausdrucksweise dem Hörer kund. Die Vermischung der beiden Formen der Gedankendarstellung in alltäglicher oder litterarischer Rede kann nicht zur Rechtfertigung derjenigen Grammatiker dienen, die beide nicht trennen, und in ihren auf statistischem Wege festgestellten Regeln über den bestehenden Redebrauch bald Äusserungsweisen des empfindenden und Empfindung erregenden Geistes, bald den der unterrichtenden Rede beschreiben oder Ausnahmen oder ein Belieben des Redenden da vorfinden, wo die Rede verschieden gefärbt ist, mehr als nur die Sache ausdrückt oder mit andern Ausdrucksformen des Seelischen, wie Geberden, verbunden wird, um auf zweckentsprechende Weise innere Vorgänge zu veranschaulichen und Wirkungen hervorzurufen. Notwendig muss die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache das Verbundene nach den verschiedenen Zwecken und Formen der sprachlichen Äusserung auseinanderlegen, um bekannt zu machen, was ausgedrückt werden soll, und notwendig muss in der syntaktischen Regel die psychologische Radix, müssen die bei der Gedankengestaltung wirkenden psychischen Faktoren angezeigt werden, die die gewählte sprachliche Gedankendarstellung bedingen, sonst würde der Regel das wesentlichste Element, die Angabe der Bedingung für die gewählte Ausdrucksweise, fehlen und ein Regelwerk voller Ausnahmen entstehen, das nicht nur die psychische Seite der Satzformen in Dunkel liesse und für identische Satzbildungsweisen nicht die allgemeinste Formel böte, sondern auch das Erlernen einer Sprache unmöglich machte und nur

zu einem Scheinverständnis führte. Auch die empirische Syntax hat es nicht bloss mit Sätzen und mit Worten, sondern mit dem seelischen Substrat der gesprochenen Sprache, als welche vom Grammatiker auch die geschriebene Rede aufzufassen ist, zu tun, und notwendig muss sie das Wort, nach dem, was es ausspricht und andeutet, in seinen Beziehungen zum Satz, die Sätze in ihren Beziehungen zu anderen Sätzen und im Zusammenhang mit dem Redeganzen in Betracht ziehen, wenn sich allgemeine Formeln statt einer Menge äusserlicher Regeln ergeben sollen, wie sie noch immer die lateinische und griechische Grammatik führt. Beispiele aus der französischen Syntax können diese Forderung erläutern. Von den durch Pausen im Französischen trennnbaren Satzgliedschaften, Subjekt, Prädikat, Umstandsangabe, Apposition und konjunktional eingeführte Satzglieder, sind im aussagenden Satze nur die drei letzteren von ihrer gewöhnlichen Stelle versetzbar, und die zur Determination in ihnen verwendeten Wörter mit eigenen Ton folgen regelmässig dem Hauptbegriff: dem Subjekt und Objekt präpositionale Determinanten, die Objekte dem Prädikat, und nur in der poetischen Sprache gehen präpositionale Determinanten, wie altfranzösisch, dem durch sie bestimmten Worte auch voran (Inversion). Jede andere Inversion einer Determinante, zu der der Redende zu greifen sich veranlasst sieht, zieht Inversion auch des determinierten Wortes nach sich: die Voranstellung der Prädikate verbindenden Konjunktion *aussi* oder modaler Adverbien, wie *en vain* etc., die des Prädikats, das von ihnen nicht getrennt werden kann *(aussi avait-il raison; en vain me conseillerez-vous)*, ebenso wenig wie den Satz beginnende angeführte direkte Rede *(«Nous verrons», disait-mon ami)*. Es handelt sich bei diesen vorangestellten Wörtern immer um Vorstellungen, auf die die Aufmerksamkeit des Hörenden gelenkt oder durch die er affektisch erregt werden soll. Dieselbe Wirkung haben dem Participium vorangestellte Quantitätsadverbien *(il m'a bien servi; il m'a longtemps servi)*, durch die der Geltungsbereich des Verbalbegriffs schätzend ebenso bestimmt wird, wie durch die dem Verbum vorangeschickte Negation *ne* oder das dem Participium vorausgehende Negationskomplement *(il ne parle pas; il n'a pas parlé)*. Auf dieselbe Weise erklärt sich auch die Doppelstellung des attributiven Adjektivs beim Nomen, das es, nachgestellt (artbezeichnend), determiniert oder verstandesmässig distinguiert, während es, vorangehend, dem Substantiv eine Eigenschaft, subjektiv bewertend, attribuiert (*un homme savant* = ein Gelehrter; *un savant homme* = ein gelehrter Mann). Danach begreift sich, dass Adjektiva von Ländernamen *(armée française)*, Farbenbezeichnungen *(des cheveux noirs)*, Benennungen anderer sinnfälliger, von Jedwedem dem Ding zuzuerkennender Eigenschaften *(table ronde, diable boiteux)* und alle anderen Angaben von Eigenschaften, die Affekte nicht erregen, ihren Platz hinter dem Substantiv nie, oder dann nur verlassen, wenn der Redende an sie seine Empfindung heftet *(le bleu ciel)*. Andererseits versteht sich, dass Adjektiva, mit denen die Empfindung unzertrennlich verbunden ist, weil sie indiskutable Werte bezeichnen, wie *bon, mauvais, beau, joli* etc., dem Substantiv nur nachfolgen, wenn sie logisch unterscheiden sollen, Benennungen körperlicher Gebrechen aber *(z. B. laid)* nur Leidenschaft oder Roheit die affektische Stelle vor dem Substantiv zuerkennen wird; dass das Adjektiv dem Individualnamen, der im Gegensatz zu den Appellativen keine Artunterscheidung zulässt, nur, affektisch bewertend, vorangeht *(le célèbre Coquelin)*, und dass die steigernden, Werte vergleichenden Superlativ-Komparative und die mit Gradadverbien *(très, trop)* oder mit Gradsuffixen *(-eux, -able)* gebildeten Elative, die wörtlich ausdrücken, was andere Adjektive nur durch Stellung auszudrücken vermögen (subjektive

Wertzuerkennung), ihren Platz hinter dem Substantiv, gleich der erläuternden Apposition, nehmen, aber vorangestellt den Affekt in stärkerem Grade ebenso erregen, wie die vorangestellte Apposition die «Eigenschaft» vor dem «Namen» hervorhebt. Häufig verkannt werden die Funktionen von Bestandteilen der Satzglieder. So die des unbestimmten Artikels mit dem prädikativen Nomen hinter der Kopula und gleichwertigen Zeitwörtern (*devenir, paraître* etc.). Aber unschwer giebt sich in einem Satze wie *la rose est une fleur*, wo der unbestimmte Artikel das Prädikatsnomen begleitet, ein analytisches Urteil, eine Subsumtion der Rose unter den Gattungsbegriff, eine Artangabe (die Rose ist eine Art Blume), eine Worterklärung (eine Art Blume wird Rose genannt) zu erkennen, während bei fehlendem unbestimmten Artikel *(cet homme est officier)* ein synthetisches, ein Erkenntnisurteil ausgesprochen wird. Gar nicht in der Syntax sollte noch die Rede von den Funktionen der Wortbildungselemente sein, deren Feststellung vielmehr die Wortlehre angeht, da sie auch von der «Bedeutung» der Wortbildungselemente sprechen muss. Um Bedeutung oder Funktionsbestimmung handelt es sich z. B. in der Lehre von den Verbalformen. Aber die französische Syntax lehrt einen eigenen Subjonctif des Wunsches in Hauptsätzen (z. B. *plût à Dieu; vive le roi; qu'il vienne)* und verdunkelt damit das Wesen des Subjonctifs im neueren Französisch. Denn jene Hauptsätze sind Hauptsätze nur auf dem Papier, nicht aber in der gesprochenen Rede; hier vielmehr Nebensätze, abhängig nicht zwar von einem Zeitwort, wohl aber vom Affekt, der in Ton, Geberde und Gestus zum Hörenden spricht, und ehedem, wie in der Mundart, noch öfter sprach. Der französische Subjonctif ist daher ausschliesslich Modus des abhängigen Satzes. Er ist immer auch nur eines Sinnes: Gegensatz des Indikativs. Wird im Indikativ Sein und Geschehen als mit äussererem oder innerem Sinne wahrgenommenes bezeichnet (Modus der Perception), so im Subjonctif nicht wahrgenommenes, nur im Geiste des Redenden vorhandenes, nur vorgestelltes Sein und Geschehen (Modus der Projektion). Im abhängigen Satze ist der Indikativ daher nur nach solchen in der Rede ausgesprochenen oder angedeuteten Zeitwörtern in Gebrauch, die aussagen, mit welchem Sinne ein von jedem wahrnehmbares Wirkliche in der Aussenwelt oder durch welchen Denkakt es ins Bewusstsein gehoben (percipiert) ist, und wie seine Bekanntmachung sprachlich erfolgt (z. B. *je vois, il paraît, je crois, je vous dis* . . qu'il est venu = *sa venue* est *vue*, est *crue*, *vous* est *dite* etc.). Was man dagegen im Subjonctif äussert, ist nicht auch percipiertes Äussere, sondern ein Sein und Geschehen, das im Geiste des Sprechenden erzeugt, lediglich als sein Gedanke hingestellt (projiciert) wird durch Wörter mit dem Begriff des Projicierens oder des Nichtpercipierens, wie es Verba wie *supposer; douter; ne pas voir croire dire*, und dieselben fragweise gebraucht, die Verba des Begehrens und Affekts, wie *vouloir, se rejouir, craindre* etc., und Wörter ohne konkreten, percipierbaren Vorstellungsgehalt sind, z. B. die negativen, indefiniten Pronomina *(nul, aucun)*, die Komparativ-Superlative, die durch den attributiven Relativsatz eine nähere Bestimmung in der Form der Projection erhalten, oder adverbiale Ausdrücke des Projicierens *(afin que, pour que)*, die ein Satzdeterminativ, mit *que* eingeleitet, fordern, in dem das Projicierte ausgesprochen wird. Wie so die in der Syntax ausführlich erörterten Anwendungen des Indikativs und Konjunktivs erschöpfend durch die Funktionsbestimmung des Indikativs als Modus der Perception, des Konjunktivs als Modus der Projektion in der «Wortlehre» erledigt zu werden vermögen, so auch die Lehren vom Gebrauch der Tempora, z. B. die vom Passé défini, Imparfait und Plusqueparfait, da sich die Funktion des ersteren dahin

zusammenfassen lässt, dass es in der Erzählung die aufeinander folgenden Geschehnisse, die sich wie Glieder einer Kette aneinander reihen, also die Succession des Geschehens, angiebt, während der Erzähler im Imparfait (Relativ) zu einem solchen Geschehen die nebenzeitigen, im Plusqueparfait die vorzeitigen Nebenumstände dazu erläuternd mitteilt. Unnütz werden in der Syntax Sonderregeln dazu aufgestellt, wie die, wonach das Passé défini «in vereinzelten Angaben historischer Begebenheiten steht»; denn diese «vereinzelten Begebenheiten» können nur nach dem zusammenhängenden Bericht eines Historikers von dem Kenner des Ganzen vorgetragen, also Glieder der bezeichneten Art in einer Kette von Begebenheiten sein, und der Syntaktiker konstruiert hier wiederum eine Regel, ohne auf den Zusammenhang zu achten, in dem der Redende das «Faktum» anführt. Und so wird die Syntax von Unzugehörigem auch befreit, wenn die Wortlehre festgestellt hat, dass das Participe présent zur Handlung des Prädikats ein Antecedenz, das mit *en* verbundene Participe présent (Gérondif) dagegen Coincidenz mit der Prädikatshandlung ausspricht. Die Wortlehre hat ferner nicht bloss Proben, sondern erschöpfende Zusammenstellungen der Wörter, der Verba, Nomina, Pronomina, Adverbia, nach Funktionskategorien; nach der Determinationsart die Verba transitiva und intransitiva, die Verba, die durch Infinitive, Adjektive, durch Nomina oder Verba näher bestimmt werden und nach dem Determinationsmittel, Präposition oder Kasus, zu bieten, aber freilich nicht auch aus der Syntax die Bedeutungsangaben bei Formwörtern, wie Präpositionen, Konjunktionen, Artikel u. s. w., zu übernehmen, die mitzuteilen vielmehr Sache des Wörterbuches ist. Nur weil sie darin nicht vollständig vorgeführt zu werden pflegen, befasst sich die Syntax mit den Anwendungen dieser Formwörter im Einzelnen. Hätte aber die Wortlehre festgestellt, dass das französische Substantiv, weil jedes Beziehungselements in den beiden Zahlformen entbehrend, nur einen Begriff anzeigt, und hätte das Wörterbuch gelehrt, dass der Redende mit dem bestimmten Artikel lediglich auf «Gekanntes» hinweise (die deiktische Kraft des Etymons *ille* zeigt sich besonders deutlich noch in ital. *il Dante*, *il Cesare* u. s. w.), gleichviel ob er dem Hörenden die Bekanntschaft mit dem Benannten vielleicht nur insinuiert, und dass der unbestimmte Artikel «beliebige» (dem Hörer zu bestimmen überlassene) Art *(une fleur)* ausdrücke, so könnte sich die Syntax beim Artikel auf die Lehre von Auslassung, Wiederholung u. dgl. beschränken und würde dabei durchaus nicht unvollständig sein.

Die Syntax hat ein engeres Gebiet[1] als ihr zugewiesen zu werden pflegt. Sie hat sich über die Satzarten und die Satzgliederbildung, über die Beziehungen der Wörter im Satz- und Satzgliedergefüge, über die Verwendung flexibler Redeteile, über Satz-, Satzglied- und Wortstellung zu verbreiten. Wo die affektische Satzform in der Umgangs- oder Schriftstellersprache angewandt sei, kann sich nur durch Vergleichung und Ermittelung der Differenzen beider Redeweisen in einer Sprache ergeben. Von der verstandesmässigen unterscheidet sich die affektische (quantitativ) darin, dass sie ungesagt lässt und durch Pause, Ton und Geberde ersetzt oder aus Zusammenhang und Situation ergänzen lässt, was jene ausspricht (Ellipse; «Satzfragmente»)[2]; dass sie wiederholt sagt, was zur deutlichen Auffassung einmal zu sagen genügt (Pleonasmus); ferner (qualitativ) darin, dass für das zu Sagende andere als die sachlichen Benennungen (Metapher, Paraphrase) gewählt werden; oder darin (localiter), dass etwas an einer Stelle gesagt wird, die in verstandesmässiger Rede anderen Satzgliedern vorbehalten ist (Inversion). Der Redner und Dichter wenden die drei Arten der affektischen Satzform in grösserem Umfange

an als die gebildete Umgangssprache oder die Mundart, um im Hörer den Gemütszustand hervorzurufen, in den sie der besprochene Gegenstand versetzte. Hier berühren sich Syntax und Stilistik. Indem die (reflektierende) belehrende Gedankendarstellung den Affekt oder die den Ausdruck begleitende Geberde in das ihn bezeichnende Wort umsetzt, bringt sie den affektischen Satz, unter Beibehaltung seines Inhalts und Angabe seines Empfindungsgehaltes, auf die verstandesmässige, lehrhafte Form *(un savant homme = un homme* que j'estime *savant; plût à Dieu* = je voudrais qu'il *plût à Dieu; le traître, je le punirai = je punirai* ce *traître).* Wo solche Umsetzung möglich ist, liegt affektische Satzform vor; wo sie nicht geschehen kann, fehlt der Sprache entweder ein den Affekt, die Geberde oder Situation bezeichnendes Wort, oder es ist der in lehrhafter Rede übliche Ausdruck gewählt. Da dieser, namentlich von den Flexions- und Tonverhältnissen einer Sprache abhängige Ausdruck nicht wandelbar ist, so geht die syntaktische Beobachtung am besten von ihm aus und ermittelt von ihm aus die mannifaltigere Bildung des in der Umgangs- und rednerischen Sprache verwendeten affektischen Satzes. Die Erklärer dichterischer Sprache greifen gewöhnlich zu dieser Umsetzung dichterischer Rede, um sie in ihrer beabsichtigten Wirkung sowie die Kunst des Dichters zu verdeutlichen. — Auch die Regel der *syntaxis regularis* hat natürlich die Ursachen der in verstandesmässiger Rede üblichen Ausdrucksweisen anzugeben. Die Voranstellung des Subjekts im Französischen wird sie aus dem gänzlichen Mangel an Beziehungsangaben am französischen Nomen verständlich machen, dessen Subjektswert nur durch Stellung noch angezeigt werden kann, da das Französische nicht den Accent, dessen das Italienische sich zur Heraushebung des Subjektsbegriffs bedient, gebraucht, um Subjekt und Objekt kenntlich zu machen, noch auch, wie das Spanische, Objekte durch eine Präposition zu bestimmen gelernt hat. Aus Tonverhältnissen wird sie die in mehreren romanischen Sprachen beobachtete Erscheinung erklären, dass die konjunktiven Personalpronomina im obliquen Kasus (franz. *me te se;* ital. *mi ti si* u. s. w.) einst nicht an die Spitze des Satzes traten (altfranz. nicht *Me disait; S'en va;* ital. nicht *Lo dicendo, Mi date,* sondern *Dicendolo, Datemi*): aus der enklitischen Natur dieser tonlosen Formwörter, die sie an ein vorangehendes Wort mit vokalischem Auslaut sich anzulehnen zwang (daher auch der Untergang des *i* bei franz. *le la les leur* = lat. ILLUM, ILLAM etc.). Ausnahmen von Regeln für die Bildung des affektlosen Satzes sind entweder Anzeichen für die Unrichtigkeit einer Regel, die ohne Berücksichtigung des inhaltlichen Zusammenhangs der Rede aufgestellt wurde, oder sind Archaismen der Sprache, die die historische Grammatik aus älterer Auffassung einer Sprachform, aus Bedeutungswandel u. dgl. zu deuten vermag. Der erste Fall liegt vor, wenn aus einem Satze wie *il me disait* qu'il *eût du venir demain* der ausnahmsweise Gebrauch des Subjonctif nach einem positiven Verbum dicendi gefolgert wird, da der Subjonctifsatz hier vielmehr von einem aus dem Zusammenhang zu entnehmenden Bedingungssatz gedanklich abhängig ist. Zum andern Fall gehört die Ausnahme von der Regel, dass den französischen Eigennamen der Artikel nicht zukommt, gewisse Länder- und Inselnamen ihn aber erhalten z. B. *le Brandebourg, l'Irlande* u. dgl., die, weil *le bourg, la lande* der Sprache geläufige Appellativa sind, als zusammengesetzte Appellativa aufgefasst, und wie diese mit dem Artikel versehen wurden; oder der sog. Subjonctif in Hauptsätzen wie *plût à Dieu* oder *vive le roi* gegenüber modernem qu'il *vienne,* die sich aus altfranzösischer Parataxe erklären.

[1] Ries, *Was ist Syntax,* 1894. Svedelius, *L'analyse du langage,* 1897. — [2] Dittrich in Wundts Philos. Stud. XIX, 93 ff.

8. Die empirische Lexikologie hat die Vorstellungen, die das einzelne Wort einer Sprache zu bezeichnen fähig ist, und die Ergänzungen, deren es bedarf, um eine Vorstellung zu bezeichnen, oder die es zulässt, wenn es gilt eine Vorstellung zu nuancieren, festzustellen und das Wort als Sachbezeichnung *(terme propre)* und in den bildlichen Verwendungen (als Metapher), die es in alltäglicher Rede, in rednerischen Werken, in der Geheimsprache erfährt, aufzufassen. Die eine Vorstellung, die das Wort als Sachbezeichnung in lebender Sprache ausspricht (konkrete Vorstellung; Begriff), und die den Umfang seines bildlichen Gebrauchs bestimmt, wurde in den Wörterbüchern lange Zeit und wird noch heute vielfach von Nationalen durch einen nebengeordneten, sinnverwandten Ausdruck, in Polyglotten durch Ähnliches bezeichnende Wörter fremder Sprachen verdeutlicht (vgl. in Valentinis Ital. Wörterbuch: «*conoscere* kennen, erkennen: für *sapere, intendere, distinguere, giudicare*» u. s. w.; «*sapere* wissen: für *conoscere*» u. s. w.). Die Verdeutlichung der mit einem Wort verbundenen Grundanschauung wird im ersten Falle natürlich nicht erreicht, da derselben Sprache gleichwertige Sachbezeichnungen fehlen, im letzteren nur in dem immerhin seltenen Falle, dass die fremden Sprachen deckende Ausdrücke zur Verfügung stellen (z. B. *déclarer* = Erklärung abgeben, aber ungenügend, weil mehrdeutig: erklären; *chaque* = jeder einzelne, ungenügend: jeder; *tout* + Substantiv = jeder beliebige, ungenügend: jeder; *un* ein beliebiger, ungenügend: einer). Das eine von den beiden zur Angabe der Sachbezeichnung anwendbare Verfahren, die bildliche Vorführung bei den Benennungen sehbarer Dinge — die einzige darstellbare Art der Belehrung über den Wortsinn durch Anschauung — ist bis jetzt nur bei technischen Benennungen, aber nicht für den alltäglichen und mundarlichen Wortschatz herangezogen worden, das andere, die Definition, in den Wörterbüchern romanischer Sprachen schon länger in Gebrauch genommen; die in der Definition anzugebenden konstitutiven Merkmale einer Vorstellung hält der Sprechende unbewusst zusammen; sie bedingen sein Sprachgefühl hinsichtlich des richtigen Wortgebrauchs. Erst in den neueren Wörterbüchern nationaler Lexikographen wird das Bemühen sichtbar, die konstanten Merkmale des durch die Sachbenennung Bezeichneten genau anzugeben. Der Synonymik wurde überwiesen, die in den älteren Wörterbüchern unterlassene bündige Begriffsbestimmung (Nominaldefinitionen) nachzuholen. Sie verdeutlicht durch Vergleichung sinnverwandter Wörter oder durch den Hinweis auf den Gegensatz (Antinomie) die mit einem Wort verbundene Vorstellung und verfährt gewöhnlich in ihren Darlegungen heuristisch, während das definierende Wörterbuch sich begnügt, das Resultat der Bemühungen um die Feststellung der Nominaldefinitionen anzugeben. Die Synonymik ist so eine pädagogische Form der lexikalischen Belehrung.

Die Sachbenennung, die entweder totes Zeichen für den Gegenstand ist, wie die Zahl (z. B. franz. *tête* Kopf, ital. *cantare* singen), oder ihn nach hervorstechender Eigenschaft, also symbolisch oder metaphorisch[1] bezeichnet (franz. *montre* Taschenuhr, nach *montrer* zeigen, nämlich die Stunden- und Minutenangaben auf dem Zifferblatt der Uhr) und in beiden Fällen gleichen Ursprungs ist, im ersten aber diesen Ursprung nicht mehr erkennen lässt, weil die Sprache das die Eigenschaft bezeichnende Stammwort nicht mehr besitzt, wird im subjektiven Stile, in der rednerischen, Umgangs- und Geheimsprache, für dem Benannten ähnliche und ihm vergleichbare Gegenstände gebraucht, sei es dass der Sprache ein eigentlicher Name für dieselben gebricht (franz. *langue* = Zunge; Sprache), wobei sich übertragene Sachbenennung ergiebt, sei es, dass der Redende sein persönliches Verhältnis zu dem zu Bezeichnenden, Würdigung, Verachtung desselben

u. dgl. (affektische Sprache), zu erkennen geben will (*la plus noire envie*, bei Corneille, = der nichts anerkennende Neid), oder, nach vorgängiger Übereinkunft mit dem Hörenden, in der Sache fremden Worten geheime oder verbotene Mitteilungen (Gaunersprache) macht (franz. *canne* Rohr: Polizeiaufsicht). Die subjektive, insbesondere die bildlich-poetische Benennung erregt vielerlei Affekte. Sie erwachsen aus dem Verhältnis, in das der Gegenstand durch die bildliche Bezeichnung zu der Sachbedeutung des Wortes versetzt wird, das zur bildlichen Bezeichnung dient. Danach ist der bildliche Ausdruck bezeichnend, oder verblümt, oder anstössig, niedrig, gemein, oder edel u. s. w., und erregt im Hörenden Zustimmung, Befriedigung, Lachen, Abscheu oder Bewunderung u. s. f. Die Angabe des Affektes, der sich mit einer bildlichen Bezeichnung verbindet, und der Gesellschaftskreise, die sich ihrer bedienen, gehört zur lexikologischen Charakteristik eines Wortes. Die französischen Wörterbücher sprechen in diesem Sinne von familiärem (*étriller* striegeln — prellen), volksüblichem Ausdruck (*chaloupe* Boot — geputzte Frau), von Argot (*douille* Nabe — Geld), vom Schimpf (*âne* Esel — Dummer), von Benennungen des Handwerks u. dgl., ohne damit die Charakteristik des bildlichen Ausdruckes zu erschöpfen. Dass die Wörterbücher mit Worterklärung in fremder Sprache es gewöhnlich bei Übersetzung, also bei der Angabe eines Synonymums bewenden lassen und dabei auch anders konstruierte Wörter für die Erklärung wählen, bewirkt nicht nur Verdunkelung des Wortsinns, den es wiederzugeben gilt, sondern erschwert auch das Erlernen einer Sprache (vgl. *suivre quelqu'un* = Jemandem folgen, statt etwa Jemanden, nachfolgend, begleiten); beiden Übelständen ist öfter durch Umschreibung des Wortsinns abzuhelfen.

Bei Sachbenennungen und bildlichen Bezeichnungen, die nicht in einzelnen Worten, sondern in der Verbindung auf einander bezogener Wörter (Phraseologie) bestehen und die als Vorstellungseinheiten empfunden werden (*en vouloir* übel wollen; *prendre haleine* Atem schöpfen), hat die empirische Lexikologie ebenfalls Sinn und Gebrauchssphäre zu beobachten, und bei den ein Determinativ fordernden Wörtern (*digne de . . ; prêt à . . ; jouer* transit. und intransit. u. s. w.) die Beziehungsweisen und den Beziehungsausdruck anzugeben. Die Anordnung des lexikalischen Stoffes ist entweder die alphabetische, die etymologische oder die ideologische. Bei der letzteren finden nur die Sachbenennungen Berücksichtigung, die begrifflich gegliedert vorgeführt werden. Bei der etymologischen Ordnung treten Präfix- und Suffixbildungen und Zusammensetzungen unter das aus ihnen ablösbare Stammwort und ist, wie bei der alphabetischen, die vollständige Beschreibung der Wortverwendung von der Sachbezeichnung aus bis in die äussersten Verzweigungen bildlichen Gebrauches möglich. Auch bei der alphabetischen Ordnung des Wortschatzes, die in der romanischen Lexikographie die gewöhnliche ist, muss von der sachlich-sinnlichen der Ausgang genommen werden. Es ist daher falsch, z. B. bei franz. *chausse* (lat. calcea) die Bedeutung Schulterschleppe statt der des Plurals *chausses*, Beinbekleidung, an die Spitze zu stelien.

[1] Litt. zur Wortbedeutungslehre bei Jaberg in Ztsch. f. rom. Phil., 1901. — Paul, *Aufg. der wissensch. Lexikogr.* in Sitzb. der bayr. Ak., philos.-philol. Kl., 1894, S. 53ff. — Martinak, *Psycholog. Untersuchungen zur Bedeutungslehre*, 1901. — A. Tobler, *Verblümter Ausdruck*, in dess. Vermischte Beitr. z. frz. Gramm. II. — Bréal, *Essai de sémantique*, 1897. — Darmesteter, *Vie des mots*, 1899[5].

9. Durch Zerlegung der Wörter in ihre Bestandteile gelangt die empirische Wortbildungslehre[1] zum Einblick in die zur Benennung neuer Vorstellungen in einer Sprache vorhandenen Wortbildungsmittel und Wort-

bildungsweisen (Wortbildung) und in die zur Angabe der Wortbeziehung im Satze dienenden veränderlichen Elemente der Worte (Beugung, Formlehre). Die Bildung neuer Wörter erfolgt in den romanischen Sprachen durch Ableitung, Zusammensetzung und Bindung. Die Ableitung ist entweder Stammsubstantivierung *(achat* Kauf, aus *achater*, *acheter)*, oder Präfix- *(mé-prendre)* oder Suffixbildung *(bét-ise*, *lait-er-ie; regrett-able; longue-ment)*, wodurch ein Simplex erweitert und in eine andere Begriffs- oder Wortkategorie übergeführt wird. Bei der Zusammensetzung, die Nomina und Partikeln im allgemeinen nur unter einander zulassen *(plafond = plat fond; combien = comme bien; jadis = ja a dis* d. i. lat. IAM HABET DIES), bewirkt oft Tonentziehung und lautliche Entstellung bei dem einen Teile eine Verdunkelung des Sinnes und damit volle Verschmelzung desselben mit dem anderen Teile; solche Wörter gelten der empirischen Betrachtung als unzusammengesetzt. Bei der «Bindung», die sich auf beugungsfähige Wörter beschränkt, behalten die verbundenen Wörter entweder ihre Beugungsfähigkeit *(plate-forme; pieds-plats)*, oder ihre Beziehung zu einander wird durch ein Verhältniswort besonders angezeigt *(père de famille; arc-en-ciel)*; die Orthographie drückt die Einheit der Vorstellung hierbei gar nicht oder mangelhaft aus. Nächst den Mitteln zur Wortbildung in der Sprache eines Zeitraums sind die Begriffe nachzuweisen, die sie auszudrücken dienen (*-isc-* Inchoativsuffix im Spanischen), der Umfang ihrer Verwendung (*re-* bei Substantiv und Verbum: *re-coin*, *re-voir; -able* Adjektivsuffix; *-ment* Substantivsuffix) und die Zusammensetzbarkeit der Wortklassen (Subst. + Subst.: *chèvre-feuille;* Subst. + Adj.: *béjaune = bec jaune;* Verb. + Subst.: *garderobe* aus *garder* und *robe* u. s. w.), der Grad ihrer Verschmelzung *(béjaune*, *chiendent* und *bec-rond*, *chien-loup)*, das grammatische Ergebnis der Zusammensetzung (Adj. + Subst.; Verb. u. Subst. = Subst.; *plafond*, *garderobe)*, und ist die dritte durch sie bezeichnete Vorstellung (*blanc-bec* nicht Vogel mit weissem Schnabel, sondern der dem weissschnäbligen, unerfahrenen, von Scheu freien, jungen Vogel vergleichbare junge naseweise Mensch) zu bestimmen.

Die empirische Formlehre der romanischen Sprachen der Gegenwart beschreibt nur dann den sie angehenden Tatbestand richtig, wenn sie sich auf die Flexionsweisen des Verbums, die Motion des Adjektivs, die Pluralbildung des Nomens, die Arten der Verschmelzung des Artikels mit dem Nomen im Rumänischen beschränkt. Die Formen des bestimmten Artikels (franz. *le du au* etc.) und das Personalpronomen (weniger ital. *egli*, *lo la gli* etc.) fallen infolge der Zerstörung des gemeinsamen Stammelements so völlig in lautlich verschiedene Wörter auseinander, dass sie als Ähnliches bedeutende selbständige Deutewörter zu achten sind; nur der historischen Betrachtung geben sie sich noch als gleichstämmige Wörter zu erkennen.

[1] Paul, *Aufgaben der Wortbildungslehre* in Sitzb. der bayr. Ak., philos.-philol. Kl., 1896, S. 692 ff. — Brugmann, *Wesen der Wortzusammensetzung* in Ber. der philos.-hist. Kl. der Sächs. Ges. der Wiss., 1900, S. 359 ff. — Darmesteter, *Formation des mots composés dans la lang. fr.*, 1875. Dittrich in Ztsch. f. rom. Phil., Bd. 23, 288 ff.

10. Für Angabe der das Wort zusammensetzenden Laute einer Sprache sind die üblichen Schriftzeichen, bei ihren schwankenden Werten, eine unzulängliche Hilfe. Die empirische Lautlehre hat daher die vom Ohr vernommenen Lautungen einer lebenden Sprache nach dem Gehörseindruck und nach ihrer Bildungsweise, gleich der Physiologie der Sprachwerkzeuge, zu beobachten und zu ergründen (über dabei anwendbare experimentelle Verfahren s. Techmer, *Einleitung in die Sprachwissenschaft*, 1880; Ders.,

Analyse der hörbaren Sprache, in seiner Zeitschrift, 1884 etc.). Sie hat sie nach den drei Eigenschaften, die das Ohr am Sprachlaute wahrnimmt, zu bestimmen, nach ihrem Klange (Qualität), ihrer Dauer (Quantität), ihrer Stärke (Intensität), denen verschiedene Bildungsart (Artikulation), verschiedene zur Lautbildung verwendete Zeitdauer und verschiedener Kraftaufwand bei Ausstossung der artikulierten Luft entspricht. Bei der Bildung der Laute werden bewegliche Teile des Kehlkopfes und der Mundhöhle, Stimmbänder, Unterkiefer, hinterer oder weicher Gaumen, Zunge und Lippen, in Tätigkeit versetzt oder als Widerstände der durch die Stimmbänder des Kehlkopfes in den Mund- und Nasenraum getriebenen Luft entgegengestellt. Die Verschiedenheit des Klanges der Laute beruht auf der vereinten Tätigkeit mehrerer jener beweglichen Organe, die dem Mundraum, ähnlich einem durch Druck und Versetzung seiner Teile veränderlichen Blasinstrumente, verschiedene Gestalt geben und auf verschiedene Weise die Luft in Schwingungen versetzen und zum Tönen bringen. Gemäss der grossen Mannigfaltigkeit der Gestaltungen des Mundraums, der verschiedenen Wirkungsweise der beweglichen Sprachwerkzeuge und der vielfältigen Kombinationsfähigkeit beider, ist die Zahl der Artikulationen der menschlichen Sprache eine unübersehbar grosse. Die einzelne Sprache beschränkt sich auf gewisse Laute, die freilich bei weitem nicht sämtlich in den sie nur andeutenden Buchstaben zur Anzeige gelangen, und gewisse Artikulationen sind allen Sprachen gemein. Die selteneren Laute und feinere Lautunterschiede pflegen von diesen aus bestimmt und in phonetischen Alphabeten (s. S. 270 und die S. 285 ff. angeführten lautphysiologischen Werke) durch Unterscheidungszeichen an geläufigen Schriftzeichen angegeben zu werden. Die Hauptpunkte für eine empirische Lautbestimmung sind folgende.

I. Bei der Einteilung der Laute nach dem Klang und der Bildungsweise giebt die Art der Lauterzeugung den Teilungsgrund ab. Sie beruht, wie überhaupt das Tönen nicht frei beweglicher Körper, auf Schwingung, Reibung oder Knall (Explosion), indem die ausgeatmete Luft entweder durch schwingende Bewegung eines beweglichen Sprachorgans (Schwingungslaute), oder durch reibendes Hinaustreiben durch den verengerten Mundraum (Reibungs-, Reibelaute), oder durch knallendes Öffnen des verschlossenen Mundraumes (Knallgeräusche) zum Tönen gebracht wird. Schwingungen können die in Spannung versetzbaren Teile des Mundraumes, die Stimmbänder des Kehlkopfs, die durch Anstemmen ihres vorderen Teiles gespannte Zunge, das Zäpfchen und die Lippen, tönende Schwingungen aber nur bei an einander gelegten Stimmbändern und offenem Munde hervorbringen. Unter Schwingungen der genäherten Stimmbänder entstehen die Stimmbändertöne (Vokale), unter begleitenden Schwingungen der Zunge, des Zäpfchens und der Lippen Mundtöne (Liquidae); bei verschlossenem Mund und Abhebung des Gaumensegels von der Rachenwand, wobei die artikulierte Luft durch die Nase austritt, Nasentöne (Nasale). Hiernach giebt es drei Arten von Schwingungslauten. Reibung der ausgeatmeten Luft lässt sich an jeder Stelle des Mundraumes erzeugen, wo mittels der beweglichen Teile des Unterkiefers (Zunge, untere Zahnreihe, Unterlippe) eine Enge hergestellt werden kann. An denselben Stellen ist mit denselben Organen aber auch eine völlige Absperrung des Mundraumes möglich, bei deren plötzlicher Aufhebung die zurückgehaltene Luft mit knallendem Geräusch entweicht. Die Verschiedenheit der Schwingungslaute, Reibelaute und Knallgeräusche hängt ab von der Gestalt des Mundraumes bei ihrer Hervorbringung (Abbildungen von Mundraumgestaltungen s. bei Merkel, *Physiologie der menschl. Sprache*, 1866; Techmer a. a. O. etc.).

A. 1. Für die vokalischen Schwingungslaute (Vokale) giebt es ein kleinstes Mass der Öffnung, ein mittleres und grösstes Mass der Weitung des von Zunge und Gaumen im Munde hergestellten vorderen Schallraums des menschlichen Sprechinstruments. Die Annäherung der Zunge an den vorderen, harten Gaumen ist die grösste bei *i* (bewirkt durch die Vorderzunge) und bei *u* (mittels des hinteren Teiles der Zunge an den hintern Gaumen), die kleinste bei *a*. Vokale über *i, u, a* hinaus sind nicht möglich, da die Zunge keine grössere Verengerung oder Weitung des Schallraumes herbeiführen kann, ohne die Resonanz aufzuheben. Jene Vokale heissen daher Vokalextreme. Bei *i* gestaltet sich der Mundraum durch Emporheben der Zunge gegen den vorderen Gaumen zu einer von der Rachenhöhle aus nach vorn sich verengernden flachen Rinne, die ihre grösste Enge da erreicht, wo die Zunge sich gegen die unteren Schneidezähne wieder herabsenkt. Bei *u* wird dagegen durch Erheben des hinteren Teils der Zunge gegen den hintern Gaumen im vorderen Teile des Mundes ein Hohlraum gebildet, den die stark genäherten Zahnreihen begrenzen, vor denen die zu einer kleinen Rundung verengerten Lippen, durch vibrierende Bewegung, das Tönen des Luftstroms noch verstärken. Bei schlaffer Erhebung des Zungenrückens und fast schwebender Zunge, die einen nach vorn sich allmählich erweiternden Resonanzraum vor den weitgeöffneten Zahnreihen entstehen lässt, ertönt *a*. An den durch die Zungenhebung am meisten verengerten Stellen des Mundraums erfolgt eine Abstossung des Luftstroms (bei *i* am vorderen Gaumenrand, bei *u* an den Lippen, bei *a* im hinteren Teile des Mundraumes). Der Klang des Vokals ist, wie der Klang der Blasinstrumente, wesentlich bedingt durch die Gestalt des vor der Enge (gegen die Lippen zu) gelegenen Schallraumes. — Die übrigen vokalischen Schwingungslaute sind entweder 1) einfache, gleich *a, i, u,* und zwar teils, wie *i* enge, teils, wie *u*, weite. Sie beruhen auf Erweiterung des für *i* und *u* erforderlichen Schallraums, auf Verminderung der Engenbildung für *i* und *u*. Bei Verminderung der Verengerung für *i* entstehen die verschiedenen Arten des *e;* bei zunehmender Ebenung des für *u* gehobenen Zungenteiles und Weitung der Lippenrundung die *o*-Laute. Das Maximum erreicht die Verminderung der Engen bei *a*, weshalb die *e*- und *o*-Laute als Übergangslaute zwischen *a* und *i* und *a* und *u* bezeichnet zu werden pflegen. Da die Engenverminderung in unmessbar kleinen Abständen erfolgen kann, so ergiebt sich eine unbestimmbare Vielheit von *e*- und *o*-Lauten, von denen jedoch nur die weiter auseinander liegenden vom Ohr unterschieden werden. Von engen Vokalen besitzen die romanischen Sprachen ein geschlossenes *e* (*ẹ* nach Böhmers Transskription = franz. *é* = *e* fermé; ital. *e* chiuso) mit einem nur etwas weiteren Schallraum als bei *i*, und ein offenes *e* (*ę;* franz. *è, ê* = *e* ouvert; ital. *e* aperto) mit weiterem (offenerem) Schallraum als bei beiden; von weiten ein geschlossenes *o* (*ọ;* ital. *o* chiuso) und offenes *o* (*ǫ;* ital. *o* aperto), die sich ebenso zu *u* verhalten. Andere *e*- und *o*-Varianten romanischer Sprachen oder Mundarten müssen von diesen merklichsten Arten enger und weiter Vokale aus bestimmt werden. — Oder 2) sind die vokalischen Schwingungslaute eng-weite Vokale, d. h. weite Vokale mit Erhebung einer breiteren Zone des Zungenrückens (der Längsachse nach) gegen den Gaumen, wobei der vordere Schallraum enger als bei *u, o,* weiter als bei *i, e* wird, und unter Lippenrundung *ü* (Böhmer *v;* franz. *u* in *mur*), *ọ̈* (Böhmer *ọ*, im Franz. *dieu*) und *ǫ̈* (Böhmer *ǫ*, im Franz. *cœur*) entstehen, die sog. getrübten oder Mischvokale. Die gegen den Gaumen gehobene Zone des Zungenrückens ist am breitesten und die Erhebung am höchsten bei *ü;* weniger breit und hoch bei *ọ̈, ǫ̈* u. s. w. — Oder die vokalischen Schwingungslaute

sind 3) nasalierte Vokale, d. h. einfache und engweite Vokale, gesprochen jedoch nicht wie diese unter Absperrung der Nasenhöhle durch Andrückung des Gaumensegels (weichen Gaumens) an die Rachenwand, sondern unter Abhebung desselben, wobei die aus dem Kehlkopf dringende Luft den Weg teils durch die Nase, teils durch den Mund nimmt und, ausser im Mundraum, in der Nasenhöhle resoniert. Von diesen Nasalvokalen besitzt das Französische z. B. nas. *a* in *amant*, *ę* in *pain*, *ǫ* in *nom*, *ǫ̈* in *un*. — Die Deutlichkeit aller dieser Vokalklänge wird verringert, wenn die Zungenspannung an der verengerten Stelle des Mundraums schwach ist. Dabei entstehen unvollkommene, sog. reduzierte Vokale. Zu ihnen gehört das franz. *e sourd* d. i. unvollkommen gebildetes *ǫ̈*. Man wählt zu ihrer Bezeichnung am besten einen kleineren Schriftgrad unter Beibehaltung derselben Zeichen.

A. 2. Die Schwingungslaute des Mundraums (Liquidae) werden durch seitliche Schwingungen der Zunge (der Zungenränder; *l*-Laute), des Zäpfchens und der Zungenspitze (*r*-Laute) und der Lippen (*w*-Laute) hervorgebracht. Unter kräftigem Atemstoss, bei tönenden Stimmbändern, gespannter Zunge, Spannung von Zäpfchen und Lippen erfolgen die tönenden Schwingungen dieser Organe. Die Schwingungen sind intermittierende, der Ton ist daher rollend. Die Spannung der Zunge bei *l* wird durch Feststemmen der Zungenspitze an die Schneidezähne oder den harten Gaumen erreicht; die Luft entweicht, über die Zungenränder streichend, rechts und links von der den Mund in der Mittellinie verschliessenden Zungenspitze. Je nach der Stelle, wo sie anstemmt, bildet sich ein verschiedener Schallraum und ein anderer *l*-Klang, ein Zahnhöhlen- (alveolares), ein Vordergaumen-*l* (antepalatales) u. s. w. Bei *r* ist entweder der hintere Teil des zu einer Rinne vertieften Zungenrückens gegen das Zäpfchen emporgezogen, dessen nach vorn gestreckte Spitze in der Zungenrinne durch den Atemstoss auf- und abgeworfen wird (Zäpfchen-*r*, uvulares *r*); oder die Zungenspitze ist gegen den Vordergaumen, am Zahnbett der oberen Zähne, bis zur Berührung mit ihm emporgestreckt und schlägt unter dem Atemstoss an der verengten Stelle gegen den Gaumen (Zungen-*r*, linguales *r*). Bei *w* werden die Lippen ähnlich den Stimmbändern zusammengelegt, durch Muskeln gespannt und zum Vibrieren gebracht. Die Deutlichkeit dieser Schwingungslaute hängt von der Kraft der Schwingungen ab; bei zu schwacher Schwingung und schwach angeblasenen Stimmbändern entstehen reduzierte *r*-, *l*- und *w*-Laute (z. B. in *Be*^{r}*lin* statt Berlin) oder sie kommen nicht mehr zu Gehör.

A. 3. Bei den Schwingungslauten der Nase (Nasale) wird die durch die geschlossenen Stimmbänder ausgetriebene Luft, unter Herabsenkung des Gaumensegels und Absperrung des Mundes durch Zunge oder Lippen, an der Rachenwand empor in den Nasenkanal geleitet. Verschiedene Gestalt erhält der Resonanzraum der Nasale durch den an verschiedenen Stellen erfolgenden Mundverschluss, der verschieden grosse und verschieden geformte Mundräume entstehen lässt. Der grösste Schallraum ist bei *m* vorhanden, da hier der Verschluss am Mundausgang, durch die Lippen, erfolgt; kleiner ist er bei Verschluss durch die Zungenspitze und den Zungenrücken am vorderen, mittleren oder hinteren Gaumen, bei alveolarem, dorsalem, velarem Nasal *(n)*.

B. Die Reibelaute (*Fricativae*, Spiranten, Hauchlaute), bei denen die ausgeatmete Luft mit hörbarer Reibung an den Wänden des Schallraums hinstreicht, gliedern sich nach der Stelle der grössten Verengung des Schallraums, dessen Gestalt auch hier den Lautcharakter bestimmt. Bei Annäherung der Stimmbänder und Reibung der Luft an deren Rändern und

an den Wandungen des Mundraumes entsteht der Kehlreibelaut *h*. Engenbildung am weichen Gaumen durch den Zungenrücken ergiebt das velare *ch* (dtsch. ch in ach), Verengung des Mundraums am harten Gaumen *j* (dtsch. ch in ich), wobei der Luftstrom am vorderen Rande des harten Gaumens herabstreicht. Ungefähr in gleicher Stellung, aber unter Annäherung des vorderen Zungensaums an die unteren Vorderzähne, seitlich eingezogener und in der Mitte rinnenartig vertiefter Vorderzunge wird das deutsche *sch*, franz. *ch* artikuliert; die Luft streicht hier in der Mitte und an den Rändern der Zunge hin gegen die oberen Schneidezähne. Bei *s* lagert der vordere gewölbte Zungenrand oder die Zungenspitze an den untern Schneidezähnen und bildet mit den oberen einen engen Spalt. Bei engl. *th* ist die Zungenspitze breit vor die oberen Schneidezähne geschoben. Wird durch die Unterlippe und die oberen Schneidezähne eine Spaltöffnung gebildet, so entsteht der (labiodentale) Reibelaut *f*, eine andere Art des *f* (bilabial) bei Spaltbildung mittels der Lippen; bei angespannten gerundeten Lippen oder angespannter, den oberen Schneidezähnen genäherter Unterlippe *v* (bilabial, labiodental), das sich zu *w* (s. o.) verhält, wie der Reibelaut *ch* zum Schwingungslaut *r* (uvulare). Von der einen zur anderen Art dieser Reibelaute sind noch andere Varietäten bildbar. Bei geöffneten Stimmbändern hervorgebracht, heissen sie stimmlos, bei geschlossenen, also tönenden Stimmbändern artikuliert, stimmhaft; stimmlos und stimmhaft sind auch die mit den Reibelauten verwandten sog. Halbvokale *i̯*, *u̯*.

C. Die verschiedenen Knallgeräusche endlich entstehen durch Absperrung des Mundraums mittels derselben beweglichen Mundorgane, wie die Reibelaute, und an denselben Stellen unter plötzlicher Zurückreissung des schliessenden Organs; *k*-Laute am weichen, *t*-Laute am harten Gaumen, *p*-Laute durch Lippenverschluss. Sie sind unter gleichen Bedingungen stimmlos *(tenues)* oder stimmhaft *(mediae)* wie die Reibelaute. Auch Knallgeräusche kommen reduziert gebildet vor. Übersichten über die gewöhnlichsten Knallgeräusche, Reibelaute u. s. w. nächst den Benennungen ihrer Arten nach den Bildungsstellen bieten die S. 285 f. angeführten lautphysiologischen Werke.

Beim Übergehen von einem Laute zum anderen im Worte finden weitere, z. T. unhörbare Artikulationen statt, die auch in Darstellungen der Rede mittels phonetischer Alphabete unbezeichnet bleiben (Übergangslaute, nach Sievers), weil auch in diesen, wie durch die gewöhnlichen Buchstaben, nur Gehörseindrücke, nicht die Artikulationsakte veranschaulicht werden. Manche kommen jedoch, besonders bei lässiger oder breiter Sprache, bei Mangel an Übung im Aussprechen fremder Wörter, beim Sprechen fremder Sprachen, deutlich genug zu Gehör, um übersehen werden zu können (vgl. im Deutschen *$gest^{e}s$* = gesteh' 's; *$Lô^{u}b$* = Lob; *kom^{pt}* = kommt; *$gan^{t}s$* = ganz und Gans, etc.). Hierher gehören auch die unvollkommen gebildeten Konsonanten, wie *k*, *g*, die z. B. im Deutschen vor tonlosen Konsonanten statt der hörbaren Knallgeräusche (in *$Ta^{k}t$*, *$Ja^{g}d$*) erscheinen, bei denen der Schall ungehört im Munde verhallt (daher *Tenues implosivae*, Merkel), weil unmittelbar nach der Bildung des Verschlusses für *k*, *t* ein neuer, vorderer Mundverschluss eintritt, der das Ausdringen des Schalles aus dem Munde verhindert, und die Artikulation nur als Pause empfinden lässt. Die Nichtverbindbarkeit zweier aufeinanderfolgenden Laute zu einer Schalleinheit (Silbe) bewirkt in den romanischen Sprachen ähnliche Lautreduktionen. Aufschlüsse über diese von Ohr und Auge nicht auffassbaren Artikulationen lassen sich von der Experimentierungskunst mit Hilfe des Phonographen erwarten.

II. Die Eigenschaft der Dauer, d. i. der Ein- oder Mehrzeitigkeit, kommt allen bei offenem Mund- und Nasenkanal gesprochenen Lauten zu. Einzeitig sind allein die Knallgeräusche. Den Eindruck der Länge machen diese nur, wenn vom Mundverschluss nicht unmittelbar zur Lösung desselben geschritten, sondern der Mundverschluss mit oder ohne begleitenden Stimmbänderton ausgehalten wird. Solche als Schallunterbrechung empfundene Längung des Mundverschlusses hat z. B. im Italienischen statt bei den in der Schrift doppelt bezeichneten Knallgeräuschen, bei *bacca* (d. i. ba'ca), *fatto* (d. i. fa'to), *appo* (d. i. a'po); bei *freddo* (d. i. fre'do) wird während des Verschlusses der unartikulierte Stimmbänderton vernommen. Länge und Kürze eines Lautes ist im einzelnen Wort in gewöhnlicher Rede immer dieselbe. Empfindung und Affekt drücken sich im Sprachlaut jedoch auch darin aus, dass sie nach Massgabe der seelischen Erregung die Quantitätsverhältnisse der Silben verschieben, sie kürzen oder dehnen oder brechen, wo die ruhige Sprache die entgegengesetzte Norm befolgt. Letztere muss bei Dauerangaben von Lauten im einzelnen Wort zur Grundlage gewählt und vorkommende affektische Abweichung bei ihm als solche angezeigt werden. Zur Bezeichnung der Länge verwendet die Schrift den ¯; Kürze kann unbezeichnet bleiben.

III. Die Vereinigung der kleinsten zusammengesetzten Schalleinheiten (Silben) zu grösseren einheitlichen Lautreihen wird durch Abstufung der Stärke, d. i. der Kraft oder des Druckes, bewirkt, mit dem bei aufeinander folgenden Schalleinheiten die Luft aus dem Schallraum hinausgetrieben wird (Lautstärke, Betonung, Accent). In jedem mehrsilbigen Worte wird die einzelne Silbe mit verschiedenem Luftdruck, einem stärksten, mittleren und schwachen hervorgebracht, mit Haupt-, Mittel- und schwachem Ton, die in verschiedener Folge, dem < *(crescendo)* und > *(decrescendo)* und der Vereinigung beider, dem <> vergleichbar, auftreten können. Jedes Wort hat nur einen Hauptton, ein zweisilbiges neben ihm den mittleren oder schwachen, ein dreisilbiges kann ausser der Haupttonsilbe zwei schwachbetonte Silben enthalten, ein vielsilbiges mehrere Nebentöne besitzen. Die Verschiedenheit des Luftdrucks bei den drei Betonungsarten kann in der einen Sprache geringer sein als in der anderen; nie jedoch so gering, dass sie dem Ohr des Sprechenden und Hörenden entginge, denn in diesem Falle ergäbe sich eine Aufreihung von Silben ohne Gliederung der Rede nach Worten. Eine geringe Stärkeverschiedenheit unter den drei Tönen wird im Französischen anerkannt; eine grössere, wie im Deutschen, besteht dagegen im Italienischen und Spanischen. Die Stärke des Haupttons hat hier bewirkt, dass die mit kurzem Vokal ursprünglich gesprochenen Haupttonsilben durch Längung des Vokals oder des folgenden Konsonanten (vgl. span. *pá̄-so* lat. PASSUS, *cá̄-bo* CĂPUT, *bué-na* BŎNA u. s. w.; ital. *bę̄-ne* BĔNE, *buó-na* BŎNA; *fá^b-bro* FABRUM; *san̄-to* SANCTUS, *bel-la* BELLA, *vis̄-to* u. s. w.) lang geworden sind. Der Hauptton trifft nicht den einzelnen Laut, sondern die ganze Silbe. In gewöhnlicher Rede ist die Betonungsweise im einzelnen Worte unwandelbar. Die affektische Rede verfährt mit den Accenten wie mit der Dauer. Eine besondere Art des Worthaupttons ist der Satzton d. h. die Verstärkung der Haupttonsilbe des für den ausgedrückten Gedanken wichtigsten Wortes im Satze. Die empirische Lautlehre hat bei Angaben über die Accentuierung einer Sprache von der Sprache gewöhnlicher Mitteilung auszugehen.

Verschieden von der Wortbetonung ist die mit den Haupttonsilben der Wörter sich verbindende melodische Tongebung in der Rede, die populär mit dem Ausdruck «singen» mit Recht benannt wird, da alle Rede ein unausgebildeter Gesang ist. Hierbei unterscheiden sich die Haupttonsilben nach der Tonhöhe, mit der sie gesprochen werden und auf der sie in

der Tonleiter des Redenden stehen. Jeder Einzelne bewegt sich in der Rede auf einer anderen Tonleiter; Mundarten, Sprachen, Zeiten einigen sich jedoch bei bestimmten Satzformen, Wortverbindungen und Wendungen dieselben Intervalle zu gebrauchen, sodass neben der individuellen eine gemeinsame melodische Tongebung in der Sprache hervortritt, die das Ethos einer Volksgemeinschaft sprachlich ausdrückt. Für die Modulation der Stimme bei melodischer Tongebung sind Gemütsvorgänge bestimmend. In der Deklamation wird sie zur Kunst. Zu ihrer Bezeichnung dienen, wie in der Musik, Noten und Notensysteme (s. Merkel, S. 348 ff.). Auch Pausen, gewöhnlich verbunden mit Satznebentönen, und zumeist hinter Satzgliedern, verwendet die Allgemeinsprache und, zu besonderen Zwecken, die künstlerische Rede, gleich der Musik. Die Vortragspausen zu beachten ist namentlich von Wichtigkeit für die Modifikationen von Wortan- und -auslaut im Satze, mit denen sich die Satzphonetik (s. S. 313 u. p.) beschäftigt.

Während die empirische Lautlehre einer ungeschriebenen Sprache die Natur ihrer Laute nach ihrer Hervorbringung und ihrem Gehörseindruck zu beschreiben und die zu ihrer Verdeutlichung geschicktesten Zeichen selbst zu wählen hat, verbindet sich die Lautlehre der Schriftsprachen mit der Buchstabenlehre (Orthographie), die die bei der Schreibung der Wörter befolgten Gewohnheiten bekannt macht, die Lautlehre aber keineswegs ersetzt. Ältere Prosawerke einer Sprache bieten sich allerdings der empirischen Lautlehre nur von der graphischen Seite dar. Bei lebender Sprache ist die Lautbestimmung jedoch, unabhängig von der Schrift, nach lautphysiologischen Gesichtspunkten vorzunehmen und die Schriftlehre durch die lautphysiologische Beobachtung zu berichtigen und zu erweitern, hinsichtlich des einzelnen Wortes wie seiner Aussprache in Wortreihen. — Anleitung zur lautphysiologischen Beobachtung geben ausser den angeführten Werken:

E. Brücke, *Physiologie der Sprachlaute* (1876)²; L. Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache* (1866); auf M.'s Demonstrationen in seiner Vorlesung, Sommer 1866, stützt sich die Darstellung des § 10; neuere Arbeiten sind dabei berücksichtigt; E. Sievers, *Grundzüge der Lautphysiologie* (1893)⁴; dort Angabe der älteren lautphys. Litteratur; ebenso bei Breymann, *Phonet. Lit. 1876—95* (1897); Rousselot, *Principes de phonét. expériment.* (1897); Jespersen, *Fonetik* (1898). — Über die Laute der französischen Sprache (sowie der deutschen und englischen) handelten W. Vietor, *Elemente der Phonetik* (1884 etc.) und M. Trautmann, *Die Sprachlaute im Allgemeinen und die Laute des Engl., Franz. und Deutsch.* (1884 etc.); über die französischen Laute Rousselot, *La prononciation franç.* (1896); über Laute und Vortrag im Französischen Thudichum, *Manuel prat. de diction franç.* (1902). — Über die richtige Aussprache der französischen Wörter unterrichten: S. Dupuis, *Traité de prononciation* (1836); Malvin-Cazal, *Prononciation de la lang. franç.* (1847); Lesaint, *Traité de la prononciation franç.* (1871) u. a. Ausserdem E. Littré, K. Sachs u. a. in ihren Wörterbüchern. Über die italienischen Laute s. Josselyn, *Etude sur la phonétique ital.* (1900); über richtige italienische Aussprache: A. Buscaino Campo, *La pronunzia della lingua ital.* (1873); P. Fanfani, *Vocabolario della pronunzia* (1863); Rigutini e Fanfani, *Vocabolario ital. della ling. parlata* (1875); Petròcchi, *Diz. della ling. ital.* (1884). — Die Laute des Portugiesischen von Lissabon bestimmt genauer: A. Gonçalves Vianna, *Essai de phonétique portug.* (in Romania, 1883). — Phonetische Alphabete weisen Vietor, Breymann, a. a. O. u. a. nach. Das Böhmers steht: Romanische Studien I, 295, das Ascolis im Archivio glottologico ital. I, XLII.

II. HISTORISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Mit Hilfe ihres Materials, der gesamten schriftlichen Überlieferung einer Sprache und dessen, was zu ihrer Deutung dient: grammatische Schriften, Wortauslegungen, Glossare, Übersetzungen, jüngere Sprachform, verwandte Sprachen u. s. w., gelangt die historische Sprachforschung zu einer zeitlichen Anordnung der sprachlichen Veränderungen, nachdem sie, an der Hand datierter Urschriften und datierter oder datierbarer Schriftstücke, den stets zahlreicheren undatierten schriftlichen Aufzeichnungen ihre Stelle angewiesen hat, um auch sie sprachgeschichtlich verwertbar zu machen. Den Wert datierter Urschriften haben die ersten und die von den Verfassern selbst besorgten Ausgaben litterarischer Werke in der Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Aus dem MA. sind Urschriften litterarischer Werke so gut wie unbekannt. Nur Aktenstücke, Testamente, Verträge u. dgl., in denen romanische Sprache jedoch erst spät, im 12. Jahrhundert, zur Verwendung kommt (über die ältesten romanischen Aktenstücke s. S. 243), geben Zeit und Ort ihrer Entstehung mit verlässlicher Bestimmtheit an. Sie bieten einerseits in ihrer paläographischen Beschaffenheit, im Schreibstoff (Pergament, Papier), in den Buchstabenformen und in sonstigen, von Zeitraum zu Zeitraum wechselnden Schreibgewohnheiten, die sich dem aufmerksamen Betrachter zu erkennen geben (s. S. 205 ff. «Schriftliche Quellen der romanischen Philologie»), andererseits in den durch sie zeitlich bestimmbaren Veränderungen der Schreibweise der Wörter (orthographische Beobachtung) die unentbehrliche Hilfe dar, um auf dem Wege der Vergleichung die Zeit der Ausführung ohne Datum überlieferter Schriftstücke nach äusseren Kennzeichen zutreffend zu umgrenzen. Litterarische Texte haben in den oft viel jüngeren Abschriften, in denen sie auf uns gekommen sind, Veränderungen wenn nicht im Inhalt, im Gefüge und im Ausdruck, so doch meist in der Mundart und in der Schreibung erfahren, die der Sprachform, der Sprachstufe und den orthographischen Grundsätzen der Schreiber angepasst zu werden pflegten, für die ausschliesslich die Bedürfnisse der Leser ihrer Zeit entscheidend waren. Auch sie werden sprachgeschichtlich verwendbar, nachdem durch die philologische Kritik (s. das folg. Kap.) der ursprüngliche Wortlaut und die durch die Überlieferung herbeigeführten Veränderungen eines Werkes ermittelt sind, wie es z. B. durch G. Paris bei der *Vie de St-Alexis* (s. S. 154) in gewissem Umfang geschehen konnte.

Je zahlreicher die Handschriften eines litterarischen Werkes, desto leichter und sicherer werden Urschrift und Veränderungen der Überlieferung erkannt. Je geringer ihre Zahl und je ferner zeitlich eine Handschrift der ersten Aufzeichnung steht, desto mehr verliert sie an Wert als sprachgeschichtlicher Zeuge und mit desto grösserer Vorsicht ist ihre sprachliche Form zu verwerten. Zu den schriftlichen Quellen für die romanische Sprachgeschichte zählen auch die für die vulgärlateinische Zeit der romanischen Sprachen in Betracht kommenden (lateinischen) Inschriften auf Stein, Metall u. s. w. (s. Abschnitt I A 4 des dritten Teiles). Romanische Grammatiken unterstützen mit Aussagen über die sprachliche Form die sprachgeschichtliche Forschung im Wesentlichen erst seit dem 16. Jahrhundert (s. die Nachweise über die ältere romanische Grammatik im 1. Abschnitt des ersten Teiles). Ergiebiger sind aus früherer Zeit nur die provenzalischen Sprachlehren des 13. und 14. Jahrhunderts, dürftig was Dante *(De vulg. eloquentia)* über italienische Mundarten und die altfranzösischen Sprachtraktate

bieten. Äusserst lehrreich sind dagegen für das älteste Romanisch die Zeugnisse römischer Grammatiker (s. T. III, Abschn. I A. 4). Speziell zur Erkenntnis des Sinnes romanischer Wörter in früherer Zeit tragen neben der Hermeneutik (s. das folg. Kapitel) bei: mittelalterliche romanisch-lateinische Glossare (seit Ende 12. Jahrh.), die Worterklärungen, die Schriftsteller gelegentlich aufstellen, in fremde Sprachen, ins Lateinische, Deutsche und in andere romanische Sprachen, übergegangene romanische Wörter, Übersetzungen in und aus dem Romanischen, endlich, für die neuere Zeit, die romanische Lexikographie (s. darüber T. I, Abschn. 1 passim). Als niedriglateinische Wörter bezeichnet, führen romanische Wörter, unter ihrem mit Erklärungen versehenen Wortmaterial auch schon die alten römischen und spätlateinische Glossatoren (s. F. Diez, *Gram.* I, 5 ff.; Löwe, *Prodromus corporis glossariorum*, 1876; Ders. u. Goetz, *Corpus glossar. latin.*, 1888 ff.).

Aus den in diesen Quellen erhaltenen oder aus der Überlieferung erkennbaren sprachgeschichtlichen Tatsachen, die bei der meist unzusammenhängenden Überlieferung über eine romanische Sprache oder Mundart immer unvollständig deren Wandlungen vor Augen führen, ergeben sich die chronologischen Reihen jedoch nicht schon allein mit dem Alter der Quellen. Denn das erste Auftreten einer Aussageweise, einer Form oder eines Lautes im schriftlichen Denkmal bezeichnet selten ihr Auftreten in der Sprache. Es fällt nicht nur meist in frühere Zeit, sondern jüngere Denkmäler einer Mundart von konservativerem Charakter, gewisse Wendungen u. s. w. können ein Wort in ursprünglicherer Gestalt, Bedeutung und Anwendung erhalten haben als ältere Texte einer schneller veränderten Sprachart oder üblichere Wortverbindungen. Zur richtigen Datierung einer Spracherscheinung genügt daher nicht schon der älteste Beleg. Vielmehr dient dabei der formale und logische Abstand der Produkte von der gemeinsamen Grundform als Richtschnur. Der Reihenbildung geht aber selbstverständlich die empirische Aufnahme der überlieferten Tatsachen voraus, bei der die einzelne Sprachquelle grammatisch und lexikalisch ebenso zergliedert wird, wie die lebende Sprache, und das ist häufig in Ausgaben altfranzösischer Texte (z. B. in Foersters *Aiol et Mirabel*, 1882, im *Cligès Crestien's von Troyes*, 1884; in Suchiers *Aucassin et Nicolete*, 1881, u. a.) und in Abhandlungen über solche Texte geschehen. Da die empirische Auffassung der in der Schrift erhaltenen Sprache vom Satz zum Gedanken, vom Wort zum Sinn, vom Schriftzeichen zum Laut fortschreitet, die überlieferten Deutemittel die Gedanken, Vorstellungen und Laute der in der Schrift festgehaltenen Rede aber nur zum Teil und selbst für die grammatische Auffassung unzureichend angeben, richtiges grammatisches Verständnis und feinere Auslegung der Rede sich aber gegenseitig bedingen, so kommt bei der grammatischen Bearbeitung älterer Sprachwerke ein verwickeltes Schlussverfahren in Anwendung, bei dem die Richtigkeit der Prämissen und Annahmen sorgfältigst erwogen werden muss. Verständige Anwendung des statistischen Verfahrens führt dabei zur Erkennung des sprachlichen Gebrauchs beim einzelnen Schriftwerk und Schriftsteller und in gleichartigen Schriftwerkgruppen; und beim Einleben in ihre Redeweise erschliesst sich ausser der Erkenntnis des wirklich Gedachten auch der Einblick in individuelle Sprachbehandlung.

12. Der syntaktische Wandel älterer Sprache muss notwendig innerhalb der beiden Darstellungsarten, der verstandesmässigen und affektischen, verfolgt werden. Zu diesem Zwecke muss bereits erkannt sein, ob ein Prosa-, oder dichterisches Werk, eine Wendung, Konstruktion oder Wortordnung dieser oder jener Stilform angehört, ob sie auf Nachbildung fremder Sprache

sich gründet oder einheimische Ausdrucksweise ist u. dgl. Denn auch bei der Betrachtung der Satzbildung einer toten Sprache soll nicht eine Anzahl ungefähr gleichartiger Erscheinungen in einer dem Gedächtnis sich empfehlenden Formel zusammengefasst, sondern das Wesen der Erscheinungen, also das Verhältnis von Gedanke und Äusserung soll aufgefunden und die syntaktische Ausdrucksfähigkeit der Sprache in früheren Zeiten ihrer Beurkundung erkannt werden: die grössere oder geringere, mit der Zunahme der logischen Bildung bei den Schriftstellern wachsende Bestimmtheit in der Angabe der Beziehungen der Vorstellungen und Gedanken in Schriftwerken verschiedener Art und Zeit, der Mangel an oder die Fülle von Ausdrucksmitteln, die die Höhe der Ausbildung einer Sprache in den einzelnen Perioden ihres Bestandes zu würdigen dienen, der Wechsel in der Verwendung von Redeteilen, Verengerung und Erweiterung der Satzfunktion, der Wortformen und Worte, Ersterben und Ersatz derselben u. s. w. Diese Erscheinungen und Vorgänge werden am zuverlässigsten in der romanischen Philologie erforscht, indem der am meisten Vergleichungspunkte bietende und am besten verstandene jüngste syntaktische Brauch in den romanischen Sprachen zum Massstab genommen wird. Weniger eignet sich dazu die lateinische Syntax, da der Satz des lateinischen Schriftstellers in keinem genetischen oder doch nur in einem loseren Zusammenhange mit der romanischen Satzbildung steht und selbst noch wenig verstanden ist. Wohl aber kann irgend eine andere syntaktisch reich entwickelte Sprache zur Vergleichung gewählt, auf keinen Fall darf dagegen an die Satzform älterer romanischer oder anderer Sprachen die abstrakte Formel, auf die sich in einer Sprache der Gedanke zurückführen lässt, angelegt werden, da diese kein Prius für die Rede der Vergangenheit bildet. Es ist demnach eine falsche Auffassung, wenn in einem Satze, wie im Boetiuslied 162 *ella 's tan bella, reluz en lo palaz* das zur Einleitung des zweiten Satzes nach *tan* zu erwartende *que* als unterdrückt angesehen wird, während diese Satzanreihung die, in der alltäglichen Sprache jedes Volkes übliche nebenordnende (parataktische) Satzfügung für das Provenzalische des 10. Jahrhunderts, sowie den Ausbau des provenzalischen Satzes auf dem Grunde der provenzalischen Volkssprache bezeugt, die das logische Verhältnis der Sätze noch in vielen Fällen in ältester Zeit dem Hörer festzustellen überlassen durfte. Ebenso darf nicht verkannt werden, dass das konjunktionale *que* (QUOD etc.), so vielfach es auch gedeutet und übersetzt werden kann (Rol. 1046 *El camp estez, que ne seium vencut,* = damit, Rol. 724 *Carles se dort, qu'il ne s'esveillet mie,* = so dass u. s. w.), doch immer nur ganz allgemein die Beziehung des zweiten Satzes zum ersten zur Anzeige bringt, und die Verfasser ihrer Zeit sie nicht genauer anzugeben vermochten, brauchten oder angeben wollten. Dass die französische Sprache und ihre Schwestern erst allmählich lernten und sich gewöhnten die Natur des abhängigen Satzes unzweideutig anzugeben, ersieht man daran, dass die finalen, konsekutiven, konzessiven u. s. w. Konjunktionen des Lateinischen (UT, QUIN, QUAMOBREM, ETSI, QUAMVIS u. dgl.) nicht auf die romanischen Sprachen übergingen. Erst im Laufe der Zeit wurden sie mit Hilfe von Adverbialbestimmungen des Hauptsatzes (bien-*que*, pour-*que*, afin-*que;* ital. gia-*cchè*, come-*chè*, avegna-*chè*, con-cio-ssia-cosa-*chè* u. s. w.) und des allgemeinen Nebensatzexponenten *que* ersetzt, der die Determination einführte, die der unbestimmten Adverbialbestimmung Inhalt gab. Die neuen Konjunktionen wuchsen so durch das Erfordernis der Determination von Hauptsatzgliedern aus dem Hauptsatze gewissermassen heraus, und mit ihnen erst kam in der Zeit litterarischer Kultur und mit der Ausbildung der lehrhaften Prosa die den ältesten Sprachdenkmälern

grösstenteils noch ungeläufige Periode wieder zur Geltung. Viele andere syntaktische Gewohnheiten der lebenden romanischen Sprachen lassen sich in ihrer allmählichen Herausbildung noch in den Schriftdenkmälern verfolgen. In den französischen z. B. die Entwicklung der sog. regelmässigen Wortfolge, die mit dem Aufgeben der den Auslautregeln und der französischen Neigung, im Auslaut, wie im Inlaut, offne Silbe zu sprechen, zum Opfer gefallenen Nominalflexion Bedürfnis wurde. Das nominale Subjekt erhielt dabei naturgemäss die Stelle, die das im Aussagesatz proklitisch stehende Subjektspronomen (*je*, *tu*, *il* etc.) hatte, den Platz vor dem Verbum, das nunmehr, als einzige noch flektierte Wortklasse, Seele und Mittelpunkt des französischen Satzbaues wurde. Auch die Befestigung des Subjektspronomens vor der Prädikatsform, dessen ständige, im MA. noch bedingte Anwendung lautlich zusammenfallende Verbalformen (*j'aim-e*, *il aime*; *je finis*, *tu finis* u. s. w.) herbeigeführt haben werden; der Gebrauch von Massbezeichnungen, wie *pas*, *point*, *mie*, durch die der Umfang bestimmt wird, in dem die proklitische, schwachtonige Verneinung (*ne*) gelten soll; das Aufhören üblich gewesener Wortverwendung im Satze u. s. w. gestatten alte Texte zu datieren. Der unbestimmte Artikel in der Pluralform begleitete einst Paarbenennungen (altfranz. *unes joes*, Wangen, span. *unas manos*, Hände) und Pluralnomina (prov. *unas novas*, Novelle, franz. *unes plaines*, Ebene). Im Altfranzösischen verband sich *avoir* mit *aler* (Rosenroman) und mit dem Reflexivpronomen, wie im Spanischen (*s'ad a Dieu commandé*, Alexius); die Passivform erschien in den zusammengesetzten Zeitformen des reflexiven Verbums (*Nous trois y sommes assayé*, wir drei haben uns versucht; s. Tobler, *Aniel* zu V. 166 etc.); unausgesprochen blieb ein aus dem Zusammenhang ergänzbares pronominales Objekt hinter dem konjunktiven Dativpronomen (*Pur hoc vus di* . . scil. *le*, Alexius 15; Tobler, Gött. gel. Anz. 1877, S. 1619) u. s. w. Nicht übersehen darf werden, dass eine von der späteren verschiedene Satzverwendung eines Wortes in älterer Zeit oft mit Bedeutungsverschiedenheit verbunden ist und darin ihre Erklärung findet. Es ist der Fall, wenn z. B. *diable*, *nature* und andere Wörter im Altfranzösischen wie andere Individualnamen (*Dieu*, *enfer* u. dgl.) ohne den Artikel, im Neufranzösischen, wo sie Appellative sind, mit ihm erscheinen, oder wenn, nach wahrscheinlicher Deutung, *que* in Wendungen wie *plus tost*, *plus haut* etc. *qu'il pot* (Tobler, Ztsch. f. rom. Phil. V 199 ff.) nicht das comparative *que* sondern das beziehungslose Relativum darstellt u. s. w. Auf solchem und anderem Wege erweisen sich in späterer und lebender Sprache fortgeführte und Ausnahmen zu syntaktischen Regeln bildende Wendungen als zu ihrer Zeit nicht weniger regelmässige und dem Gedachten adäquate Ausdrucksweisen. Auch die Inversionen des Neufranzösischen sind nur Fortsetzung der altfranzösischen Wortstellung, die sich vermöge der altfranzösischen Nominalflexion dem Vorstellungsverlauf mehr als die heutige Sprache anzupassen vermochte. Vielfältige Aufschlüsse über Erscheinungen der historischen Syntax des Französischen enthalten:

A. Toblers *Beiträge zur Grammatik des Französischen* (Ztsch. f. rom. Phil. I ff.); Ders., *Vermischte Beitr. zur franz. Grammatik*, 3 Tle., 1886 ff.; E. Richter, *Lat. und rom. Wortstellung*, 1903.

13. In der historischen Lexikologie geht dem Nachweis des geschichtlichen Verlaufs in der begrifflichen und konstruktiven Verwendung der in Schriftwerken erhaltenen Wörter die Arbeit des Sammelns, die Erkennung der Bedeutungen, die Aufsuchung des ältesten Zeugnisses für den veränderten Sinn ebenfalls voraus. Deutemittel sind hier ausser den (S. 287)

bemerkten die lebenden Mundarten, die ein Wort im älteren Sinne aufbewahrt haben können, gegensätzlicher Wortgebrauch und Etymologie (s. S. 302 f.). Bei manchen seltenen, an dunkler Stelle auftretenden Worten alter Sprache versagt, besonders häufig in der altprovenzalischen, auch diese Hilfe. Die Bedeutungslehre geht manche Erscheinung an, die als syntaktischer Wandel aufgefasst wird. Wenn z. B., wie in den meisten romanischen Sprachen, im Altfranzösischen die Ländernamen auch im Nominativ oder Akkusativ ohne Artikel stehen (Rol. *Espaigne*, *France*, *Normandie*, *Poitou* u. s. w.), im Laufe der Zeit ihn aber annehmen (schon Rol. 2328 *la Bourgogne; 2323 le Maine*), so wurde nicht die Funktion des Artikels erweitert, der auch hier nur auf Gekanntes hinweisen kann, sondern mit dem Namen verband und setzte nunmehr der Redende die Vorstellung Land *(terre, province)*; er deutete mit dem Artikel auf diesen Gattungsbegriff hin, unter den der Hörer den fremden Individualnamen unterordnen sollte und entkleidete so den Individualnamen seines ursprünglichen Sinnes, dessen Abänderung der Lexikograph anzumerken und zu datieren hat. Die Anordnung der Bedeutungen eines Wortes geht von sichergestellter ursprünglicher, etymologischer, oder von der konkretesten Bedeutung auch hier aus und zu der nächstliegenden bildlichen über. Littré trug in seinem Wörterbuche erst Bausteine zum geschichtlichen französischen Wörterbuche ungeordnet zusammen, wenn er Belege für irgendwelche Anwendung eines neufranzösischen Wortes im MA. nach dem Alter der Texte mitteilte. In F. Godefroys *Dict. de l'anc. lang. fr.* ist der für die Anordnung der Bedeutungen eines Wortes massgebende Grundsatz oft nicht erkennbar. Das historische Wörterbuch stellt die abgeleiteten Wörter am besten unter die als solche ihrer Zeit gefühlten Stammwörter, wodurch der Überblick über die Wortgeschichte, über die Vermehrung und Verminderung und über den Mangel an Anschauungen und Begriffen in einem Vorstellungsgebiet erheblich erleichtert wird.

14. Der historischen Wortbildungslehre erschliessen sich die Mittel und die Wege, auf denen die Sprache einen älteren Wortbestand im Laufe der Zeit vermehrte, und die Veränderungen, die in den Funktionen ihrer Wortbeugemittel eingetreten sind. Wörter, die in jüngerer Sprachepoche eine unauflösbare Einheit darstellen, erweisen sich bei weiter zurückreichender Sprachüberlieferung häufig als zusammengefügte Wortgebilde und verlieren das Dunkel, das sich mit der lautlichen Umgestaltung der Wörter über ihre Entstehung breitete. Das Nebeneinanderbestehen von *mi* MEDIUM und *di* DIEM im Altfranzösischen lässt *midi* als ein Compositum und zugleich die Grundbedeutung des Wortes erkennen. Altfranz. *ains* ANTE und *né* NATUM ergeben sich als Glieder des neufranz. *aîné*, altfranz. *ainsné;* neufranz. *chignon*, altfranz. *chaeign-on* als Bildung aus *chaeine* CATENA. Das altital. *crederaggio* (ich werde glauben) schliesst, da *aggio* = HABEO, jeden Zweifel an der Entstehung des italienischen Futurums aus dem Infinitiv und dem Indikativ des Präsens von *avere* (HABERE) aus. Nicht minder erklären sich Ausnahmen von syntaktischen und Wortbildungsregeln der jüngeren Sprache, durch den Einblick in die Verhältnisse älterer Wortform; z. B. ist die Nichtkongruenz zwischen Adjektiv und Substantiv bei *grand'-mère*, *grand'-soif*, ein Archaïsmus der französischen Sprache, die ehedem bei den lateinischen Adjektiven ohne weibliche A-Form (GRANDIS, BREVIS neben BONUS BONA) eine gemeinsame Form für Mask. und Fem. *(grand)* besass. Aus dem gleichen Grunde sind Adverbia wie *constamment* von *constant* nur scheinbar aus der männlichen Form des Adjektivs *(constant)* gebildet. Denn diese Adverbia entstanden zu einer Zeit, wo das weibliche *e* an die unge-

schlechtigen Adjektiva noch nicht angefügt war, während *générale-ment* (von GENERALIS) jüngeren Datums ist. Die historische Wortbildungslehre führt weiter zu der Einsicht, dass, da die romanischen Sprachen nur die betonten lateinischen Suffixe bewahrt haben und mithin auch das einzige von Stoffnamen Adjektive herleitende Suffix *-eus* (AUR-EUS, PLUMB-EUS) verloren, auf Ersatz für dasselbe durch Wortbindung (AUREUS = franz. *d'or*, ital. *d'oro*, span. *de oro*) angewiesen waren. Sie lehrt jedoch auch, wie neue Suffixformen, und zwar durch Irreleitung des Sprachsinns, entstehen, z. B. franz. *-erie* in *lait-erie*, *ling-erie* etc. (nach *cheval-er-ie*, das *chevalier* zur Voraussetzung hat, aber aus *cheval* gebildet aufgefasst wurde). Ebenso entstehen neue Verbalendungen, z. B. *-ss-ero* als 3. Plur. Konjunktivi Imperf. des ital. Verbums (für *-ss-ino*, *canta-ssero* für *canta-ssino* = CANTA-VI-SSENT) aus *féc-ero* (*FÉCERUNT) u. dgl. Auch wie die Verschiebung der Beugungselemente, die Vereinheitlichung der Flexion u. s. w. immer weiter um sich greift, verraten häufig die älteren Sprachdenkmäler. Als die Zeit, wo in den romanischen Sprachen Stammsubstantivierung möglich war (franz. *rabat* aus *rabattre*, ital. *stima* aus *stimare*, span. *lloro* aus *llorar*) oder im Italienischen Verbaladjectiva wie *orno* aus *ornare*, *desto* aus *destare*, *avvezzo* aus *avvezzare* gebildet werden konnten (*netto* = NITIDUS neben *nettato* von *nett-are*, *decoro* = DECORUS neben *decorato* von *decor-are* gaben den Anlass zur Entstehung solcher Adjektiva) wird das Mittelalter aus der Überlieferung erkannt. Die Fähigkeit der französischen Sprache, Worte zusammenzusetzen, ist schon im Mittelalter erloschen; nur durch Präfix- und Suffixableitung und durch Bindung vermag es seitdem seinen Wortschatz aus eigenen Mitteln noch zu mehren. Auch hier werden bei umsichtiger Zergliederung und Vergleichung der älteren Sprachform, eine Fülle zeitlich bestimmbarer Wandlungen und Einblicke in das Leben der Sprache vermittels des überlieferten Sprachstoffs gewonnen. Bei der Ableitung und Zusammensetzung kommt neben der Betrachtung der Form auch die semasiologische Seite (s. S. 279) in Frage; bei der Datierung der Formveränderungen hat die historische Lautlehre das entscheidende Wort.

15. Für die Feststellung des Eintritts von Veränderungen der Sprachlaute an bestimmter Stelle im Wort bieten die Aussagen der romanischen Grammatiker älterer Zeit keinen Anhalt. Sie dienen nur, so namentlich der *Donat proensal* des 13. Jahrhs. in seinem Reimbuch und die *Leys d'amors* des 14. Jahrhs. in ihren Angaben über den Lautwert provenzalischer Schriftzeichen, zur Erkennung ihrer Zeit vorhandener Lautungen, wie die in fremde Sprachen übergegangenen Wörter, deren Aussprache sich sicherstellen lässt (nach mhd. *schoy* = franz. *joi* sind dem franz. *joi* des 13. Jahrh. die mit den deutschen Schriftzeichen ausgedrückten oder ihnen ähnliche Laute zuzuerkennen). Die wichtigsten Hilfsmittel der historischen Lautlehre sind die Schwankungen in der Schreibung der Wörter in originalen, datierten oder datierbaren Schriftstücken, die Bestimmung der in den Reimen der Dichter bekannter Zeit gleichgesetzten Laute und die Beobachtung des Silbenwertes der Wörter. Bei Schwankungen der Schreibung wird entweder das Zeichen für den ehemaligen Laut durch das des eingetretenen ersetzt (z. B. altfranz. *mais* MAGIS : *meis*, *mes*), oder aber das Zeichen eines Lautes für einen verwandten Laut, der in der Sprache sich nachweislich nicht zu jenem umkehrte (umgekehrte Schreibung) und daher vielmehr jenen als den veränderten zu erkennen giebt; z. B. lehrt das altital. *tucti* neben *tutti* = ital. *tutti* TOTI, dass, da T im Italienischen nicht *ct* wird, CT die Aussprache des *tt*, z. B. in FACTUM ital. *fatto*, angenommen hatte. Ebenso lehrt späteres latein. *bibere* statt VIVERE, dass das latein. B in gewissen Fällen *v* gesprochen

wurde, da V romanisch nicht *b* wird. Die Reime zeigen das nämliche Wort zu verschiedener Zeit in verschiedenen Reimgleichungen. Z. B. wurde eine Zeitlang altfranz. *feiz* FIDES ausschliesslich mit Wörtern wie *feiz* VICEM und nicht mit *fais* FASCES oder mit *voiz* (VOCEM) gereimt. Ebenso in annähernd bestimmbarem Zeitraum nur mit *voiz*, danach erst mit *conois* (COGNOSCO), *bois* (BIBIS), aber noch nicht mit *jois* (GAUDIUM), später erst mit *moi* (ME) u. dgl. Daraus lässt sich ablesen, dass die Tonsilbe des altfranz. Wortes aus FIDES der Reihe nach in *-eiz*, *-oiz*, *-ois*, *-oi* ausging, diese Ausgänge ihrer Zeit aber nicht *-ais*, *-ois*, *-ois* oder sonst wie lauteten. Aus der Verwendung der Worte im Verse wird nicht nur die ehemalige Mehrsilbigkeit eines Wortes und deren Dauer (z. B. bei franz. *rei-ne* = altfranz. *re-i-ne* REGINA; franz. *mûr* = altfranz. *me-ur* MATURUS u. s. w.) ersehen, sondern auch, wo, wie im Altfranzösischen der Hiat nicht zugelassen wird, die Fortdauer der Aussprache von Endkonsonanten der Wörter; denn diese vermögen, wenn jene verstummen, vor folgenden vokalisch anlautenden Worten ihre Schlusssilbe im Verse nicht mehr zur Geltung zu bringen (vgl. Rol. 660 [*entret en sun veiage*, aber 365 *Entre(t) en sa veie*]).

Ein positiver Lautwert ist jedoch weder in den Schwankungen der Schreibweise noch in den Reimen schon ausgedrückt. Ohne sonstige Deutemittel blieben die Gleichungen von Schriftzeichen und von Lauten für die historische Lautlehre unfruchtbar und diese auf die Grammatikerangaben über die Laute und auf die Anzeichen angewiesen, welche die der Anpassung unterworfene Aussprache romanischer Wörter im fremden Munde darbietet. Sie liegen in der Verwendung eines in den Werten seiner Laute im allgemeinen wenigstens bekannten Alphabets, des lateinischen (nur die rumänische Sprache verwendete ein anderes, das cyrillische), und in dem historischen Zusammenhang der Aussprache der Wörter des lebenden Romanisch mit dem der früheren Zeit. Ausgangs- und Endpunkt der romanischen Lautbewegung sind daher bekannt, wenn auch der erstere nicht so vollständig wie der letztere, und wenn auch der lateinische Buchstabe im alten Romanisch neu und vieldeutig verwendet und das gleichzeitige Lateinische z. T. auf romanische Weise ausgesprochen wurde. Den lateinischen Lautwert behielten jedoch in Italien z. B. *a b d f m p t*; in Frankreich *b p d t*, *l r m n*, *s* im Wortanlaut und diese und andere Zeichen in anderen Ländern an bestimmter Stelle immer bei. Mehrdeutig war daneben freilich schon im Lateinischen *e o*; *s* klang verschieden nach der Stellung; *i* und *u* bezeichneten Vokale und Konsonanten; *u* war nicht nur in französischer Orthographie seit frühester Zeit *ü*, sondern wurde von Franzosen auch in lateinischen Worten nicht anders ausgesprochen; ein Wink für den lateinischen Sprachhistoriker, der auf den jahrhundertelangen Fortbestand eines lateinischen Schriftzeichens dessen unveränderte Artikulation stützt. Es ist auch selbstverständlich, dass wenngleich jederzeit der Buchstabe, als Unterscheidungszeichen, mit Überlegung angewendet wurde, es doch im Mittelalter eine besondere (zu erschliessende) Tradition in der Rechtschreibung gab, die hinter den Veränderungen der Aussprache zurückblieb (Jahrhunderte beharrte z. B. das Französische trotz vielfach veränderter Aussprache bei der Schreibung *roi*), und dass selbst etymologische Systeme entstanden, z. B. im Rumänischen und im Französischen im 15. Jahrhundert, die weit hinter die derzeitige lautliche Entwicklung der Sprache wieder zurückgriffen. Für neue Laute der romanischen Sprachen und Mundarten reichten die lateinischen Schriftzeichen allerdings so wenig aus, dass nicht nur lateinische kombiniert wurden (z. B. *ch gh gl gn* u. s. w.), sondern derselbe Buchstabe auch für andere Laute dienen musste als in der lateinischen Sprache. So

hat *i* im Altfranzösischen in *ient, vi, vin, loin, roi, fais, veine, bien* lauter verschiedene Werte und Funktionen. Allein, da bei der allgemeineren Kenntnis der Ausgangspunkte der romanischen Lautbewegung und bei einer täglich zu erweiternden Bekanntschaft mit ihren Endpunkten nur die Mittelglieder von der historischen Lautlehre aufzusuchen sind, und Glieder der graphischen und der Reimgleichungen bekannte Werte haben, so erschwert, aber verhindert die verschiedenartige Bedeutung des Schriftzeichens im älteren Romanisch die richtige Auffassung desselben nicht. Die Reimgleichungen sind am genauesten im Provenzalischen, wo zwischen offenem und geschlossenem Vokal unterschieden wird, und im Altfranzösischen, das ausserdem noch der Tonsilbe vorangehende Laute reimt. Unvollkommen sind sie dagegen im Italienischen und Spanischen, wo diese Trennung nicht stattfindet. In Schreibung und Reim verrät sich auch die Mundart eines Werkes, je deutlicher, von je grösserem Umfang es ist. Das Nichtvorkommen eines dialektischen Zuges in der Schrift oder im Reim oder einer zeitlich bestimmten Lauterscheinung ist nicht zu übersehen. Aber es ist ebensowenig schon ein Beweis gegen die auf anderem Wege ermittelte Heimat und Abfassungszeit eines Werkes, wie einheitliche Wortschreibung oder sich gleichbleibende Reimbindung ein Zeichen für unveränderte Aussprache eines Wortes. Z. B. ist *ch* der einzige Ausdruck für das zentralfranzösische Produkt aus lateinisch C vor A, obwohl der neufranzösischen Aussprache des *ch* viele andere vermittelnde vorangingen. Ebenso unzulässig ist es aus einer Beobachtung wie die, dass im Altfranzösischen immer nur *-erre (terre guerre, querre)* mit sich reimend gefunden wird, auf die Fortdauer des geminierten *r* bis in das späte Mittelalter hinein zu schliessen. Denn dabei bliebe unbeachtet, dass *taire, mistère* u. dgl. wegen der Länge ihres Tonvokals der Bindung mit *-erre* widerstreben konnten und altfranzösische Wörter mit *-ĕre* fehlen. Auch verhindert bisweilen der Begriff gleichklingende Wörter zu reimen, und die Bequemlichkeit älterer Dichter kann bewirken, dass eben erst gleichlautend gewordene Silben in ihren Reimen nicht auftreten, weil die Sprache andere, von Anfang an gleichklingende Wörter in grosser Menge zur Verfügung stellte (s. Köritz, *S vor Kons. im Franz.*, 1885, S. 26).

Auf manche, vom Standpunkte der empirischen Grammatik späterer Zeit nicht erklärbare Besonderheiten der Wortbildung einer Sprache fällt von der Lautgeschichte her helles Licht. Was darin Willkür scheint, erweist sich immer als lautliche Regel älterer Zeit. Wenn z. B. die neufranzösische Wortbildungslehre *vien-d-rai tien-d-rai* (von *venir tenir*) neben *finirai (finir)* u. dgl. als regelwidrige Futurformen ansetzen muss, so ergiebt sich unter der historischen Beleuchtung und aus der Wortgeschichte, dass zur Zeit, wo das im Futur vortonig gewordene *i* des Infinitivs hinter einfacher Liquida schwand (altfranz. *ven-r-ai, ten-r-ai; fal-d-rai* von *failir* u. s. w.), alle jene neufranzösischen Verba auf *n-ir (un-ir rajeun-ir jaun-ir brun-ir mun-ir pun-ir*, daher wohl auch *fin-ir* = altfranz. *fin-er;* vgl. dazu altfranz. *don-rai men-rai* aus *doner mener)* der Sprache noch abgingen. Sie konnten ein Futur nur noch wie *part-ir (partirai) sent-ir (sentirai)* erhalten, weil nach ihrem Eintritt in die Sprache ein Ausfall des Vokals der Infinitivendung nicht mehr statt hatte.

III. GENETISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Ergänzt und vertieft wird die historische Sprachforschung durch die genetische. Sie bringt Ordnung und Zusammenhang in die sprachlichen Veränderungen, sie forscht nach ihren Ursachen und sucht Veränderungen als Resultate des Wirkens der Betätigungsweisen unserer, seelische oder geistige Vorgänge in uns hervorrufenden Organe und äusserer Beweggründe zu erkennen. Sprechen und Sprache gelten ihr als geistige Kraftäusserungen dieser Organe und, gleich den anderen geistigen Leistungen, als Überwindung von Widerständen, wie sie das Kind schon beim ersten Sprachlaut und wie deren der Redende bei jeder Mitteilung und jedem Sprachakt neue zu besiegen hat. Anders aber als in der körperlichen Welt, wo die Kräfteäusserung durch die Schwere und Spannkräfte der Körper unveränderlich bestimmt ist, und dem nämlichen Widerstand von demselben Körper immer auf dieselbe Weise begegnet wird, kann bei menschlicher Geistesbetätigung demselben Widerstand nicht nur ein Kraftmaximum und -Minimum entgegengestellt werden, sondern in demselben Individuum wechseln auch die zur Überwindung eines Widerstandes vorhandenen Kräfte. Bei bewussten Tätigkeiten wird der Wille, bei unbewussten Äusserungen werden Zustände unserer Geistesorgane bestimmend für das Mass der aufzuwendenden Kraft. Wo der Sprechende beabsichtigt, das Mitzuteilende in der ihm möglichen vollendeten Weise zur Kenntnis zu bringen, wie im deklamatorischen Vortrag, oder wo er bei unreflektierter Rede, von inneren und äusseren Hemmungen frei, in völliger Hingabe an das Mitzuteilende sich zu äussern vermag, kommt das ihm zur Verfügung stehende Kraftmaximum zur Anwendung. Wo er dagegen überhaupt nur aufgefasst werden will, wo seine Aufmerksamkeit dem Mitzuteilenden nicht zugewandt ist, wo er zerstreut, teilnamlos, befangen, unwillig sich äussert, ist zwar jede dieser Wirkungen proportional der sie hervorrufenden Ursachen, aber die gleichzeitige Rede leidet dabei unter der verminderten Konzentration, sie wird mit einem Kraftminimum hervorgebracht, das sich im Artikulieren der Laute, in der Bezeichnungsweise des Vorgestellten oder Empfundenen, in Auswahl, Anordnung und Verbindung der Wörter geltend machen kann. Jedes Individuum, jedes Geschlecht, jede Zeit wendet, je nach den Umständen unter denen sie reden, die beiden Sprechweisen an. Die Rede mit minderer Kraft aber ist, — da den Sprechenden viel seltener die Absicht mit der Rede als solcher zu wirken zur Anwendung der vollen Kraft veranlasst, als gleichzeitige anderweitige seelische Inanspruchnahme ihn daran hindert —, die gewöhnliche und sie ist es bei der Gleichartigkeit der Menschennatur zu allen Zeiten und jederzeit gewesen. Sie ist im allgemeinen die von Mutter auf Kind sich vererbende Sprache, während die seltener geübte erlischt. Jener bedient sich ein neues Geschlecht wiederum mit minderem Kraftaufwand, um, was ihm zureichend oder bequem gewesen, den Nachkommen zu hinterlassen, die, wofern sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Rede als solche richten, ebenfalls eine veränderte Sprache auf eine jüngere Zeit übertragen. Diejenige Sprache, die in den Zeiten litterarischer Bildung als Muttersprache, als die Sprache eines Volkes gilt, ist im Wesentlichen eine Sprache der Feder, die durch Unterricht, durch auf ihre Aneignung gerichtete Anstrengung erlernt, aber nie im ganzen Umfange mündlich angewendet wird.

Alle unreflektierte Sprache gehorcht demnach, wie die anderen geistigen Äusserungen, auf die nicht reflektiert wird, in Hinblick auf welche Samm-

lung, ruhige Bemessung der zu vollkommener Leistung erforderlichen Kraft und Würdigung ihres Objektes im vollen Umfange nicht stattfindet oder stattfinden kann, dem Gesetze der *vis minima* (R. Avenarius, *Philosophie als Denken der Welt*, 1876), in der nicht minder, wie in äusseren Anlässen, die Ungleichheit der geistigen Leistungen desselben Volkes in verschiedenen Zeiten und der Individuen, die Langsamkeit des Fortschrittes im Erkennen, wie der Rückgang der Bildung und Kunst ihre Erklärung finden. Der kunstvolle Satzbau ist das Werk des reflektierenden Schriftstellers und durch Übung erworbener Sprachfertigkeit. Der Satz auch des Gebildeten ist, je nach den Umständen, mehr oder weniger vollständig und dem Gedanken adäquat. Lang gesehene unbenannte oder neue Dinge und Erscheinungen erhalten, wenn ihre Benennung nötig wird, oft eine Bezeichnung nur nach dem Schein und nach einem zufälligen Merkmale, nicht einen auf umblickender Vergleichung beruhenden, oder auch nur den, dem erkannten Wesen entsprechenden Namen (vgl. die Namen der Gestirne, die Fremdwörter), wie er eben zur Wiedererkennung des Benannten genügt. Die geläufigere, am leichtesten zu reproduzierende Wortform wird an Stelle gleichfunktionierender seltenerer Form nicht nur vom Kindermunde gesetzt, sondern auch von solchen, die heimisch in der Sprache geworden sind, nachdem sich das für die ursprüngliche Form massgebend gewesene Motiv nicht mehr geltend macht.

17. Unverkennbar geht aber solcher Wechsel in unreflektierter Sprache dem Wechsel in dem sich überlassenen Vorstellen parallel und erfolgt gemäss den Gesetzen, nach denen Veränderungen unter den Vorstellungen eintreten: der Wechsel und Wandel sowohl in der Sprache des Individuums wie in der einer Volkseinheit. Zunehmende Sicherheit in der Gleichsetzung von Vorstellungen im Urteil pflegt sich beim Redenden in einer, mit dem Denkvermögen immer vollkommner werdenden Satzfügung bemerkbar zu machen. Neue Wahrnehmungen an Gegenständen, wie sie ein andauernder Verkehr mit ihnen, Aufmerksamkeit oder begünstigender Zufall mit sich bringt, verleihen den Vorstellungen von ihnen nicht nur einen grösseren Inhalt, dem eine Erweiterung der Bedeutung und grössere Übertragbarkeit der bezeichnenden Wörter entspricht, sie veranlassen auch die Schöpfung neuer treffender Bezeichnungen. Die Bedeutungsverengerung der Wörter und der Wortverlust ist andererseits auf die durch Abwendung des Interesses vom Gegenstande, durch seine Entfremdung oder Entfernung mit Notwendigkeit eintretende Undeutlichkeit oder Isolierung von Vorstellungen und ihr Vergessen und Verschwinden aus dem vorstellenden Geiste zurückzuführen. Aus der Fähigkeit verwandter und mit einander in Zusammenhang gebrachter Vorstellungen sich anzuziehen und zu verschmelzen, erklärt sich die (begriffliche) Verallgemeinerung des Wortsinnes, die Herausbildung und Anwendung von nicht mehr anschaulichen, abstrakten, Benennungen, von Formwörtern, Beziehungsbezeichnungen, von Wortbeugungsmitteln, Suffixen u. s. w. und das Zusammenfliessen von Wortbestandteilen zu nicht mehr trennbaren Einheiten, sowie die Vertauschung gleichfunktionierender Beugungsglieder in der Sprache. Aus konstanter Gegenwärtigkeit oder leichterer Reproduktionfähigkeit der durch Worte von ähnlicher sprachlicher Form wiedergegebenen Vorstellungen versteht sich der Sieg einer Wortform über eine als gleichwertig geachtete, die Übertragung der einen Form auf andersgeformte Wörter in derselben Weise, wie die Gewalt einer dem Individuum geläufigen appercipierenden Vorstellung über andere oder neue Vorstellungen. Die Vorstellungen, die den «Geist» ausmachen, wie die körperlichen Dinge die äussere, räumliche Welt, und die, wie diese mit Kräften

begabten Dinge nach Massgabe dieser Kräfte auf einander wirken, ebenso einander beeinflussen und vom Sprechenden durch das Wort zur Kenntnis des Hörenden gebracht werden wie die Aussendinge dem sinnbegabten Menschen durch ihre sinnfälligen Eigenschaften; die Veränderungen ferner, die in den Vorstellungsinhalten, in Vorstellungsmassen, in der Energie, in der Anziehungs- und Verschmelzungsfähigkeit der Vorstellungen vor sich gehen, alles das spiegelt sich, da das Vorstellen an der Sprache haftet, in der Sprache, in der Sprachentwicklung und in der Sprachhandhabung des Einzelnen und der Sprachgemeinschaften ab, und veranlasst vielerlei Arten sprachlicher Veränderung.

18. Von der unendlichen Mannigfaltigkeit der durch die *vis minima* und die Vorstellungsmechanik hervorgerufenen Veränderungen innerhalb derselben Sprache, die das Individuum an ihr gemäss seiner Geistesverfassung und seinem geistigen Inhalt vollzieht, geben die Urkunden der Sprachgeschichte gar keine Nachricht. Individuelle Sprachgestaltungen sind aber auch nicht Gegenstand der sprachgeschichtlichen Betrachtung. Nur die allgemeinen, bei allen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft unter der Wirkung jener Mächte eingetretenen Veränderungen hat sie die Absicht zu erforschen. Jede Volksschaft unterscheidet selbst ja auch von seiner Gemeinsprache individuelle Sprachweisen und verwirft sie. Nichtsdestoweniger ist jedoch auch der Sprachwechsel in der Gemeinsprache individuellen Ursprungs. Er geht aus von den Autoritäten der Sprachgenossenschaften, die auf jeder Bildungsstufe eines Volkes vorhanden sind. Es ist die kleinere Zahl Mündiger, geistig Produktiver oder Mächtiger, von denen materiell und geistig wie sprachlich die Mehrzahl, die Unmündigen, die geistig Untätigen, die Untergebenen einer Generation abhängig werden. In der Familie ist die sprachliche Autorität gemeinhin das Familienoberhaupt oder wer sonst ihre Glieder zur Nachahmung zu veranlassen vermag; unter den an einem Orte Zusammenlebenden bilden sie, für die Sphäre ihrer Tätigkeit, die einzelnen Vertreter von Handwerk, Kunst und den übrigen vertretenen Berufen; auf vorgerückter Stufe der Volksentwicklung werden die gebildeten und hochstehenden Kreise die Sprachautoritäten, u. s. w. Niemand zweifelt, dass jedes Wort seinen Schöpfer, jede neue Wortanwendung ihren Urheber hat. Die Geräte benennt massgebend für andere, wer sie erzeugt und damit umgeht; den wissenschaftlichen Terminus prägt der einzelne Denker. Unter konkurrierenden Benennungen verbreitet sich mit Sache und Begriff gewöhnlich nur die treffendere. Wenn zwei sich in derselben Aussage und Aussageform begegnen, so erscheint es als ein Wunder. Urteilen ist nicht jedermanns Sache. Urteile werden dem nachgesprochen, der sie formulierte, und in seiner Aussageform. Von konkurrierenden Aussage- oder Satzformen siegt die unzweideutige. Der Einzelne schafft die einfacheren und komplizierteren Ausdrucksweisen, wie der Schriftsteller die Manier des Ausdrucks. Auch zu Übertragungen bestimmter Beugungsformen auf andere Wörter giebt der Einzelne den Anstoss, wofern die Wahl unter mehreren gelassen und das Gravitieren nicht nach nur einer Seite möglich war. Selbst bei der Lautbildung und Aussprache der Wörter wirken diejenigen bestimmend, auf die die grosse Masse der nur reproduktiven Abhängigen horcht. — Ihre Neuerungen verbreiten sich, soweit ihre Autorität reicht. In derselben Sprachgemeinschaft bestehen, je grösser sie ist, je mehr, und auf verschiedene Seiten der Sprache gestaltend einwirkende Autoritätszentren. Durch ihr Zusammenwirken erhält eine Mundart ihr besonderes Gepräge, häufig auch das der Mischung. Die kleinsten Mundartgebiete sind die Sprache der Familie

und die sonstiger engerer Gemeinschaften. Die Verkehrsgrenzen einer Menschen- oder Volksgemeinschaft werden zu Mundartgrenzen. Je mehr eine solche Gemeinschaft Autorität für die Nachbarn und für die Landesgenossen besitzt, desto mehr wird ihre Mundart allgemeines Verkehrsmittel, desto grösser wird das Gebiet eines zur Gemeinsprache durchgedrungenen Dialekts.

19. Keineswegs lässt sich jedoch jede Sprachveränderung auf die sprachlichen Autoritäten zurückführen. Sie kommen nur überall da in Frage, wo eine Wahl unter mehreren möglichen Abweichungen vom Überlieferten offen stand, wie bei den Benennungen der Dinge, oder z. B. bei der Bildung der italienischen Endung der 1. Pers. Pl. im Präsens *am-iamo*, der franz. in *aim-ons* AM-AMUS. Aber sie genügen nicht zur Erklärung von Sprachveränderungen, die sich als die einzigen unter gegebenen Bedingungen erweisen, wie die Entstehung des franz. *ei* aus langem betonten lat. E (*mei* ME), von *ou* aus langem betonten O (*vous* VOS); nicht bei solchen, die in verschiedenen Sprachen nicht in Verkehr stehender Gebiete stattfinden, wie das Auftreten von *d* für T zwischen Vokalen im Spanischen und Altfranzösischen (CANTATA: span. *cantada*, altfranz. *chantede*) u. s. w. Wenn, wie im letzten Falle das Trägheitsgesetz gerade an dem intervokalen T in Spanien und Frankreich sich betätigte, während die intervokale Tenuis in Italien und Rumänien (vgl. ital. *cantata*, rum. *cântată*) sich ihm entzog, so erhärtet diese Erscheinung sowohl die Meinung, dass bei mehreren Sprachautoritäten das Trägheitsgesetz dieselbe Lautveränderung hervorzurufen und an derselben Stelle einzusetzen vermag, als auch den Satz, dass Beweggründe spezieller Art bei einer Sprachgemeinschaft die *vis minima* zur Wirksamkeit bringen müssen. Dazu werden jedoch kaum klimatologische Verhältnisse zu rechnen sein, weil diese, als unveränderlich am selben Ort, den andauernden Wechsel der Sprache innerhalb desselben Gebietes unerklärt lassen, weil einem Klima eine bestimmte sprachliche Form entsprechen müsste, weil dieselben lautlichen Veränderungen in klimatisch verschiedener Gegend (z. B. in Spanien und Nordfrankreich *d* aus T) auftreten, an gleichgelegene sich aber nicht binden (z. B. bleibt in Süditalien das in Spanien zu *d* verwandelte T). Nächst der gleichartigen Beschaffenheit der gleiche Veränderungen darbietenden Sprachen kommen demnach in Betracht nur physische und psychische Gleichart der die verschiedenen Sprachen Redenden, die in derselben Sprachveränderung zusammentreffen, und physische und psychische Verschiedenheit der einzelnen Sprachgemeinschaften, von denen die nämlichen, der Wirkung des Trägheitsgesetzes unterworfenen Sprachüberlieferungen ungleich behandelt werden, als Beweggründe für die Betätigung oder Nichtbetätigung desselben an den Angehörigen einer Sprache: physische und psychische Gleichheit und Verschiedenheit bei der Lautbehandlung, psychische Gleichart und Ungleichart bei den übrigen Spracherscheinungen. Physische Gleichart würde auf übereinstimmender, Ungleichheit auf verschiedener Gestaltung der Sprachwerkzeuge, gleicher oder verschiedener Gewöhnung hinsichtlich ihres Gebrauches beruhen. Ethnologische Gleichheit, Aneignung derselben Sprachgewöhnung würden eine über ein Sprachgebiet hinausgreifende gleichartige Behandlung derselben Lautgrundlagen in verschiedenen Sprachen erklären, wie andererseits ethnologische Verschiedenheit und Aneignung anderer Sprachgewöhnung die in einem anderen Gebiet eingetretene verschiedenartige Behandlung derselben Grundlaute. Ethnologische Gleichart besteht z. B. bei denjenigen Romanen (Franzosen, Nordwestitalienern, Rätiern?), die für lat. U: *ü* oder *i* (MURUS: *mur mir* u. dgl.) setzen; ethnologische Verschiedenheit zwischen diesen und den Bewohnern Mittelitaliens,

Spaniens u. s. w., die lat. U als *u* bewahrt haben (vgl. Windisch, *Mischsprachen u. Lehnwörter* in Ber. der philos. hist. Kl. der Sächs. Ges. der Wiss. 1897, S. 118; Meyer-Lübke, *Roman. Sprachwissenschaft*, 1901, S. 172). Nur eine Entwicklung gleicher Sprachgewöhnung kann man es dagegen nennen, wenn allgemeinfranzösisch, aber nicht im Norden Frankreichs lat. CA- zu *cha-*, *che-* (centralfranz. u. s. w. CAMPUS CAPUT: *champ chief*, aber picard. *camp kief*) wurde, und zwar auch im Rätoromanischen neben *kaval* (CABALLUS) *tchaval* (Gartner, *Rätor. Gr.* S. 168), *ca-* aber allein im Lombardischen besteht, und wenn zwar jene Sprachen lat. A durch *e* ersetzen, das Rätoromanische aber auch *a* und das Lombardische nur *a* spricht, wenn ferner allein im Französischen lat. E allmählich *oi* (ME : *moi*) ergab u. s. w.

Die psychische Gleichheit und Verschiedenheit wird immer das Resultat der Geschicke und Erfahrungen zu Einheiten verbundener Sprach- oder Stammesgenossen und der unter Stämmen und Völkern sich ausbildenden Übereinstimmungen und Gegensätze sein, die dem Geiste der Mehrheit gleiche und verschiedene Richtung und Stimmung geben, und eine gemeinsame Form in den geistigen Äusserungen der Individuen eines Stammes und die Volksseele und den Nationalcharakter (Volkssubjektivität) eines Volkes hervorbringen, die es von einem andern unterscheiden lassen. Von grossem Einfluss auf die Form seiner geistigen Äusserungen ist der Wert, den ein Volk sich selbst beilegt, ebenso die Freude, die es an seinem Tun hat, die Behaglichkeit, mit der es seine Arbeit verrichtet, die Unruhe, mit der es vorwärts strebt. Politische Ereignisse, kriegerische Erfolge und Niederlagen, Förderung oder Druck von Regierung und Herrschern auf die Massen ausgeübt, Gedeihen und Heimsuchung des Vaterlandes tragen zur Spracherhaltung und zum Sprachverfall bei, weil sie Ursachen jener allgemeinen Stimmungen sind und als Steigerungs- und Hemmungsfaktoren seelischer Tätigkeit bei vielen in derselben Weise wirksam werden. Dass der Druck, den die germanische Eroberung auf die Gallorömer legte, die die römische Bildung in Gallien vernichtete, es war, der im Norden wie im Süden die *vis minima* unter anderen starken Reduktionen der Sprache Galliens auch die Vokale vor und nach der Tonsilbe (franz. *juger dire*, *jutgar dire*, JUDICARE DICCRE) aufgeben liess, — eine noch in einzelnen rätoromanischen Mundarten begegnende, daher nicht ethnologisch zu begründende Erscheinung, die in Gallien spätestens in die Zeit der fränkischen Herrschaft fällt, — kann wie manche ähnliche Auslegung sprachlichen Wechsels bestritten werden. Dem Einfluss historischer Hemmungsfaktoren auf die Sprache der Vergangenheit stehen jedoch Parallelen in der Sprache des lebenden Individuums zur Seite, die die Bedeutung geistiger Depressionen für die Sprache älterer Zeit nicht verkennen lassen. Freilich werden bei dem Mangel geeigneter geschichtlicher Zeugnisse durch Vergleichung von Sprachen und Geschicken der Völker und Sprachgemeinden die für Sprachwandel massgebenden Wirkungen von Völkergeschicken sich nur noch erraten lassen. Andere Erscheinungen in der Sprache, wie Stillstand in der Lautbewegung und wortschöpferische Tätigkeit werden in derselben Sprache ohne Zweifel nur in Zeiten der Herrschaft von Steigerungsfaktoren für das Völkerleben hervortreten; schwerlich wird aber bei jedwedem neu eintretendem Sprachwechsel der psychische Zustand noch zu bezeichnen sein, an den er anknüpft. Jedenfalls ist Sprachwechsel nicht immer das Werk nur einer Generation. Denn man weiss, dass die Tendenz der französischen Sprache, im Worte lauter offene Silben herzustellen, vom 6.—12. Jahrhundert herrschte, und zunächst die Mutae vor Konsonant (*faite* = FAC-TA, *me-tre* = MIT-TERE), dann durch Vokalnasalierung die silbeschliessenden Nasale

aufgehoben wurden (*châter* = CAN-TARE), später s verstummte (*tê-te* = *teste* TES-TA), danach L vokalisiert (*sau-ter* = *salter* SAL-TARE) wird und schliesslich der letzte noch vorhandene Konsonant am Silbenschluss R ins Schwanken gerät (altfranz. *Cha-les* = *Char-les;* ebenso in Dialekten), womit die weitere Tendenz in Verbindung steht, den am Wortende nicht verstummten Konsonanten als Anlaut der mit Vokal beginnenden Wörter (*Liaison;* z. B.: *tro'peureux* = *trop heureux*) zu sprechen. Wer die Wirkung der die *vis minima* in dieser Jahrhunderte hindurch ununterbrochen in derselben Richtung sich betätigenden Lautaufhebung und -anpassung nicht anzuerkennen geneigt ist, wird wohl nur noch in einem bestimmten musikalischen Empfinden, also in einem Zustande der französischen Volksseele, die Erklärung für diese Lauterscheinung finden können (s. Verf. in *Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli,* 1901, S. 763).

20. Sowohl dem vom Einzelnen wie dem von Zuständen des Volksgeistes ausgehenden Wechsel in der Sprache sind Grenzen gezogen. Da die Sprache Verkehrsmittel ist, kann er sich nur innerhalb des Sprachüblichen, des Sprachgebrauchs bewegen. Er bleibt individuell, wo im Neuen das Alte mit Sicherheit und Schnelligkeit nicht wieder zu erkennen ist. Daher stammt die Abneigung der Sprachen gegen die, fremden Sprachen nachgebildeten Neologismen, gegen sprachwidrige Formen und Ausdrucksweisen, und die Forderung des Sprachmässigen, weil allein Verständlichen, auch in der Sprache der Litteratur. Über das Sprachgemässe, das widerstrebende Neuerungen von der allgemeinen Sprache fernhält, entscheidet das Sprachgefühl (auch innere Sprachform, aus anderem Gesichtspunkt, genannt). Es resultiert aus der Gewöhnung an die historisch gewordene Ausdrucksweise, an die hergebrachte Art der Wortbeugung und Wortbildung und an Laut- und Lautverbindungen einer Sprache. Es ist gegen das Alleinstehende in ihr; es greift nicht auf untergegangene Bildungsmittel der Sprache zurück; es weist fremde Laute in fremden Wörtern ab. Es verfällt aber auch nie auf etwas Neues; denn es gestattet Veränderungen nur soweit, als sie ihres Gleichen in der lebendigen Sprache haben (Analogie). Die Veränderungen der sich überlassenen Sprache sind daher lediglich Umbildung geläufiger in andere geläufige Form. Die Sprache gestaltet sich mithin aus sich, sie ist organisch. Damit bei Veränderungen das Alte in der Veränderung wiedererkannt und diese im Sinne des vorherigen aufgefasst werde, muss das neue Gebilde dem alten ähneln; auch nur Ähnliches gestattet also das Sprachgefühl für Älteres zu setzen. Da aber die *vis minima* das Ähnlichste im Geiste in engste Verbindung gebracht hat, dieses zunächst herbeiruft, und z. B. einem ursprünglichen Laute nur einen gleichklingenden unterschieben kann, wenn das Ohr den vormaligen Eindruck erhalten soll, so bewegen sich die sprachlichen Veränderungen nicht nur innerhalb des in der Sprache schon Vorhandenem, sondern vollziehen sich auch in kleinsten, in der Sprache bestehenden Abständen, vom Nächsten zum Nächsten, verlaufen also kontinuierlich. Neues in der sich überlassenen Sprache ist daher immer der Endpunkt längerer Entwicklung innerhalb von Sprachüblichem, und der Schein sprunghafter Veränderung entsteht nur, weil unsere schriftlichen Urkunden oft zeitlich weit auseinanderliegen, daher Übergänge nicht vorführen, und weil die Schrift der Sprachentwicklung nicht auf dem Fusse folgt. Die unlateinische Setzung des Subjektspronomens im Romanischen z. B. entstammt wahrscheinlich der affektischen lateinischen Rede, wurde mehr und mehr Bedürfnis und diente zuerst, irrige Beziehungen des Prädikats in der dritten Person zu verhindern; sie befestigte sich aber erst und nur in den romanischen Sprachen, deren Flexionsendungen die

Person der Handlung nicht mehr unzweideutig angeben, wie im Französischen (je *parle*, tu *parle(s)*, il *parle* u. dgl.). Die Verschmelzung der Präsensformen von HABERE mit dem Infinitiv zum Ausdruck des zukünftigen Geschehens findet ihr Seitenstück in der Vereinigung des lateinischen Substantives MENTE (rom. *-mente, -ment*) mit der Femininform des Adjektivs zur Angabe des Umstandes (MISERA MENTE = ital. *vera-mente*, franz. *durement*, span. *mala-mente*), indem auch dies, zur Funktion herabgesunkene selbständige Wort, wie Verbalendung und Adjektivsuffix, mit dem Stammworte in eins gedacht wurde. Auch neue Laute in einer Sprache sind entweder nur Reduktionen von Volllauten (z. B. franz. *e sourd* ein unvollkommenes franz. *œu*); oder zur Selbständigkeit durchgedrungene Übergangslaute (z. B. franz. *eu*: aus *o*ᵘ; *ö* Zwischenlaut zwischen *o* und *ü*); oder zwar nicht als Sprachlaute gemeinhin in einer Sprache gebrauchte, aber z. B. in der Interjektion auftretende (z. B. *h* bei schwerem Atmen), oder etwa von den mit gewöhnlicheren Sprachfehlern Behafteten an Stelle verwandter gesetzte Artikulationen (z. B. *sch*, das bei defektem Zahnwerk für *s* sich einstellt). Die Schwierigkeiten, die jeder, der eine fremde Sprache sich anzueignen sucht, bei der Nachbildung ihrer eigentümlichen Laute zu überwinden hat, lässt darüber nicht im Zweifel, dass die sich überlassene Sprache über ihren eigenen Lautschatz bei Lautveränderungen nicht hinauszugehen vermag.

Der Periode, in der die in einer Sprache vorhandenen eigenen Mittel in vielfältiger Weise, unbewusst und bewusst, zu Umgestaltungen verwendet werden, welche in schriftlicher Überlieferung beurkundet sind, liegen Perioden voraus, in denen sich ihre stofflichen und Formbestandteile erst ausbildeten. Zur ursprünglichsten Gestalt derselben sucht die Sprachwissenschaft vorzudringen, wenn sie nach dem Ursprung der «Sprache» forscht. Die romanische Sprachforschung hat nicht mehr teil daran, da sie die Entwicklung romanischer Sprache nur über die seit dem 9. Jahrhundert vorhandenen ältesten romanischen Sprachdokumente hinaus bis zu einer römischen Volkssprache in vorchristlicher Zeit verfolgen kann, die die älteste Stufe des Romanischen darstellt. Der romanische Sprachforscher löst daher seine letzte Aufgabe, wenn er Kenntnis erwirbt von der Arbeit des lateinischen Sprachforschers und an ihr teilnimmt. Doch hat auch er, um die Genesis einer der ihn angehenden romanischen Spracherscheinungen zu ermitteln, den Weg zu betreten, der dem Erforscher der Sprachentstehung vorgezeichnet ist, und sie aus Wirkungen der den Menschen zum Vorstellen und Sprechen befähigenden Organe zu begreifen.

21. Eine genetische Syntax der romanischen Sprachen bezweckt, das Entstehen sprachüblicher Satzgefüge und Wortfolgen, gleichviel welchen Umfangs, aus einfacherer Satzform und Veränderungen derselben aus Vorgängen im vorstellenden Geiste und sprachlichem Wechsel zu begreifen. Die Satzerweiterung über die notwendigen Bestandteile des Satzes hinaus (S. 275), der in jeder Ausdehnung immer nur Teile des Gedachten andeutend wiedergiebt, ist Ausdruck der Determinationen des begehrenden, wahrnehmenden, sich erinnernden und denkenden Geistes, des bewussten und unbewussten menschlichen Vorstellungsschatzes. Wo diese Determinationen nicht neue Benennungen hervorrufen, werden sie als kennzeichnende Ausdrücke in Verbindung mit anderen im Satze aufgereiht und mit ihnen durch die grammatische Form, durch Stellung oder Ton in Beziehung gebracht. Wo die Sprache über ein entwickeltes Formensystem und unterscheidende Töne verfügt, nehmen die determinierenden Wörter die nicht schon von Prädikat und Subjekt besetzten Stellen, die bei entwickelter

Proklise und Enklise spärlicher werden, in der Reihe ein, in der sie im Geiste des Sprechenden auftauchen (psychologische Anreihung). Wo eine Sprache durch Stellung determinieren muss, treten die Determinationen direkt zu den determinierten Gliedern (logische Folge) und sind determinierte Satzglieder nur mit ihren Determinanten, also gliedweise, versetzbar. Verlieren durch lautliche Entstellung die Beziehungsmittel einer Sprache an Deutlichkeit, so treten, wenn Unzweideutigkeit erreicht werden soll, sie ersetzend, Formwörter an ihre Stelle, vgl. FILIUS REG-IS = franz. *le fils du roi* (*de* beim Nomen bezeichnete bereits vorher Abstammung und Herkunft), = altfranz. le fils le roi (der Sohn des Königs), wo die Stellung von *le roi* hinter *le fils* genitivische Determination bewirkte, aber nach Analogie von altfranz. daneben bestehendem *le fils* d'un *roi*, Abänderung in *le fils du roi* erfolgt ist. War hier die in beiden Fällen bemerkte Gleichheit des Verhältnisses des zweiten zum ersten Nomen die Ursache der Verallgemeinerung der Anwendung des Formwortes *de*, so hindert andererseits unerkannte Verschiedenheit eine Satzgliedform nicht, sich über ihre gegebene Grenze hinaus zu verbreiten. Der französische Teilungsartikel geht aus von der Verbindung eines nicht adjektivischen Mengeworts *(peu de personnes, masse d'argent)* mit Bezeichnungen teilbarer oder in Mehrzahl vorhandener Gegenstände durch *de*, das sich bei gegenwärtigen oder als gekannt angenommenen Dingen oder Personen mit dem Artikel verbindet *(nombre des personnes qui . . .)* und ohne begleitendes Mengewort eine vom Hörer richtig ergänzbare *(donnez-moi du pain)*, dann eine beliebige Quantität solcher Dinge und Personen *(des personnes)* vorstellen lässt, schliesslich aber auch bei einem substantivischen Objekt unentbehrlich wird, das in bestimmter Anzahl gedacht werden muss (*Le prêtre ouvrait* de *grands* yeux) oder doch nur den Begriff beliebiger Art zuzulassen scheint *(il avait pour elle* de la *pitié)*. Dagegen hat sich der vielgebrauchte Teilungsartikel nicht geltend zu machen vermocht vor Substantiven, denen das subjektiv bewertende Adjektiv vorangeht (vgl. *il m'a donné* de *bons conseils* mit *il m'a donné* des *conseils instructifs*), weil dem französischen Sprachgefühl gegenwärtig ist, dass auf subjektive Schätzungen *(bons conseils)* nicht als auf gekannte, an objektiven Merkmalen erkennbare Dinge *(conseils instructifs)* hingewiesen werden kann. Und leicht versteht sich aus der Verschiedenheit der Bedeutungen von *avoir* in Sätzen wie *nous avons* (besitzen) *de l'argent* und *nous avons* (in einem Zustand sich befinden) *faim*, dass der Teilungsartikel nicht auch vor das *avoir* begleitende *faim* getreten ist, aus dem *avoir* nur einen Verbalbegriff zu machen dient. Verschiedenheit der Konstruktion hat öfters bei scheinbar gleichsinnigen Wörtern statt, z. B. bei *bien* (viel), hinter dem der Teilungsartikel erscheint, und bei *beaucoup*, zu dem das Determinativ mit *de* tritt. Aber *bien* heisst eigentlich «wohl» und ist noch immer Modaladverb in einem Satze wie *j'ai bien — des amis* (ich habe wohl Freunde); dagegen wird das Mengewort *beaucoup* (= *beau coup* guter Schlag, in das Massgefäss) Objekt und verlangt die bei Mengewörtern übliche Verbindung des Determinativs durch *de*. Mehrdeutigkeit eines Ausdrucks führt weiterhin leicht zur Vermehrung der Funktionen einer grammatischen Form. Nicht der Artikel verleiht dem romanischen Komparativ Superlativfunktion; denn der Komparativbegriff bleibt auch bei Anwendung des bestimmten Artikels (il *minore de' due fratelli*) bestehen, sondern die Möglichkeit, Jemand Einem oder einer Gruppe oder aber einer als Einheit gedachten oder als Gesamtheit denkbaren Vielheit gegenüberzustellen (*il minore de' fratelli*, unter sämtlichen) verhilft dem Komparativ zu einem doppelten Sinn. Teilweis gleiche Leistung zweier

Ausdrucksmittel führt ebenso zur Verwendung des einen im weiteren Sinne des anderen. Weil statt *car* (lat. QUARE) im Provenzalischen *que* (QUOD) die kausale Determination eines Verbalbegriffs einleiten kann (*maravil me* que *auza estar* neben *non aia dol* car *lo pert;* Diez, *Gram.* III 337), so wird *car* auch zur Einleitung des das Subjekt darstellenden Aussagesatzes geeignet (*bem platz* car *trega non reman,* Bert. v. Born I, 1; *platz midons* que *m'esclava,* das. 3, 5) und andererseits *que* befähigt, wie *car,* den Kausalsatz zu eröffnen (*en lui non resta la gerra* . . c'*anc patz nolh fon genta,* das. 2, 44)[1]. Auch der mit einer Ausdrucksweise sich verbindende Ton bewirkt Erweiterung der Funktion. Er macht z. B. die Aussageform des Verbums zur heischenden, imperativischen. Die Tätigkeit, die vom zum Gehorsam Verpflichteten ausgeführt werden soll, wird im Futurum als eine im bestimmten Zeitpunkt wirklich zur Ausführung gelangende bezeichnet (*à Charlemagne* irez, Rol., = ihr werdet, eig. ihr habt zu, gehen; so auch süddeutsch), oder bei dringlicherer Heischung wie eine angesichts des Redenden sich schon vollziehende ausgesprochen (*chantez, chantons, faites* = CANTATIS CANTAMUS FACITIS). Auf solchem Wege wurde im Französischen der Imperativ der zweiten Pers. Pl. (lat. CANTATE) beseitigt. Selbst Anpassung der lautlichen Form (Attraktion) hat die Wortbeziehung im Satze zur Folge; vgl. span. *de poca mas edad; mucha mayor agudeza,* wo *poco, mucho* sich dem Genus des Substantivs anglichen (Diez, *Gram.* III 14). So bringen die im Satz auszudrückenden Beziehungen der Vorstellungen nicht nur vom Sprachgebrauch dargebotene neue Mittel syntaktischer Darstellung, sondern auch Veränderungen an ihnen und selbst Wechsel der grammatischen Form in nicht zu klassifizierender Mannigfaltigkeit hervor, unklassifizierbar, weil die Wirkungen von Wort auf Wort, d. i. von Vorstellung auf Vorstellung historische, nicht logische Vorgänge sind. Daher sind die romanischen Sprachen trotz des gemeinsamen Ausgangspunkts zu einer verschiedenen Syntax gelangt.

[1] Viele syntaktische Eigenheiten des Französischen deutete A. Tobler, a. a. O., s. S. 289; in anderen Sprachen H. Steinthal, *Attraktion in Zeitschr. f. Völkerpsychologie,* I; L. Tobler, *Tempus und Modus,* das. II. Bd.; H. Ziemer, *Junggrammat. Streifzüge,* 1882 etc.

22. Die genetische Lexikologie führt die historische Wortforschung in dem doppelten Sinn weiter, dass sie nicht nur die Herkunft des Wortes (Etymologie), der Nennwörter sowie der Eigennamen (Onomatologie), sondern auch die Ursachen des Wechsels ihrer Bedeutung zu erkennen strebt (Semasiologie). Etymologie ist Zurückführung der Wörter auf ihre älteste erschliessbare Gestalt und Bedeutung und, bei Sprachen mit gemischtem Wortschatz, damit zugleich Bestimmung der Sprache und des Volkes, der sie entstammen. Die älteste Form romanischer Wörter ist entweder in den Urkunden jener Sprachen, aus denen die romanischen Sprachen schöpften, überliefert oder durch Zergliederung und Vergleichung der romanischen Wörter festzustellen, in vielen Fällen aber noch nicht sicher ermittelt. Nur ein Teil der romanischen Wörter ist aus Bestandteilen der romanischen Sprachen selbst ableitbar (z. B. *midi,* altfranz. *midi* = *mi* MEDIUM + *di* = DIEM). Bei den anderen unableitbaren müssen mit Hilfe der nach Bedeutung, Bildung und Lautung gleichstehenden Wörter genealogisch mit ihnen verwandter Sprachen die Grundwörter (Etyma) zu erkennen gesucht werden. Die genealogische Verwandtschaft der Sprachen wurde, wo sie nicht anderweitig bezeugt war, am sichersten gewöhnlich aus der Übereinstimmung ihrer Flexionsmittel erschlossen. In den romanischen Sprachen wurde eine grosse Zahl mit lateinischen identischer oder in mehreren

romanischen Sprachen mit demselben Sinn und gleicher oder ähnlicher Lautung auftretender Wörter die Grundlage der weiteren genetischen Wortforschung: Wörter z. B. wie ital. *amare dico feci;* span. *casa ala cantas cantabas,* die in ihrer lateinischen Gestalt fortlebten, und Wörter wie ital.-span. *padre,* prov. *paire,* port. *pae,* altfranz. *pedre pere* u. dgl., die lautlich nur teilweis von einander verschieden sind. Die genetische Lautlehre, die die lautlichen Abweichungen der Wörter gleichen Ursprungs in verwandten Sprachen vergleicht, weist aber auch einen Parallelismus in der Laut- und Formgestaltung ihrer Wörter nach (z. B. -ATER in lat. MATER FRATER wird in jenen Sprachen wie bei PATER umgeformt), der immer neue Etyma, immer neue Lautparallelen aufzufinden und, wenn die Bildungsnormen der vergleichbaren Sprachen hinreichend aufgehellt waren, vielfach auch die lautliche Gestalt der Etyma mit Sicherheit zu bezeichnen erlaubte. Ähnliche Ergebnisse hatte die Vergleichung romanischer Wörter mit germanischen, arabischen u. s. w. Jener Lautparallelismus der romanischen Sprachen ergiebt häufig lateinische Etyma von derselben Form, wie sie in lateinischen Schriftwerken überliefert ist (z. B. bei *amare ala feci* u. s. w.). Bisweilen gestattet er auch eine Aussage über die Beschaffenheit eines lateinischen Lautes in einem bekannten Etymon, die durch die lateinische Rechtschreibung verdunkelt ist, z. B. über die Volksaussprache des lat. CAUDA, die verschieden war von der der Schriftsteller, die CAUDA führen, das *coda* gelautet haben muss, weil in ital., prov., port. *cǫda,* franz. *queue* u. s. w. Vokale (*ǫ, eu* etc.) an Stelle des *au* erscheinen, die sonst nur aus lat. *ō* oder *ŭ* erwachsen, und weil lat. *au* erhalten bleibt (vgl. prov. *aur* = AURUM) oder *ou* (port. *ouro*) oder *ǫ* wird (frz. *ǫr,* ital. *ǫro*), und nach frz. *chose* = CAUSA für das lat. *ca* in CAUDA statt *qu* (*queue*) ebenfalls *ch* zu erwarten gewesen wäre. Oder sämtliche romanische Sprachen einigen sich in einer Wortform, die in der lateinischen Sprachüberlieferung gemieden ist; z. B. steht allgemein rom. *g* gegenüber C in CRASSUS: ital. *grasso,* span. *graso,* port. *graxo,* prov.-franz. *gras* u. s. w. Oder sie besitzen Wörter von bekanntem lateinischen Stamm, dem sie aber mit ihren Bildungsmitteln einen ihnen gemeinsame Form nicht selbst zu geben vermochten; z. B. ital. *alzare,* franz. *hausser,* prov. *alsar,* span. *alzar,* erhöhen, zu ALTUS gehörig, aber nicht aus ital. *alto,* franz. *haut,* prov. *alt,* span. *alto* zu gewinnen, da bei der romanischen Verbalableitung der Wortstamm unberührt bleibt, weshalb die als Grundlage der romanischen Zeitwörter erforderliche Bildung *ALT-IARE schon in der vorromanischen Zeit vom Lateinischen selbst vollzogen gelten muss, obgleich sie aus lateinischen Schriftwerken nicht bekannt wird (s. Verf.'s *Vulgärlat. Substrate* in Wölfflins Archiv I ff.). Bei Wörtern von beschränkter Verbreitung, namentlich bei den nur in einer romanischen Sprache üblichen, gelingt es auch oft mittels der Wortzergliederung und genauer allseitiger Beachtung der Lautgeschichte der romanischen Sprachen nicht, die Grundform und das Etymon zu finden oder die Sprache anzugeben, die es darbot, oder doch nur diese aus gewissen Anzeigen im allgemeinen zu bestimmen. Die Beobachtung, dass der gesamte gemeinromanische Partikelschatz lateinisch ist, zwingt, auch ital. *dunque,* lat. *donc* u. s. w. für lateinischen Ursprungs zu halten. Wörter mit *'h* im Französischen oder mit anlaut. *gu* im Romanischen deuten mit ziemlicher Sicherheit auf deutsche Abkunft oder auf Beeinflussung durch deutsche Wörter hin, u. s. w. Aber die Herkunft z. B. des franz. *aller,* span. *hito,* schwarz, ital. *loja,* Koth, u. v. a. ist noch in Dunkel gehüllt oder zweifelhaft oder unbewiesen. Der Prüfstein für die Richtigkeit eines Etymons ist, dass es, ausser mit der Lautentwicklung und Formbildung der Sprachen, durch deren Vergleichung es erkannt wurde, auch

mit den übrigen verwandten und mit deren mundartlichen Spielarten nach Form und Begriff in Einklang zu bringen ist; die etymologische Gleichung muss sich also sicheren Erfahrungssätzen der Wortgeschichte unterordnen lassen. Die Ergebnisse der etymologischen Forschung über die romanischen Sprachen führen die etymologischen Wörterbücher vor; alphabetische, wie die französischen von A. Scheler (S. 122), A. Brachet (S. 121); in seinem Wörterbuche E. Littré (S. 140); Darmesteter, Hatzfeld und Thomas in ihrem *Dictionnaire général* (s. S. 140); oder nach der Verbreitung der Wörter über die romanischen Länder geordnete, wie das von Diez; oder sie trennen die lateinischen und fremden Bestandteile, wie das rumänische von de Cihac (S. 143) oder sie gehen vom Lateinischen aus, wie das allgemeine etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen von G. Körting (S. 146). Auch eine Sonderung der Wörter in Erbwörter, d. s. die in der Volkssprache von jeher vorhandenen oder durch Vermischung der Romanen mit anderen Völkern eingedrungenen Wörter, in Lehnwörter (Buchwörter), d. s. von des Lateinischen Kundigen dem Lateinischen entnommene romanisierte Wörter, und in Fremdwörter, d. s. die aus fremden Sprachen durch Handel und Verkehr eingeführten Benennungen, die die genetische Lautlehre von jenen unterscheiden lehrt, ist mit der Darlegung etymologischer Einsichten wohl vereinbar.

Die etymologische Namenforschung, ob sie nun dem Ursprung der Personen-, Orts- oder anderer Individualnamen nachgeht, verfährt nach gleichen Grundsätzen und gelangt zu denselben drei Wortklassen. Nicht wenigen aus den eigenen Mitteln gebildeten topographischen Namen, Familiennamen u. a. liegen leicht erkennbare romanische Appellative zu Grunde (franz. *Neu-ville; La Fontaine, Meunier* u. dgl.; ital. *Bocc-accio*). Viele aus römischer Zeit überlieferte (franz. *Langres,* ital. *Genova*) hat die romanische Sprachforschung nicht das Vermögen zu deuten. Bei manchen jüngeren erschwert die Beschränkung auf ein Land die etymologische Ergründung (z. B. franz. *Elbeuf*). Onomatologische Beiträge lieferten Flechia, Quicherat, Longnon, Ritter, Schneller u. a. (s. S. 144 f.).

Dem Wandel der Bedeutung (Semasiologie) entziehen sich Individualnamen *(Dieu, Mars, Guillaume),* wiewohl auch sie zur Sinneserweiterung befähigt sind (vgl. «er ist ein Peter, ein Michel»), die Personal-, Possessivpronomina u. s. w. als Vertreter von Benennungen, die Zahlen, deren manche bildlichem Gebrauche jedoch ebenfalls nicht widerstreben (vgl. «vom hundertsten ins tausendste kommen»), Stoffnamen (Gold, Wolle), die Bezeichnungen natürlicher Tätigkeiten (essen, schlafen) u. dgl. Das zum Wandel gehörige Zurückdrängen oder Aufgeben anderer Bedeutung hat äussere oder innere Ursachen. Äussere dann, wenn Veränderungen an der bezeichneten Sache an Geräten *(lampe),* Kleidungsstücken *(chapeau)* u. dgl. vor sich gehen, die Erfindung und Mode in Gestalt und Stoff herbeiführen, wobei aber wegen gleicher Verwendung der Gegenstände der alte Name beibehalten wird. Das Bezeichnete (vgl. *fusil,* Feuerwaffe; vor Erfindung derselben nur = Feuerstein; *château,* Lustschloss des Begüterten, ursprünglich: befestigter Ort) hat oft schliesslich nur noch wenig von den Eigenschaften des ehedem so benannten Gegenstandes. Der neue Wortsinn wird hier durch die beständige Anschauung des sich verändernden Gegenstandes gestützt und befestigt. Innere Ursache besteht da, wo andere Bedeutung darum unerinnert bleibt, weil die mit einem Wort verbundenen Attribute, Prädikate, Objekte und sonstigen Determinationen, die die neue Bedeutung setzen, diese auch allein ins Bewusstsein heben (vgl. ital. *scudo* = Thaler nur, sobald im Satz von Geld und Münze die Rede ist, sonst = Schild),

während sie die ältere, weil sie sich mit den bezogenen Wörtern nicht verträgt, gar nicht zu wecken vermögen.

Der Zusammenhang allein bestimmt im Falle der Mehrdeutigkeit den Wortsinn; alleinstehend sind mehrdeutige, d. h. in Verbindung mit andern ihren Sinn wandelnde Wörter unverständlich; das wissenschaftliche Wörterbuch hat daher den Wortsinn aus dem Satze zu erläutern. Wo auf den zweiten Sinn eines Wortes bei Anwendung von Determinationen zum ersten reflektiert wird, entsteht das Wortspiel. Das Vorwiegen oder die Ausschliesslichkeit des Gebrauchs gewisser Determinationen, die in der Geistesgeschichte eines Volkes ihre Anlässe haben, lassen eine ältere Bedeutung untergehen. Gleichwertige andere Bezeichnungen einer mit mehrdeutigem Worte benannten Sache unterstützen die Verdrängung älterer Bedeutung; vgl. franz. *roman* = Roman, aus altfranz. *romanz* = a) romanische Sprache, b) litterarisches Erzeugnis in romanischer Sprache; die Bedeutung a) wird aufgehoben durch Bezeichnungen der Landessprache als *langue française, langue du pays* u. s. w. Determinationen, die ein Wort bei der Entstehung neuer Bedeutung begleiteten (z. B. *pasteur de l'église* wird zu *pasteur*) werden, wo sie in anderen Wörtern des Satzes mitgesetzt sind, entbehrlich und daher aufgegeben. Was so erst bildliche Bezeichnung (Metapher) war, wird zum Sachnamen, dessen begrifflicher Inhalt für den Redenden immer gleich ist der Summe der Prädikate, die er von ihm gebraucht. Diese Art des Bedeutungswandels hat nichts gemein mit der metaphorischen Benennung der Dinge in der Umgangs- und litterarischen Sprache, in der ein Gegenstand oder Geschehen unter dem Bilde eines anderen Gegenstandes und Geschehens angeschaut wird, der Redende aber der Bildlichkeit seiner Bezeichnung sich bewusst bleibt und sie mit Absicht wählt, worüber die Rhetorik belehrt. Da bei der metaphorischen Benennung immer auch eine Schätzung oder Missachtung des Gegenstandes zum Ausdruck gebracht wird, so kommt bei der Umbildung der Metapher zum Sachnamen (vgl. lat. TESTA franz. *tête* u. s. w.), auch die Gemütsart derer zur Geltung, die diese Umbildung vollzogen. Aus den Erbwörtern einer Sprache mit ursprünglich metaphorischem Sinne kann somit auf ein bestimmtes Ethos des sie redenden Volkes in seiner Vergangenheit, wie aus dem metaphorischen Wortschatz eines Volkes ohne litterarische Denkmäler, einer Sprachgemeinschaft irgend einer Art, einer Familie u. s. w. auf das sie beherrschende Ethos geschlossen werden.

Nächst den für den Bedeutungswechsel des Wortes entscheidend gewesenen Ursachen, die in dem Material der historischen Lexikologie aufzusuchen sind, ist die Erkennung der Arten des Bedeutungswandels Gegenstand der semasiologischen Betrachtung, d. i. Bestimmung des logischen Unterschiedes des früheren und späteren Vorstellungsgehalts eines Wortes. Hierbei beobachtet man eine quantitative Verschiedenheit zwischen älterer und jüngerer Bedeutung, da diese erweitert und verengert sein kann. Erweitert ist sie, wenn das Wort, ausser der anfänglich benannten noch alle neuen am Gegenstand wahrgenommenen Eigenschaften ins Bewusstsein zu rufen vermag (vgl. *eau, or* u. dgl. im Laien- und im wissenschaftlichen Sinne); verengert, wenn das Wort nur noch eine Art des ursprünglich damit verbundenen Begriffes angiebt (z. B. franz. *prêtre,* Priester, aus PRESBYTER = Ältester, d. i. der zur Aufsicht in der Christengemeinde Berufene, = πρεσβύτερος der Ältere). Oder der Unterschied ist ein qualitativer. Er ist es da, wo ein Übertritt aus der einen in eine andere Begriffsreihe erfolgt, wie bei den Bezeichnungen der auch in den romanischen Sprachen fast nur unter dem Bilde des Sinnfälligen aufgefassten, bildlich benannten

geistigen Zustände und Vorgänge, der Benennungen des Zeitlichen, des Übersinnlichen, der Relationen und Modalitäten. Vgl. *entendre:* a) vernehmen mit dem Ohr, b) inne werden im Geiste; die Raum und Zeit bezeichnenden Präpositionen; *tort,* Unrecht, aus TORTUM, verdreht; *près:* a) gedrängt, b) bei; *il faut,* muss, aus FALLIT, mangelt u. s. w. S. L. Tobler, Steinthals Ztschr. I und die S. 278 angeführte Litteratur.

Die aus anderen Sprachen eingedrungenen Fremdwörter und die Lehnwörter lassen den Grad der Abhängigkeit eines Volkes von fremdem Einfluss und fremder Bildung für verschiedene Zeiträume seiner Entwicklung ermessen. Die Geistesgeschichte eines unlitterarischen Volkes vermögen die Etymologie und die Semasiologie vornehmlich zu erhellen.

23. Das von der genetischen Wortbildungslehre zu erklärende Erlöschen, das Erstehen und die Art der Verwendung von Wortbildungsmitteln und Wortbiegungsweisen beruht auf lautlichen und Vorstellungsvorgängen. Lautliche Entfremdung des Primitivums von der Ableitung verselbständigt diese und lässt ihr Ableitungsmittel zum unablösbaren, daher nicht mehr produktiven Wortbestandteil werden, also untergehen. So geschah es bei dem adjektivischen -ELLUS in NOVELLUS aus NOVUS, franz. *nœuf* und *nouv*-el, womit nur noch aus *fauve fauv-el* und einige andere Adjektiva in altfranzösischer Zeit gebildet worden sind. Ebenso gehen mit der Bevorzugung abgeleiteter Wörter vor den Grundwörtern in der Umgangssprache (vgl. franz. *sol*eil = SOL-ICULUS aus SOL, *or*eille AUR-ICULAM aus AURIS) nicht nur diese, sondern auch die an ihnen haftenden Bildungsmittel als solche verloren. Ausser den durch Erkennbarkeit des Stammwortes in der Ableitung, in gleicher Begriffsklasse zur produktiven Verwendung befähigten und ausser den aus fremden Sprachen entliehenen Formelementen bilden sich in den Sprachen noch um Stammelemente verlängerte (Pseudo-)Suffixe heran. Sie erwachsen aus regulär abgeleiteten Wörtern durch irrige Suffixablösung, auf die als gleichartig aufgefasste parallele Wortgebilde hinlenkten. So führten lat. MINU-TUS MINU-I, ACU-TUS ACU-I u. dgl., weil nach FREM-O : FREM-ui, COL-O : COL-ui u. s. w. das stammhafte U in MINU-I ACU-I als Teil des Perfektelements -UI angesehen wurde, zur Abtrennung eines Stammes MIN- AC- und so zu der neuen produktiven Partizipendung -UTUS, die andere Verba (vgl. VEN-TUS ital. *ven-uto,* VISUS ital. *ved-uto*) anzunehmen vermochten. Auf demselben Wege entstanden schon im Lateinischen Ableitungsmittel wie -ARI-US -ERI-US -ORI-US; -AN-US; -IC-ULUS u. s. w.; im Span. *-dero,* aus *segad-era verdad-ero,* in *hace-dero fallece-dero;* im Altfranz. *-e-or* (= AT-OR-EM) z. B. in *dis-e-or* aus *dis-* von *dis-ons; -ell-er* z. B. in *chanc-eler* von *chance,* nach *dentel-er* von *dentelle,* u. a. Im ersten Falle behielt das neue Suffix die Bedeutung der kürzeren Form bei; im letzteren entstand ein neues Suffix mit neuer Bedeutung, wie franz. *-eler,* das den deminutiven Sinn des Nominalsuffixes (in *dent*-elle) ohne Vermittelung eines deminutiven Substantivs beim Verbum (*chanc-eler* direkt aus *chance*) zur Geltung bringt. Auf umgekehrter Auffassung des Verhältnisses des denominativen Verbs zum Nomen (z. B. HONOR-ARE neben HONOR; FUG-ARE FUGA = franz. *honor-er honor; fuier : fuie*) beruht die Fähigkeit der romanischen Sprachen Substantive aus den Verbalstämmen zu bilden, wie span. *yerro* aus *errar,* franz. *débat* aus *débattre,* ital. *chiamo* aus *chiamare.* Zur Wortzusammensetzung gelangen die Sprachen durch die Übung determinierende Satzglieder den determinierten unmittelbar vorausgehen oder folgen zu lassen. Wo Vorstellungseinheit dem zusammengesetzten Ausdruck gegenübersteht, kommt es mit wachsender Geläufigkeit der Vorstellung zur Vereinigung der Bestand-

teile, die durch Tonmangel bei dem einen (vgl. *entre-côte, pour-boire, par-terre*) begünstigt wird und durch Tonentziehung *(chèvre-feuil, or-fèvre)* oder durch lautliche Anpassung *(mi-nuit* aus *mie nuit, pla-fond* aus *plat fond)* sich zu erkennen giebt. Die Vorstellungseinheit veranlasst auch zusammentreffende Wörter in neue Worte umzubilden. Vgl. *a-rrive-r* gezogen aus *venir à rive; a-chev-er* entwickelt aus der Verbindung *à chief,* = *venir à chief* u. dgl., woran sich schliessen *a-venir a-porter* aus *venir à, porter à* u. s. w. Die konstruierten Ausdrücke werden dabei zu Worten solcher Klassen, deren Satzfunktion sie ausüben (altfranz. *piece a* = es ist eine Weile, wird zum Adverb *pieça,* ebenso *aujourd'hui; mal-gré* wird zur Präposition u. s. w.). Als tonlose Vorsilben nur auftretende Wörter verlieren aus dem gleichen Grunde (*mes-garder,* wo *mes* lat. MINUS) wie *des* lat. DIS, *re* lat. RE u. a. ihre Selbständigkeit.

Die Verwendung der einzelnen Wortbildungsmittel wird durch die Gleichheit der Bedeutung anderer beschränkt und durch die Bedeutungsentwicklung der Grundwörter auch erweitert. Jenes ereignet sich bei der Suffixvertauschung, bei der das häufigere Suffix das seltenere verdrängt. So tritt *ménétrier* für altfranz. *menestrel* ein, und über das im Lateinischen und Romanischen Abstrakta bildende Suffix -OR (franz. *haut-eur grand-eur*), mit dem das gleichwertige -URA (franz. *-ure*) konkurriert, siegte letzteres, wenn im Provenzalischen *ard-ura* für *ard-ór,* span. *cal-ura* statt *cal-ór,* ital. *pa-ura* statt *pa-or* (franz.) gesagt wurde. (Vgl. Rothenberg, *De suffixarum mutatione in lingua franco-gallica,* 1880; Cohn, *Suffixwandlungen im Vulgärlatein und im vorlitt. Franz.,* 1891). Dagegen bewirkte die Verwendbarkeit gewisser Partizipien der Vergangenheit, woraus das Lateinische allein Substantiva auf -URA zog (VECTURA von VECTUS) als Adjektiva (z. B. TINCTUS = franz. *teint,* gefärbt, farbig, DIRECTUS = franz. *droit,* gerade), dass -URA, wie bei diesen (TINCT-URA franz. *teint-ure; droit-ure*), so auch bei Adjektiven Platz greifen konnte (franz. *verd-ure, froid-ure;* ital. *pian-ura, brav-ura;* span. *larg-ura, gros-ura*). Die Wortbildung erscheint so als ein vielverschlungenes Gewebe, bei dessen Auflösung sowohl Syntax wie Wortbedeutung und Lautung der Wörter zu befragen sind.

Das wenige, was den romanischen Sprachen an Wortbeugemitteln verblieben ist, Kasus- und Plural-Zeichen, Motionselemente und Personalendungen, ist ebenfalls übertragbar auf Wörter gleicher Kategorie, denen dieselben fehlten (vgl. altfranz. *pere-s* statt *pere* nach *an-s* = ANNUS; *fort-e* Fem. zu *fort* nach *cort corte* = CURTUS u. dgl.), oder die eine weniger übliche Flexionsweise der verbreiteteren gegenüber stellten (im Altfranz. wich z. B. die Endung der 2. Pl. *-eiz,* lat. -ETIS, der verbreiteteren Endung *-ez,* -ATIS). Ebenso wird der Sieg der häufigeren endbetonten Form beim altfranz. Mskl. mit Tonwechsel über die im Nom. Sgl. auftretende Form (franz. *empereur-s* aus *empere-or, empere-ors;* geschwunden *emperere*) zu erklären sein. Und in der Zeit des schwankenden Gebrauchs der altfranz. Kasus werden «Abstraktionsbildungen» indeklinabler, auf Sibilant ausgehender Nomina möglich, wie der Singular *effort,* Pl. *efforz,* aus indeklinablem *esforz* von *esforcier* etc. (s. Benary, *Zur Gesch. des konson. Auslauts der Nomina im Alt.- u. Neufrz.,* 1902). Aus syntaktischer Fügung gehen die Future und Conditionale der romanischen Sprachen hervor (franz. *doner-ai,* ital. *amer-ei*), denen sich im Portugiesischen ein mit den Personalendungen des Konjunktivs Futuri versehener flektierter Infinitiv anschliessen konnte (*tere-s ter-em ter-des* von *ter* TENERE).

24. Die genetische Lautlehre fusst einerseits auf der Etymologie, andererseits stützt sie dieselbe und dient ihr als Richtschnur und Pfad-

finderin (S. 303). Der historischen Lautlehre entnimmt sie die Kenntnis von den in der schriftlichen Überlieferung ausgeprägten Übergangsstufen, durch die die Lautgestalt des Etymons mit seinen jüngeren Gestaltungen verbunden wird. Die Vollzähligkeit und die Abstände der bezeugten Übergangsstufen werden durch die lautphysiologische Betrachtung kontrolliert und festgestellt. Die Veränderung, die ein und derselbe etymologische Laut in verschiedenen Wörtern erfuhr, die Wiederholung desselben Lautwechsels und damit die Ausbreitung einer Lautveränderung im Sprachschatze, spricht die genetische Lautlehre unter Angabe der äusseren Bedingungen, an die sie sich zunächst gebunden zeigt (Stellung des Lautes zu umgebenden Lauten, Betonung), in Lautregeln aus. Z. B. lat. betontes A in offener Silbe bleibt im Französischen vor Guttural: PACAT *pa-ie,* PLAGA *pla-ie;* wird *ai* vor Nasal: MANUM *main,* RAMUM *rain,* PLANA *plaine,* CLAMAT *claime;* zu *e* vor den übrigen Konsonanten: SAL *sel,* MARE *mer,* LAVAT *leve,* FABA *feve,* SAPIT *set,* NASUM *nes,* GRADUM *gre,* AMATUM *aimé*; hinter palatalisierten Lauten *ie:* CARUM *chier,* PAGANUM *païen,* CHRISTIANUM *chrestïen.* Die unter gleichen lautlichen Bedingungen stehenden Wörter mit unverändertem Laut (z. B. lat. A = franz. *a* in PLANUM *plan,* AVARUM *avare;* MALUM MALE *mal*) oder mit abweichender Lautentwicklung (z. B. lat. A = franz. *o* in AMAMUS *aimons*) hat sie nicht minder nach dem Stellvertreter des Grundlautes zusammenzuordnen, bevor über die Natur der Lautveränderung und ihre Ursache eine Entscheidung getroffen wird.

A. Die Lautveränderungen sind entweder accomodativ (Lautanpassung), reflektiert (Lautberichtigung), associativ (Lautübertragung) oder mechanisch (Lautwechsel). Die erste Art findet bei der Aufnahme von Wörtern aus andern Sprachen (Fremdwörter, Lehnwörter) in eine Sprache statt. Bei der zweiten wird das Wort Zwecken des Redenden dienstbar; bei den anderen sind psychische und physische Trägheitsakte wirksam. Das fremde Wort passt sich dem zur Zeit seiner Aufnahme bestehenden Lautsystem einer Sprache an. Es legt Laute ab, die darin fehlen (-UM der Endsilbe in PLANUM das franz. *plan*), oder es gleicht sie an im Laut (AVARUS zu franz. *avare*, weil nur *e,* nicht ein anderer Vokal in unbetonter Schlusssilbe in franz. Wörtern vorhanden ist), oder in der Betonung (TIMIDUS zu franz. *timide,* weil das Französische keine Proparoxytona besitzt); es nimmt auch Laute auf bei unüblichen Lautfolgen im fremden Wort (franz. *hanap* = HNAPP; ital. *Berlin-o, Stoccard-a*) u. s. w. Die Besonderheit der Lautgestalt angepasster Wörter hängt ab von der Zeit ihres Eintritts in die Sprache. Bei vielen angepassten romanischen Wörtern giebt schon das historische Wörterbuch über den spätesten Termin ihrer Aufnahme (*timide* und *plan* z. B. sind seit dem 16. Jahrh. vorhanden; *plan* ist von ital. *piano* beeinflusst) Aufschluss. In anderen Fällen gewährt die Geschichte des Völkerverkehrs und die geistige Geschichte eines Volkes in Verbindung mit der Lautform eines Wortes Anhaltspunkte für seine früheste Verwendung in der Sprache. So stammen die ältesten Bezeichnungen christlicher Vorstellungen, wie *diable,* aus der Zeit der Verbreitung des Christentums in Frankreich (4.—6. Jahrh.), und eine grosse Zahl abstrakter Wörter lat. Ursprungs (z. B. franz. *affliction, humilité*), die nicht älter in der Sprache als deren litterarische Kultur (10. Jahrh.) sind, verdanken ihre Aussprache der mittelalterlichen Aussprache lateinischer Schriftzeichen. Auch da wird eine ungefähre Altersbestimmung eines angepassten Wortes nach der Seite des früher oder später möglich, wo es selbst (HUMILIS: *humble* und *humile;* CUMULARE *combler* und *cumuler,* s. Littré) oder angepasste Wörter gleicher Herkunft in doppelter Gestalt auftreten

(vgl. frz. *chapitre* und *capitaine* = lat. CAPITULUM, ital. *capitano*). Ferner da, wo den erkannten Lautregeln gehorchende Wörter andere derselben etymologischen Herkunft in einer Form, die den sonstigen Regeln der Lautumbildung widerstrebt (Scheideform), und mit unvolksüblichem Begriffe oder abgeleiteter Bedeutung gegenübertreten, wie franz. *preste : prêt* = PRAESTO, *livre : ligature* = LIGATURA, *peser : penser* PENSARE u. ä., wofern die Zeit ermittelbar ist, in der die entstelltere Form sich bildete. Die aus einer Mundart in die andere übergetretenen Wörter wie franz. *carogne* Vettel (picard.), neben *charogne* Aas (beide vermutlich aus CARO), sind als ungleichzeitige Wörter in einer Mundart oder Sprache ebenfalls nicht selten vom Mundartkenner zu erweisen. Endlich verrät sich die Einführung eines Wortes von besonderer Lautform aus der Fremde und die Zeit der Einführung auch darin, dass dasselbe eine Ableitung aus associativen Vorgängen nicht verträgt, dagegen Lautanalogien in einer fremden Sprache hat. So das ital. *gioia gioire* = GAUDIUM GAUDERE (vgl. ital. *gallo* GALLUS; GA- bleibt im ital. Anlaut unverändert; *raggio* RADIUM; *cadere* CADERE); begrifflich und lautlich ähnliche Wörter, die *gi* bei GAUDIUM GAUDERE zur Geltung zu bringen vermocht hätten, fehlen im Italienischen; dagegen sind aus altfranz. *joie joir* jene isolierten ital. Lautgestaltungen vollkommen zu verstehen. Den übernommenen angepassten, eine besondere Schicht im allmählich herangewachsenen Sprachschatz bildenden Wörtern und der zeitlich verschiedenen Anpassung der Fremdlinge hat die genetische Lautlehre ein besonderes Kapitel zu widmen. Sie vermag darin zu zeigen, dass je jünger ein Wort in der Sprache ist, je geringer seine Veränderungen, je älter und je breiter die Volkskreise sind, in die es sich einführte, es um so stärkeren und mannigfaltigerem Wechsel unterlag.

B. Ein zweites Kapitel nehmen die Lautberichtigungen in Anspruch. Hierbei gleicht der Sprechende eine Inkongruenz aus, deren er zwischen der mit einem Worte verbundenen Idee oder Empfindung und den Lauten des Wortes inne wird. Deshalb behielt das Französische das lautmalende H in Wörtern die ein hörbares Atmen bezeichnen, wie *haleter* HALARE, *hennir* HINNIRE bei, schlug es vor in *hurler* ULULARE und artikuliert es in Wörtern wie *humer* schlürfen, *huer* Hohnrufe ausstossen; und der Begriff des dumpfen Geräusches, der sich mit den labialen Vokalen verbindet, veranlasste die Umbildung von Ū zu *o* in franz. *grogner* lat. GRŪNNIRE (s. Wölfflins Arch. II, 441) statt zum üblichen *ü*. Dass GRAVIS durch das begrifflich entgegengesetzte, aber lautlich anklingende LEVIS zum romanischen **grevis* umgeformt wurde, zeigt, wie der Sprechende Lautunterschiede dem Begriffe unterzuordnen veranlasst wird. Wiederholungen gleichen Anlauts tilgt die Sprache teils aus Gründen der Deutlichkeit, teils weil der Sprechende nicht als Stotterer erscheinen will (Dissimilation oder Lautentstellung). Daher wird im Ital. RARA RARUM zu *rada rado*, VENENUM zu *veleno;* im Franz. CLAVIC'LA durch **cavic'la* zu *cheville;* im Provenz. PAPAVER zu *paver;* im Span. SANCTA CAECILIA zu *Santa Cilia*. Und nach Fixierung des bestimmten Artikels wird **lo lossignuolo* (LUSCINIOLA) zu ital. *rossignuolo; lo* **lomble* (LUMBULUM) zu franz. *nomble;* limous. *la* **lamella* (LAMELLA) zu *mamela* dissimiliert. Vgl. auch das ital. Lautspiel *prometter Roma* e *Toma*, Tigri, *Canti popop. tosc.*[3] S. 353, 270. Den Eindruck auf den Hörer hat der Kosende im Auge, wenn er seine Empfindung mit Namen und Benennungen spielen lässt; wenn der Italiener *Susanna* auf *Susa*, *Matteo* auf *Teio*, *Giovannuccia*, *Annuccia* (Joh-anna-chen) auf *Nuccia* (Hänschen) kürzt, und der Franzose aus *dors! dors : dodo* (*faire dodo* schlafen) gewinnt. Oder die Besinnung auf das Unziemliche oder auf das

Erniedrigende leidenschaftlicher Beteuerung und Verurteilung verhüllt, wie das span. *jar* (= *dejar*, harnen) oder das franz. *diantre (diable), mor-bleu (mort de Dieu)*, das Gedachte durch lautliche Entstellung seiner Bezeichnung. Ebenso spricht sich der Grad von Ergebenheit, Zuneigung, Vertraulichkeit, den der Redende dem Hörenden in der Anrede und im Gruss auszudrücken das Bedürfnis hat, in Lautsubtraktionen an der fremd und feierlich klingenden Sachbenennung und in nachlässiger Aussprache aus, wie bei ital. *monna (madonna), fra (fradre)*; im Prov. bei *na (ma-dom-na)*; im Franz. *sire* für **señre*, in *monsi-eur* für *monseigneur* u. s. w. Dass auch Schrift und Schule (vgl. franz. *soif* = altfranz. *soi*; *ours meurs* mit lautem *s* u. dgl.) die Artikulation in einer Sprache zu bestimmen vermögen, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

C. Ein drittes Kapitel gebührt den associativen Lautveränderungen. In der Sprache vorhandene Laute und Lautfolgen übertragen sich hierbei von Wörtern aus, die durch Häufigkeit in der Rede und durch Gegenwärtigkeit im Geiste des Sprechenden zur Herrschaft über andere ähnlichbedeutende oder ähnlichfunktionierende, mit jenen daher reproducierbare, seltner gehandhabte oder lautlich isolierte berufen sind (s. Paul, a. a. O. S. 96 ff.). Die Lautübertragung erfolgt jedoch fast nur, unter den angegebenen Bedingungen, bei geringer lautlicher Verschiedenheit des umbildenden und umgebildeten Wortes oder Wortgliedes. Sie gleicht Verschiedenheiten der Stammgestaltung aus, wie im Französischen bei VIDES VIDEMUS: franz. *vóis voy-óns* aus altfr. *vói-s ve-óns*; oder im Italienischen bei HOMO HOMINES: ital. uo*mo* uo*mini* für uo*mo* o*meni* (ŏ diphthongiert nicht in ital. drittletzter Silbe); oder bei DICAT DICEBAT: franz. *díse disóit* = altfranz. *di-e dis-óit* u. dgl. Aber ebenso beseitigt sie Verschiedenheiten bei gleichwertigen Beugungsmitteln. Z. B. nehmen im Spanischen und Provenzalischen die Verba der 3. Konjug. im Imperfektum die Endung des Imperfekts der 4. Konjug. an: *vend-ia* wie *part-ia*, während das Italienische die Verschiedenheit der Endungen bestehen lässt (*vendea vendeva : partia partiva*), und das Altfranzösische die Endung der 3. Konjugation auf die 4. Konjugation übertrug (*vend-eie part-eie*). Auch der verschiedene Stamm gleichartiger Redeteile wird uniformiert, wenn franz. *mien tien sien* für altfranz. *mien tuen suen* eintritt, oder altfranz. *fesist mesist* zu *feist meist* nach *ve-ist* u. dgl., oder lat. REDDERE noch in römischer Zeit zu *RENDERE nach *vendere prendere* gestaltet wurde, deren Perfektform es hatte, bezw. annahm. Etymologisch scheinbar Gleiches einigt sich durch Annahme der volleren Lautung; z. B. zog ital. *neg-uno* aus NEC-UNUS, da *ne* und *ned* NEQUE vertreten, und somit *neguno* in *ne-guno* sich zu gliedern schien, das Verbum *ra-g-unare* (für *r-a-unare*) nach sich. Span. *estrella* statt *estella*, Gestirn, hat in *astro* scheinbar sein Primitiv. Auch span. pala*dar* Gaumen, und pala*bra* Wort, Sprache, oder cul*o* Hinterer, und col*a* Schwanz, berühren sich lautlich und begrifflich nahe genug um *parabla* und *coda* das *l* der leitenden Wörter aufnehmen zu lassen. Aber schon die Isoliertheit einer Lautfolge genügt ein anderes mit ähnlicher Lautfolge, wenn auch verschiedenen Sinns, lautumbildend eingreifen zu machen. Ein *laico* war dem durchaus nicht hiatfeindlichen Italienisch völlig gemäss; aber es war das einzige Wort der Umgangssprache mit diesem Ausgange; es nahm daher den ähnlich klingenden von *radico (-are), stadico*, Geissel, an. Lat. CUBITUS ergab aus dem nämlichen Grunde im Ital. statt *gobito : gomito* (schon 7. Jahrh.), da der Ausgang *-óbito* im Ital. nicht seines Gleichen hat, wohl aber *-ómito* (vgl. *dómito rómito*). Ein Produkt der Mundartmischung ist vermutlich frz. *ch*ercher (seit 16. Jahrh.) = altfrz. *c*erchier und picard.

*ch*erquier. Das Unbekannte weist die Sprache auch in den sog. volksetymologischen Umdeutungen ab. Hierbei erhält das Unverstandene aus der Sprache verstehbare Teile, ohne dass es freilich dadurch ein verständlicheres Ganze würde. So verdeutlichte sich das Altfranzösische *candelabre* durch *candel-arbre*, das Italienische *Sassonia* wurde nach dem Namen San*sone* zu San-*sogna* umgestaltet, im Spanischen wurde *mal-encolía* MELANCOLIA durch *mal* erfasst, im Katalanischen *Jerusalem* durch Gesu-*salem*; oder das Französische verändert selbst ein verständliches Wortglied, der Umdeutung eines unverständlichen nachgehend, in porte-*épine* (Stachelträger) für porc-*épic* (Stachelschwein), oder macht arc *de triomphe* zu arche *de triomphe* und arche *de pont* zu arc *de pont*. Begreiflich ist, dass die Übertragung immer nur bei einzelnen Wörtern eintritt, weil sie auf Sinn- und Lautähnlichkeit der associierten Wörter beruht, die sich immer nur vereinzelt in einer Sprache oder Mundart vorfinden kann. Nur wo in der Sprache dieselben Bedingungen sich wiederholen, entsteht der Schein eines regelmässigen Vorgangs; z. B. bei der Verschmelzung des Artikels mit vokalisch anlautendem Nomen, wie bei dem zum Eigennamen («Städtenamen») gewordenen *l'île* : *Lille*, (aus INSULA), wogegen die «Provinz» *L'Ile (de France)* der Vereinigung widerstand; oder bei *luette* Zäpfchen statt *l'uvette* (von UVA), das sich so von *uvette* (Rossschwanzstrauch) trennte; oder bei *lierre* altfranz. *l'ierre* HEDERA, das von *lier* LIGARE angezogen wurde u. a. m. Oder im umgekehrten Falle, bei Übertritt eines anlautenden *a* italienischer Feminina zum Artikel, wie in *la rena* = *l'arena* ARENA, *la lodola* = *l'alodola* ALAUDA, wo der Mangel eines das *a* als Anlaut schützenden etymologischen Verwandten die Zerstörung der alten Wortform herbeiführte. Dass der associative Lautwandel individuellen Ursprungs ist, und von sprachlichen Autoritätscentren aus sich verbreitet, ist teils aus dem Erfordernis besonderer lautlicher und begrifflicher Voraussetzungen für sie und aus der beschränkten Verbreitung der Übertragungen in einem Sprachgebiet, teils aus dem häufigen Gegensatz der Richtung der Übertragung zu entnehmen. Allein vom Individuum kann wohl auch eine so conträre Entscheidung bei gleichem Zahlenverhältnis der zum Ausgleich sich darbietenden Formen desselben Stammes und bei einer nicht durch den überwiegenden Gebrauch der stamm- oder endungsbetonten Formen legitimierten Analogisierung dieser oder jener herbeigeführt werden, wie sie das neufranz. *il lève, nous levons* aus altfranz. *il lieve, nous levons*, und *il parle, nous parlons* = altfranz. *il parole, nous parlons* einerseits, und *il* ai*me, nous* ai*mons* = altfranz. *il* ai*me, nous* a*mons* und *il croit, nous croyons* = altfranz. *il croit nous creons* andrerseits vor Augen führen. Ebenso wenn nach altfranz. *il meut* = neufranz. *il moud* zwar *mounier* (Müller) in das neufranz. *meunier* umgestaltet wurde, aber *moulin*, wie altfranz. *nous moulons*, franz. *il moud* bei *ou* verbleibt und nur dialektisch auch ein *meulin* erscheint. Vgl. Thumb u. Marbe, *Experiment. Untersuch. über die psychol. Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung*, 1901; Risop, *Begriffsverwandtschaft u. Sprachentwickelung; Beitr. z. Morphologie des Franz.*, 1903.

D. Die vierte Art lautlicher Veränderungen, der Lautwechsel, ist darin verschieden von den anderen Arten, dass er, in unbeschränkter Wiederholung, in den verschiedenen Wörtern, die den Sprachschatz einer Sprachgemeinschaft zusammensetzen, statt hat und aus den in Artikulation, Dauer, Betonung und Stellung gleichen Grundlauten dasselbe lautliche Produkt erstehen lässt. Z. B. bleibt lat. betontes A in geschlossener Silbe franz. *a*, wie in *arbre* ARBOREM; Á in offener Silbe wird vor Nasal *ai*, wie in *main* MANUS; . . . . *e* sonst: in *pere* PATREM, *tel* TALEM u. dgl. (s. S. 308).

Die Veränderungen, die sich hierbei ereignen, sind entweder Umbildung in anderen Klang, andere Dauer und Betonung (Lautwandel) oder Verlust (Lautschwund) und Aufnahme (Lautzuwachs) von Lauten. Bedingt ist der Laut der Stellung nach sowohl durch die Laute desselben Wortes (der Inlaut), als durch die Laute anderer Wörter, die mit ihm eine pausenlose Reihe bilden (der Anlaut und Auslaut). Von der Einwirkung der *vis minima* auf die Sprachwerkzeuge abhängig, ist der Lautwechsel mechanische Lautveränderung. Da aber bei der Lautbildung nicht nur ein zur Hervorbringung eines Lautes erforderliches, durch Übung erworbenes «Bewegungsgefühl» (s. Paul, a. a. O. S. 40), sondern auch die zur Entwicklung solchen Gefühls unentbehrliche Lautempfindung massgebend ist und die *vis minima* sowohl bei der Lauthervorbringung wie bei der Lautauffassung sich betätigt, so ist der mechanische Lautwechsel sowohl artikulatorisch als akustisch bestimmt. Der artikulatorische Wechsel ist entweder ein qualitativer und beruht dann auf Schwankungen in der Lautbildung, d. i. in der durch unbewusste Gewöhnung erworbenen Lautbildungsweise und auf «Verschiebung des Bewegungsgefühls» für den einzelnen Laut (Paul, S. 53 f.), der mit anderem Kraftmass hervorgebracht wird; oder er ist transmutativ und besteht in Änderung der Lautfolgen (Metathesis), wobei eine in der Sprache üblichere Lautfolge an Stelle einer anderen tritt. Der erste ist spontan, accessorisch oder assimilatorisch und findet nur unter physiologisch verwandten Lauten statt, in der Weise, dass der artikulatorisch ähnlichste Laut der Sprache für den früheren eintritt. Spontaner Wechsel, so genannt, als ob er durch den Mechanismus der Lautbildung selbst hervorgerufen würde, ereignet sich in betonter und unbetonter, in offener und geschlossener Silbe; z. B. wenn kurzes lat. I in MITTERE, MINUS, DICIT, im Italienischen zu *ẹ*: *mẹttere, mẹno, dicẹ,* lat. U in MŬLTUM, NŬCEM, ANNŬM zu *ọ*: *mọlto, nọce, annọ* wird; oder wenn im Französischen den stimmhaften Laut am Wortende der stimmlose ersetzt in *neuf* NOVUM, in *vis* VISUM, im altfranz. *grant* GRANDEM u. dgl. In diesen Fällen werden die Artikulationswerkzeuge, Mundorgane, Stimmbänder u. s. w. nicht völlig in die Lage gebracht, die die Hervorbringung des Grundlautes erforderte. Beim accessorischen Wechsel wird unter Anwendung eines grösseren Quantums artikulatorischer Luft als zuvor ein ehemals schwächer betonter kurzer Vokal zum Diphthong gebrochen, kurzes E zu *ie,* kurzes ó zu *uo,* wie in PEDEM, BENE = franz. *pied, bien,* und in CÓR, BÓNA = ital. *cuore buona,* oder auch ein nachfolgender Konsonant gelängt, wie im ital. *fă*-bb*ro* FABRUM, *ŏ-cchio* OCULUM, *là-ddove* = *là dove* u. dgl., sowie Ausfall schwachbetonter Vokale hinter verstärkter Hochtonsilbe bewirkt, wie im franz. *vendre* = VÉNDERE, *juger* = JUDICÁRE u. dgl. Oder der gelängte Tonvokal wird zum Diphthongen gedehnt, z. B. É zu *éi,* Ó zu *óu* wie bei lat. ME CRĒDIT im altfranz. *méi créit,* VŌS AMOREM in *vóus amóur.* Oder der kurze Vokal wird unter Reduktion des Nachbarkonsonanten quantitativ verändert, wie die lat. Vokale vor -NS in MENSEM ital. *mẹse,* franz. *méis mois,* in SPONSUM ital. *spọso* franz. *espọs époux;* oder die franz. Vokale vor *s*^Kons.^ z. B. in neufranz. *fê-te* = altfranz. *fes-te, aimât* = altfranz. *amast* u. s w.

Ebenso vielfältig ist der assimilatorische Wechsel. Er ist eine Folge des Beharrens bei der Bildung eines Lautes über seine frühere Bildungsdauer hinaus, wodurch die Bildung eines folgenden Lautes beeinträchtigt wird (progressive Assimilation); das beim Sprechen stattfindende Zustreben zum folgenden Laute ändert noch öfter in dessen Sinne die Artikulation des früheren (regressive Assimilation), und ebenso beeinflussen zwei Laute ein an der Bildung des mittleren (doppelseitige Assimilation)

beteiligtes bewegliches Artikulationsorgan in seiner Betätigung. Vgl. Steinthal, Ztschr. für Völkerpsych. I 112; Mistelli, das. XI 388.) Progressive Assimilation ist es, wenn ein Hiat-I durch den vorangehenden Zungenschwingungslaut oder durch Konsonanten konsonantiert wird (wobei an die Schwingung sich die Reibung schloss oder die Stimmbänder höchstens noch anklingen), wie in ital. *paja* aus PARIA durch ***parja,* in *raggio* aus RADIUM durch **radjo;* ferner wenn Hiat-U den vorangehenden Konsonanten längt, wie im ital. *tenni* = TENUI, *volle* = VOLUIT; oder wenn die Sprache den, bei *l, n* oder *m* vorhandenen Mundverschluss im Übergang zu *r l* knallend löst, sodass ein *d* oder *b* sich einschiebt, wie im altfranz. *val-d-rai* neben *val-rai* von *valoir,* in *ven-d-redi* für altfranz. *ven-redi,* in *com-b-le* aus CUMULUS *mem-b-rer* aus MEMORARE u. s. w. Regressive Assimilation zeigt sich bei ital. *fatto* FACTUM, *atto* APTUM, wo der Verschluss für C und P, nachdem ihr Explosivgeräusch vor *t* nicht mehr zu Gehör gelangte, statt am Gaumen und durch die Lippen, mit der Zunge, wie für den folgenden T-Laut, gebildet wurde; oder bei ital. *dovere* DEBERE, *domani* DE MANI, *dopo* DE POST, wo der labiale Konsonant einen Vokal, mit Lippenrundung hervorgebracht, für den palatalen erstehen liess. Doppelseitig assimilieren sich z. B. zwei Vokale eine zwischenstehende Tenuis, statt welcher die stimmhafte Media sich einstellt, wie im prov. *cantada* CANTATA, im span. *amigo* AMICUM, im port. *cabo* CAPUT. Progressive Angleichung des Wortanlauts in pausenloser Wortreihe an vorausgehende Artikulation ist es ferner dagegen, wenn die florentiner Mundart zwar *il* c*avallo,* aber mit Gorgia *questo* *χavallo,* *in* c*roce,* aber *la* h*roce* spricht; regressive, des Wortauslauts, wenn das Französische neben *bel* â*ge: beau temps* = altfranz. *bel tems* gebildet hat, das Italienische ILLI DOLORES zu li d*olori,* aber ILLI AMORES zu gli a*mori* umgestaltete u. dgl. — Transmutativen Wechsel führt z. B. das Portugiesische bei Hiat-I und -U durch hinter der Jotazierung und Labialisierung widerstehenden Konsonanten: in *coiro* CORIUM, *raiva* RABIEM, *jouve* JACUI u. dgl., das Französische zeigt ihn bei *rasoir* RASORIUM, *gloire* GLORIA u. s. w., und wenn es den silbeauslautenden Konsonanten entfernt, wie in *bré-bis* = VER-VECEM, *fromage* = ital. *for-maggio* u. dgl., oder das Spanische in *espalda,* altfrz. *espalde (épaule)* aus SPATHULA. (Vgl. noch D. Behrens, *Reciproke Metathesis im Romanischen,* 1888.)

Nur selten besitzen noch die romanischen Sprachen bei qualitativem Wechsel an Stelle des Grundlautes den nächsten artikulatorischen Lautverwandten, wenn auch viele von den Übergängen in den alten Schriftquellen fixiert sind. Zwischen kurzem lat. I und franz. *oi* (= *ouà*) sind es z. B. *ẹ, ei, oi, oè;* zwischen intervokalem T und seinem Aufhören (AMATA : *aimé-e*) : *d* (altfranz. *amede*). Öfter liegen dann, wo in der einen romanischen Sprache die Stationen der Entwicklungsbahn verschüttet sind, in der anderen Übergangslaute am Tage. Im Provenzalischen z. B. das zwischen C und franz. *y* liegende *g* (lat. PRECARI : prov. *pregar,* altfranz. *pre*-i-*ier,* neufranz. *pri-er*); im Normannischen und Ostfranzösischen die von lat. CANIS zu franz. *chien* führenden Stufen: *kjen tjen, tschien.* Auch fremde Sprachen belehren bisweilen über solche Zwischenglieder. Solche, durch die Sprachenvergleichung ermittelte Stufen einer lautphysiologischen Reihe berechtigen, und die Sprache in ihrer Eigenschaft als Verständigungsmittel, das sie bei merklichen Veränderungen am Wort zu sein aufhört, zwingt zu der Annahme, dass die mechanischen Lautveränderungen auch in der vorlitterarischen Zeit der Sprachen ohne Sprünge erfolgten, und die in ihnen vorhandenen nächsten Lautverwandten stets zunächst an die Stelle der ins Schwanken geratenden Laute getreten sind.

Bei gewissen in der Sprache durchgeführten Lautumbildungen sind die Übergangsglieder und ist der Prozess des Lautwechsels noch ganz unaufgehellt, z. B. bei *i* aus L im ital. *fiamma* FLAMMA, *occhio* OCULUM, wo es gilt, die Möglichkeit des Eintritts eines palatalen *l* an Stelle des lat. *l* nachzuweisen; bei span. *ñ l̃* aus NN LL in *año* ANNUM, *cuello* COLLUM, bei der neapolit. Artikulation von *dd* für *ll* z. B. in *cavaddu* für CABALLUS, wo *dd* als der an der Artikulationsstelle von *ll* erzeugbare Reibelaut aufgefasst werden kann, gewissermassen ein *l* ohne die intermittierenden Schwingungen, oder bei dem neapolit. *r* für *d* in *rurece* = DUODECIM, wo der Schwingungslaut *(r)* für den Verschlusslaut *(d)* eintritt. Oder Übergangslaute sind physiologisch gar nicht vorhanden, z. B. bei rumän. *p* für C in *coptu* COCTUM, *nópte* NOCTEM, und schwerlich sind sie zu erweisen bei Assimilationen oder bei Schwund von Muta und Reibelaut vor Muta im Inlaut, wie bei ital. *fatto* FACTUM, *atto* ACTUM, *città* CIVITATEM; oder bei altfrz. *escrit* SCRIPTUM, *doter* DUBITARE, *cité* CIVITATEM, oder gar bei dem Schwund im französischen Auslaut, wie bei *trop grand* (gesprochen *tro' grand*), *petit prêtre* (= *peti' prêtre*), *sac plein* (= *sa' plein*), der den Schwund zu Auslauten im altfranzösischen gewordener Stummlaute, z. B. in *j'escri* aus SCRIB-O, *recei* RECIP-IO, als durch Konsonantanlaut bewirkt, verstehen lässt. Die assimilierten und geschwundenen Stummlaute vor Muta vermochten bei Artikulation ohne Pause im Hörenden das entsprechende Bewegungsgefühl nicht zu erzeugen, und darum werden die Mutagruppen, ohne Vermittelung von Übergangslauten, vereinfacht worden sein. Übergangslaute sind auch da ausgeschlossen, wo an Stelle eines Grundlautes ein solcher trat, für den in der Grundsprache das Bewegungsgefühl nicht ausgebildet war, wie das als gallisch angesehene franz. *ü* für lat. Ū in *lune* LUNA.

In solchen Fällen ist der Lautwechsel akustisch bestimmt. Dieser Lautwechsel vollzieht sich namentlich beim Nachsprechen fremder Sprache und von Worten mit fremden Lauten. Sie versetzen die für sie im Ohr des Hörenden vorhandenen Nervenfasern, weil ungewohnt zu funktionieren und gleichsam unabgestimmt, nicht selbst, sondern mitgetroffene tätige Nervenenden in Tätigkeit, die ein mehr oder weniger verwandtes Bewegungsgefühl wecken und Unterschiebung des diesem entsprechenden Lautes (idiomatische Lautunterschiebung) für den vom fremden Munde ausgesprochenen veranlassen. Wo Völker fremde Sprache, wie im romanischen Sprachgebiet die Gallier, Iberer, Rätier u. s. w. das römische Idiom sich anzueignen hatten, muss dieser Vorgang, der sich beim Sprachenlernen alltäglich wiederholt, und der beim Deutschen der französisch, wie beim Franzosen der deutsch zu sprechen sucht, zu beobachten ist, notwendig eingestellt haben, wenn die Lautsysteme der gesprochenen und der nachgesprochenen Sprache sich nicht deckten. Wo der akustische Wechsel auf das Gebiet einer autochthonen Völkerschaft beschränkt ist, wie das *ü* statt lat. U auf gallischen Boden*, *h* für F (span. *hazer* FACERE) auf iberischen, *p* für C, das rumän. *â ê î* für A E I vor Nasal (*grâŭ* GRANUM, *frêŭ* FRENUM, *sînŭ* SINUM; vgl. Diez, Gr. I 471) auf ostromanischen, kann die idiomatische Substitution eines einheimischen für den römischen Laut nicht zweifelhaft sein. (Vgl. auch Schuchardt, in Ztschr. f. rom. Phil. IV 144 ff.; Ascoli, *Lettera glottologica*, 1881 etc.). Die Lautveränderungen, die im Mittelalter das Französische in England erfuhr, sind von derselben Art. Selbst bei

* Wohl zuerst von mir festgestellt; s. Koschwitz, *Überlieferung u. Sprache der Voyage de Charlemagne*, 1876, S. 36.

Wechsel von Lauten in Lautfolgen, die Laute der Sprache enthalten, wie bei der Ersetzung von *l n* hinter Muta durch *r*, in *titre* aus *tit'le* TITULUM, *apôtre* aus *apost'le* APOSTOLUM, *chartre* aus CARTULA; in *diacre* aus DIACONUM, *Langres* LINGONES, *Londres* aus LONDINUM, *ordre* ORDINEM, *pampre* aus PAMPINUM, wo statt Aufhebung oder Angleichung der fremden Verbindung, die im altfranz. *or-ne* ORDINEM, *char-me* CARPINUM, *timbre* TYMPANUM stattfand, Unterschiebung der dem Französischen geläufigen Gruppe Muta + *r* erfolgte (vgl. *chancre, aspre, letre*), veränderte sich nicht, was artikulatorisch unmöglich, L und N zu *r*, sondern wurde die fremdartige Verbindung von Muta + *l, n* als die von Muta + *r* aufgefasst und diese jener untergeschoben. Diese Art der Unterschiebung eines geläufigen Lautes ist auf fremde Wörter beschränkt und eine von den Formen der Lautanpassung (S. 308).

Es liegt in der physikalischen Natur des artikulatorischen und des akustisch bestimmten Lautwandels, dass die auf ihn sich beziehenden Lautregeln ohne Ausnahmen[1] sind, dass dieselben Laute und Lautfolgen nicht auf verschiedene Weise mechanisch verändert oder behandelt werden. Unter den vielfachen Arten, auf die ein Wort, ein Laut in ruhiger, belebter oder erregter Stimmung artikuliert und zu Gehör gebracht wird, pflanzt sich in breiten Schichten des Volks offenbar die allgemeinere, die von den Standes- und Verkehrsgenossen und ihren Autoritäten am häufigsten gebrauchte fort. Das ist aber seltner die von der Empfindung diktierte Artikulation, als die der Mitteilung in der bequemen Form *(vis minima)*, die sich Gleichgestellte untereinander gestatten. Daher wurzelt der mechanische Lautwandel in der unbewussten alltäglichen Rede und erhält seine Allgemeinheit durch die von den Autoritäten der Verkehrsgenossenschaften ins Leben gerufene Sprechsitte. Ausnahmen, denen eine grössere Anzahl entgegengesetzter Fälle oder Wörter der volksmässigen Begriffssphäre entgegensteht, sind diesen nur scheinbar gleichartig und meist als anderer Regel untertan zu erweisen gewesen. Die im Italienischen unübliche Einschaltung von *b* (vgl. *omero* HUMERUS, *novero-are* NUMERARE; *semola* SIMILA) in *mem-b-rare* (MEMORARE) *sem-b-rar sem-b-iare* (*SIMILARE) deutet bestimmt auf die Einführung dieser Wörter aus Frankreich hin. Ital. *ogni* mit *ñ*, statt *nn*, aus NNI versteht man aus der proklitischen Natur und der Einwirkung vokalischen Anlauts auf die Auslautgruppe *(n)ni* (s. Verf. in Ztschr. f. vom Phil. I). In anderen Fällen liegen bei näherer Betrachtung die Laute der Etyma auseinander z. B. bei VĪLLAM und ĬLLAM, weshalb franz. *ville* neben *elle*, bei CATTUS (nicht CATUS) und LATUS, weshalb franz. *chat* aber *lé*, CÁRPINUS (nicht CARPĪNUS) und SAPPINUS, weshalb franz. *charme* und *sapin*, was durch Vergleichung der romanischen Sprachen zu erhärten ist (vgl. Verf.s *Vulgärlat. Substrate* in Wölfflins Archiv I ff.).

25. Die zeitliche Folge, in der die Regeln für den mechanischen Lautwechsel sich in einer Sprache durchbilden, ist, weil der Beobachtung entzogen, nicht genau angebbar. Die richtige Regel, die besagt, dass im Französischen der silbeschliessende Nasal den voranstehenden Vokal nasaliert, würde unrichtig gedeutet, wenn darin die Nasalierung aller französischen Vokale in dieser Stellung zur selben Zeit angezeigt gesehen würde. Denn die französische Sprachüberlieferung legt nahe, dass die Nasalierung bei *in un* wahrscheinlich Jahrhunderte später erfolgte als bei *an ain en on*. Ebenso kann das Aufhören der Artikulation der Mutae C und P vor T S im Ital. (*atto* = ACTUM APTUM, *dissi scrissi* = DIXI SCRIPSI) ungleichzeitig sein. Die Regel spricht das Resultat, nicht den Gang des Prozesses der Lautveränderung im Sprachschatz eines Volkes aus. Gewiss ist nur, dass

sich bei dem nämlichen Grundlaut in der nämlichen Umgebung in den gleichalterigen Wörtern derselben engeren Sprachgemeinschaft in ununterbrochener Folge die mechanische Veränderung vollzog, die die Regel angiebt, obwohl auch ein Lehnwort wie *chaste* CASTUS, das wegen Bewahrung des *s* erst nach Verstummung des *s* (12. Jahrh.), mitsamt dem regelwidrigen *chapitre* = CAPITULUM (regelrichtig wäre *cheveil*), den schon im 9. Jahrh. aus C entwickelten *ch*-Laut noch erhalten zu haben scheint, bis zu befriedigender Deutung eine Instanz gegen diese Anschauung abgiebt. (Vgl. Schuchardt, *Über die Lautgesetze*, 1885.) Die ununterbrochene Durchführung eines mechanischen Lautwechsels gehört, mit der Ausnahmslosigkeit und der Unmerklichkeit desselben, die sich am lebenden Sprachstoff feststellen lassen, zu den regulativen Prinzipien und zu den Postulaten der ätiologischen Sprachbetrachtung, die jedoch nur bei umsichtiger Feststellung der Bedingungen für den mechanischen Wechsel des einzelnen Lautes vor irrigen Konstruktionen der lautlichen Genesis behütet werden kann. (Vgl. L. Tobler, *Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache* in Vierteljahrsschr. für Philos. III 32 ff. und die bei Schuchardt a. O. angeführten Schriften.)

[1] S. noch Schuchardt, *l. c.*; Löwe, *Ausnahmslosigkeit sämtlicher Spracherscheinungen* in Ztsch. d. Ver. f. Volkskunde, 1891, S. 56ff.; Wundt, *Über die Lautgesetze* in s. Philosoph. Studien III, 1; Wechssler, *Giebt es Lautgesetze* im Suchierbuch (1900), S. 349ff. (S. 529, Litteratur z. Frage); Wheeler, *Causes of Uniformity in Phonetic Change* in Transactions of American Philol. Assoc. 1901.

26. Zu annähernder Datierung der allgemeinen in der vorlitterarischen Zeit der romanischen Sprachen besonders zahlreichen Lautveränderungen und Übergänge, die sich aus Zeugnissen und Schriftquellen nicht ergeben, ist ein Hilfsmittel geboten in datierbaren Fremd- und Lehnwörtern von konservativerer oder von derselben Lautgestaltung, wie sie gleichlautige Erbwörter aufweisen, und in einer mit diesen übereinstimmenden oder in eigentümlicher Entwickelung sekundärer Lautfolgen, die den Umbildungsregeln gleichartiger primärer Lautgruppen unterlagen oder nicht. In die erste Wortreihe gehören die ältesten der mit dem Christentum eng verbundenen christlichen Wörter, die gotischen Wörter des Provenzalischen, die fränkischen des Französischen, die gotischen und langobardischen des Italienischen, die arabischen im Spanischen u. s. w. Das altkirchliche *evesque* z. B., EPISCOPUS, zeigt, dass in Frankreich noch im 4.—6. Jahrh. I zu *e* und intervokales P zu *v* werden konnte, — wohl weil man *i* in Frankreich auch im Schriftlatein so las. Andererseits lehrt *diable* DIABOLUS, *diacre* DIACONUS durch die Erhaltung der Anlautverbindung DI, verglichen mit *jour* DIURNUM, dass sich DI$^{\text{Voc.}}$ bei der Aufnahme jener Wörter ins Französische schon auf dem Wege zu *j* (*dj* oder *dž*) befand. Oder, wenn deutsches KAUSJAN franz. ch*oisir*, wie lat. CAUSA CAULIS: ch*ose* ch*ou* ergab, so wird dadurch der Fortbestand des lat. AU und des K vor A bis in die fränkische Zeit erwiesen. Da aber die Reichenauer Glossen des 8. Jahrhunderts Belege für *o* aus AU enthalten, und C vor diesem Übergang *ch* entgegengeschritten sein muss, so fällt die Palatalisierung des C vor A (vgl. *chose, chant*) nach dem 6. Jahrhundert und geht der Umgestaltung von AU zu *o* im 7.—8. Jahrhundert voran. — Wie durch Vergleichung der Gestaltung primärer und sekundärer Lautgruppen ähnliche relative Zeitbestimmungen sich gewinnen lassen, mag in folgender Reihe von lateinischen Wörtern mit Kehllauten in verschiedener Stellung und Verbindung zu verdeutlichen versucht werden.

1. Intervokales G wurde *j* (ob direkt ist hier nicht Frage): GOGITAT REGEM MAGIS lauteten einst *cójitat reje majis* mit *j* wie in *pejus;* COGITARE REGINA lauteten *cojitare rejina* mit *j* wie in *ajutare.* Ebenso auch PLANGERE PLANGEBAT: *planjere planjéat.*
2. Intervokale Tenuis wurde Media: CÓGITAT CARRICAT, LATA AMICA RIPA zu *cojidat cárigat, lada amiga riba; cojitare* FABRICARE zu *cojidare fabrigare.*
3. Ausfall des nachtonigen Vokals in Proparoxytonis: *cójidat cárigat planjere;* PLACITUM FACIMUS DÍCERE zu *cójdat cargat planjre; plactu facmes dicre.*
4. Ausfall des vortonigen Vokals: *cojidare ajudare fabrigare* zu *cojdare ajdare fabrgare.*
5. Dentipalatalisierung des C G vor *i e* und des J: FECIT PLACET VOCEM; ARGENTUM *pejus* zu *fetjet platjet votje* (altfranz. *fist plaist vois*); *ardjent, pedjus.*
6. Schwund des nachtonigen Vokals in Paroxytonis: *redje madjis pedjus; plactu; fetjet platjet votje* zu *redj madjs pedjs; plact; fetjt platjt votj* (altfranz. *fist plaist voiz*); — *cojdare ajdare* zu *cojdar, ajdar,* u. s. w.
7. Kehllaute vor Konsonant zu *i* und Konsonant vor Kehllaut assimiliert zu *jj* und zu *i: cojdat redj madjs pedjs cojdar ajdar plact facmes dicre* FACTA zu *coidat rei mais peis coidar aidar plait faimes diire faite* u. s. w. = altfranz. *cuide rei mais peis cuidier aidier plait faimes dire faite.*

Hier setzt 3. 4. *coj*d*at coj*d*are* COGITAT COGITARE 2. voraus, weil *cogtat cogtare* mit PLAC(I)TUM FACTAM T hinter dem Kehllaut, CARRICAT nach *for*ch*e* FURCA C hinter R bewahrt haben würden. I konnte nicht auf 3 und 5 folgen, weil *chancre* CANCEREM auf *plangre* (vgl. auch *Langres* LINGONES), *argent* ARGENTUM auf *plangeit,* statt auf altfranz. *plaigneit* führen. 5 setzt 3 *(plactum facmes)* voraus, weil *fist* und jüngere Wörter, wie *prince* PRINCIPEM, *disme* DECIMUM C vor E I sibilieren. Die Formen *pl*ai*st* u. dgl. (6) haben 5 zur Voraussetzung; *mais* u. dgl. (7) verlangt 6 (*madjs* etc.). An 7 nun nehmen noch die fränkischen Wörter (altfranz. *guaitier* = WACHTEN; *dreit* = DIRECTUM bringen die Strassburger Eide) teil. Sämtliche Vorgänge fallen daher vielleicht erst ins 6.—8. Jahrhundert, wurden aber im 8. Jahrhundert abgeschlossen und vollzogen sich in der angegebenen Reihenfolge.

II. ABSCHNITT.

DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.

B. METHODIK DER PHILOLOGISCHEN FORSCHUNG.

VON

ADOLF TOBLER.

Die Philologie[1] bestrebt sich, von dem geistigen Leben der in Völker gesonderten Menschheit, wie dieses sich geschichtlich entwickelt hat und wie es immer noch sich zu bezeugen fortfährt, eine wissenschaftlich gerechtfertigte Anschauung zu gewinnen. Wie eng oder wie weit im einzelnen Falle zeitlich oder räumlich die philologische Arbeit die Grenzen ziehen mag, innerhalb deren sie das ihr Erreichbare zu erreichen sich vorsetzt, zu den vornehmsten Quellen, aus denen ihr Erkenntnis zufliessen kann, gehören unter allen Umständen die schriftlichen: ihnen zum weitaus grössten Teile ist zu entnehmen, wie in der Übung redender Künste die Vergangenheit dem Gefühle dauernden Ausdruck gegeben habe, mit welchem sie sich dem Weltlauf und dem Menschenleben gegenüber stellt, wie weit sie vermocht hat, das Ergebnis ihrer Betrachtung des Seienden für sich und für die Nachwelt in Worte zu bannen; aus ihnen

[1] Der Verfasser dieses Abschnittes hat über Wesen und Ziel der Philologie in seiner 1890 gehaltenen Rede «Romanische Philologie an deutschen Universitäten» (wiedergedruckt als Anhang zur dritten Reihe seiner «Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik», Leipzig, 1899 S. 160—183) sich wesentlich anders ausgesprochen, als in der ersten Auflage des «Grundrisses» 1884 geschehen ist, namentlich die Philologie schärfer von der Sprachwissenschaft, aber auch von der Litteraturgeschichte gesondert und bekennt sich noch zu der später bekundeten Anschauung. Wenn er hier gleichwohl das früher Geäusserte wiederholt, so geschieht es, weil dieses zu Titel, Anlage und Ausführung des grossen Werkes, an dem er hat mitarbeiten dürfen, sich besser schickt. Dass Philologie, im engeren Sinne genommen, als «Bemühen um Kenntnis und Verständnis der in sprachlicher Form gegebenen Bezeugungen zeitlich und örtlich und national und persönlich bestimmten geistigen Lebens» (a. a. O. S. 164) nicht anders als in engster Verbindung mit den beiden andern Forschungsarten gedeihen kann, ist ihm nie zweifelhaft gewesen, ist auch in jener Rede deutlich genug ausgesprochen.

ist beinahe ausschliesslich zu erfahren, wie in der Vergangenheit hier und dort der Stoff beschaffen gewesen sei und sich gewandelt habe, mit dem nicht allein jene Künste arbeiten, sondern auf den überhaupt alle Gedankengestaltung und alle Gedankenmitteilung angewiesen sind, während er hinwieder dem Gedankenwachstum und dem Gedankenwandel mit eigenem Zunehmen und Wechsel unmittelbar sich anschliesst, die Sprache.

Welche Arten schriftlicher Quellen zu sondern sind, hat oben der erste Abschnitt dargelegt. Hier ist von der Arbeit zu handeln, die die Philologie an ihnen vollzieht, nur dass auch von dieser Aufgabe ein Teil im Vorstehenden bereits Erledigung gefunden hat. Jene Arbeit pflegt man in kritische und hermeneutische zu scheiden, und diese Bezeichnungen sollen auch hier festgehalten werden. Es empfiehlt sich aber zunächst zu sagen, in welchem Sinne sie gelten sollen.

In allem, was schriftliche Quelle für den Philologen sein soll, muss eine Art Zeugenaussage vorliegen, die für die Bildung unserer Erkenntnis als mehr oder minder bedeutsam in Betracht kommen kann. Die Philologie beschäftigt sich mit solcher Aussage kritisch, insofern sie a) festzustellen sucht, ob diese, so wie sie vorliegt, auch der Meinung dessen entspricht, von dem sie ausgeht, und wenn dem so nicht ist, ihr die ursprüngliche Gestalt zurückzugeben sich bemüht (Textkritik), oder insofern sie b) sich Rechenschaft darüber giebt, für welcher philologischen Fragen Beantwortung jene Aussage in Erwägung gezogen werden darf und soll (litterarhistorische Kritik). Sie ist hermeneutisch tätig, indem sie a) die Aussage nach ihrem Wortlaut im einzelnen, nach ihrem Zusammenhang, ihrer Ordnung verständlich macht (grammatische oder lexikalische Interpretation, Deutung des Redezusammenhangs, der künstlerischen Redeform), indem sie b) je nach Bedürfnis darlegt, was an Lebensformen, geschichtlichen Vorgängen, gemeinem Gedankenschatz, schulmässiger Bildung der Urheber der Aussage denen geläufig sich gedacht hat, an die diese sich wendet (sachliche Interpretation), indem sie endlich c) das Denkmal als Ganzes im Hinblick darauf kennzeichnet, was inmitten der Zeit, der Gattung, vielleicht einer Reihe nach Urheber oder Tendenz verwandter Denkmäler, denen es zugehört, seine Besonderheit, seine Bedeutung für die geschichtliche Betrachtung ausmacht (individuale Charakteristik).

Es versteht sich, dass diese verschiedenen Arten philologischer Tätigkeit sich durchaus nicht immer gesondert betreiben lassen, dass ihnen ein Denkmal etwa in der Reihenfolge zu unterwerfen, in der sie eben aufgezählt sind, kaum jemals tunlich ist, dass sie vielmehr fortwährend ineinander übergreifen. Textkritik ist nicht ausführbar, wo die Interpretation so ohnmächtig oder unsicher dasteht, wie etwa gegenüber dem Kehrreim der «ältesten Alba» (Zts. f. deutsche Phil. XII 333; Lit.-Bl. f. german. u. roman. Phil. 1882 Sp. 37; Germania XXVI 415; Studj di fil. rom. II 67; Rendic. d. R. Acc. de' Lincei, Juli 1892; Schläger, Studien ü. d. Tagelied, Jena 1895 S. 71; Studj di fil. rom. VIII 391) oder manchen Dichtungen des Arnaut Daniel (*motz qu'om non enten,* wie schon der Mönch von Montaudon sich beschwerend sagt) oder dem sogenannten *Ritmo cassinese* (Text und Verzeichnis der Deutungen bei Monaci, Crestom. ital. S. 17); litterarhistorische Kritik ist wiederum in vielen Fällen auf Anhaltspunkte angewiesen, welche ihr sorgfältige Sachinterpretation gewährt, wie etwa bei der Erörterung der Frage sich gezeigt hat, wann der berühmte Contrasto «*Rosa fresca, aulentissima*» gedichtet sei, s. D'Ancona, Studj sulla lett. ital., Ancona 1884, S. 241 ff.; es ist lexikalische Interpretation von sachlicher vielfach gar nicht zu trennen, wie jeder Erklärer erfährt, der in seinem

Texte auf Bezeichnungen ausser Übung gekommener Geräte, Gebräuche, Einrichtungen stösst, und immer deutlicher erkennt, je öfter er prüft, ob der Sinn eines alten, eines fremden Ausdrucks sich auch in der Tat decke mit dem des heute üblichen, des eigenen Wortes, das der Übersetzung sich zunächst darzubieten scheint; es ist die individuale Charakteristik nicht zu scheiden von der Lösung von Aufgaben, die der litterarhistorischen Kritik gestellt sind, die Besonderheit einer bestimmten Posse Molières nicht zu erfassen, wofern nicht erfasst sind das Wesen der Gattung, der sie angehört, der Charakter, den diese in Molières Zeit angenommen hat, die Eigentümlichkeit des Dichters, wie sie sich in der Gesamtheit seiner Schöpfungen offenbart, die Form, in der etwa der Stoff ihm bereits gestaltet vorlag; und andererseits sind doch die Hintergründe, vor die wir des Dichters einzelnes Werk stellen, selbst erst wieder gewonnen durch Zusammenfassung des Gemeinschaftlichen, das wir in individual charakterisierten Einzelwerken vorgefunden haben. So hat denn die Gegenüberstellung von Kritik und Hermeneutik und die innerhalb des Bereichs jeder dieser Künste vorgenommene weitere Scheidung zwar nicht bloss theoretische Bedeutung, denn in der Tat handelt es sich ja dabei um Lösung verschiedener Aufgaben mit verschiedenen Mitteln, aber doch um eine Sonderung von Tätigkeiten, die in der Praxis je nach der Beschaffenheit der Aufgaben in den verschiedensten Weisen sich zusammengesellen können, von denen einem Denkmal gegenüber die eine oder die andere ganz überflüssig werden, einem andern gegenüber unumgänglich sein kann.

I. TEXTKRITIK.

Eine Meinung, einen Willen kann der, der durch ein schriftliches Denkmal zu uns spricht, auch in Bezug auf die Art der schriftlichen Darstellung, auf die Schreibweise gehabt haben. Vielleicht folgte er, wenn er selbst schrieb, ohne weitere Überlegung einem um ihn bestehenden Gebrauche, hielt sich an ein so oder so zu stande gekommenes, ihm überliefertes Verfahren; vielleicht aber bestand ein solches für seine Sprache, für die Mundart, deren er sich bediente, überhaupt noch nicht, oder es bestand, ohne dass er Kenntnis davon hatte, und er hatte selbst zuzusehen, wie er die Schriftzeichen, die er zur Darstellung etwa des Lateinischen oder einer germanischen Sprache zu verwenden pflegte, am besten einem neuen Zwecke dienstbar machte[1]. Oder seiner Auffassung von Aufgabe und Leistungsfähigkeit einer allgemeinen Volksschrift entsprach nicht, was er als solche vorfand, er sagte sich davon los und versuchte die Volksgenossen für eine neue Schreibweise zu gewinnen, die wenigstens er vorderhand zur Anwendung brachte[2]. Vielleicht liegt auch — und meistens hat ja der Philologe mit diesem Sachverhalte zu tun — das Denkmal nicht in der Niederschrift dessen mehr vor, der in ihm spricht; ein anderer hat, was ihm vielleicht nur durch mündliche Mitteilung zugekommen ist, nach eigenem Gutfinden in Schrift gebannt, oder hat eine geschriebene Vorlage so nachgebildet, wie es seiner Übung, dem Brauche seiner Zeit und Heimat entsprach. Oder es ist durch Herausgeber lange nach der Zeit

[1] Man denke etwa an Nitharts oder seines Gewährsmanns Niederschrift der Strassburger Eide, die uns übrigens selbst nur abschriftlich erhalten ist, an die Schreibung romanischer Einzelwörter in den Kasseler und in andern Glossen, zusammenhängender Rede noch in den Handschriften des Alexiusliedes.

[2] Hierfür mögen die eigenwilligen Bemühungen Meigrets oder Baïfs in Frankreich die Trissinos in Italien als Beispiele dienen.

der ersten Niederschrift dem Denkmal, dessen Wortlaut möglichst viele möglichst leicht kennen lernen sollten, von den Besonderheiten der ursprünglichen Schreibweise genommen worden, was die anders gewöhnten Leser aufhalten und zerstreuen mochte, wie denn z. B. die Schreibweise der verbreiteten Dante-Ausgaben, die Wittesche durchaus nicht ausgenommen, von derjenigen einiger diplomatischen Handschriften-Abdrucke oder der bei Barlow, *Critical, historical and philosophical contributions to the study of the D. C.*, London 1864 gegebenen Proben aus vielen alten Handschriften nicht weniger weit sich entfernt, als die der neuen Ausgaben der sogenannten französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts von derjenigen, die sich in den Faksimiles der Albums zu jedem der *Grands Écrivains* der Hachetteschen Sammlung als die ursprüngliche erkennen lässt. Die Textkritik bemüht sich festzustellen, inwieweit auch in seiner sichtbaren Gestalt ein Denkmal der Meinung dessen entspricht, von dem es seinem Inhalte nach ausgeht, und inwiefern andere Meinung, fremder Wille sich in der Schreibweise kundgiebt, die in ihm betätigt erscheint. Die Sprachgeschichte vorzugsweise hat von der Beantwortung der Fragen nach Alter und Ursprung und Dauer bestimmter Schreibweisen Nutzen zu ziehen (andererseits bei ihr sich auch zu beteiligen), da sie doch, womit sie arbeitet, zum grossen Teil nur in schriftlicher Fassung von oft vieldeutigem Werte vorfindet. Aber auch in anderer Beziehung giebt die Zusammenfassung der Antworten auf kritische Fragen dieser Art wichtige Aufschlüsse: Nicht allein der Wandel der Sprache kann sich im Wandel der Schreibweise spiegeln, sondern auch Wandel in der Auffassung der Sprache, in der Empfindlichkeit für Lautdifferenzen, in der Fähigkeit zur geistigen Zerlegung des Redekörpers in Teile und Teilchen, Wandel im Verständnis der Sprachgeschichte, Wandel im Urteil über das, was Sprache und was Schrift dem Volke sein sollen. Dass die Art der Schreibung bisweilen zu entscheiden die Möglichkeit gewährt, ob ein Schriftstück von der Hand einer bestimmten Person herrühre oder nicht, dass in dieser Beziehung sogar die Schriftzüge in ihrer individuellen Besonderheit von Wichtigkeit sein können, mag ebenfalls erwähnt werden. Hinwieder ist zu bedenken, dass, wo irgendwelche Gründe eine vorliegende Lesung unannehmbar erscheinen lassen, die Erwägung älterer Schreibgewohnheit oft das erkennen hilft, was dem Urheber des Fehlers vorlag und von diesem nur infolge irriger Auffassung richtigen Textes verunstaltet ist. Die eigentümliche Schreibweise bestimmter Personen, einzelner Zeiten, Länder u. s. w. ist bei der Vervielfältigung der Denkmäler durch Abschrift oder Druck durchaus nicht immer völlig gewahrt worden, selbst da nur in seltenen Fällen, wo es galt dieselben philologischem Studium zugänglich zu machen. Die alten italienischen Dichter, die seit dem 15. Jahrhundert immer gedruckt worden sind, haben jeweilen das schriftliche Gewand angezogen bekommen, das am Druckort zur Zeit des Druckes dem zufällig herrschenden Brauche entsprach, und werden heute kaum anders als in heutiger Orthographie verkauft, und das gleiche gilt im ganzen von den «klassisch» gewordenen und gebliebenen Schriftstellern der übrigen romanischen Völker, nur dass diese ihre Klassiker nicht in gleich weit zurückliegender Vergangenheit finden. Aber auch was als Quelle für Geschichte des Rechts, der Staaten, der Sprache gedruckt worden ist, hat oft, je älterer Zeit es entstammt, um so mehr Eingriffe von seiten der Herausgeber erfahren, die um das Lesen zu erleichtern nach dem Brauche der eigenen Zeit die früher üblichen Abkürzungen durch die damit gemeinten Wörter oder Buchstaben ersetzen, in mehrere Wörter zerlegen, was im Original ein

Ganzes bildet, wenn ihre Zeit es so hält, bei dieser Gelegenheit Apostroph und Bindestrich einführen, Buchstaben von wechselnder Geltung *(i, u)* oder ungeregelt miteinander wechselnde *(i, j; u, v)* nur in bestimmter Weise verwendet zulassen oder mit diakritischen Zeichen (Cédille, Tréma, Accenten) versehen, den Eigennamen regelmässig grosse Anfangsbuchstaben geben, die Tonstelle in mehrsilbigen Wörtern bezeichnen, Homonymen voneinander unterscheiden, durch reichliche Interpunktion, nach späterem Brauche geregelte Anwendung von Punkt, Fragezeichen, Komma, durch Einführen von Ausrufszeichen, Gänsefüsschen, Klammern und ähnliches dem Leser die Bahn zum Verständnis ebnen, ein Verfahren, das man nur billigen kann, wenngleich bei seiner Anwendung infolge der Unzulänglichkeit der Kenntnis der durch die alte Schreibung dargestellten Sprache unendlich oft gefehlt worden ist. Wer nun wissen will, wie die alte Zeit selbst oder wie der oder jener bestimmte Mann geschrieben hat, wem darum zu tun ist auch angesichts eines in der angegebenen Weise bearbeiteten Textes eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was dem Bearbeiter vorlag, würde auf Prüfung der Originale, Handschriften, alten Drucke, Autographen allein angewiesen sein, wenn nicht, seitdem grössere Teilnahme allen Einzelheiten der Geschichte der Sprachen sich zuwendet, seitdem daher auch die ursprüngliche Schreibweise zu kennen wichtiger erscheint, in grosser Zahl Denkmäler geringeren Umfangs oder Proben aus umfangreichern in genau nachzeichnender Vervielfältigung (Faksimile) oder photographisch nachgebildet vorlägen, nicht auch Typendrucke in möglichst engem Anschluss an handschriftliche Vorlagen die Handschriften in einem Masse ersetzten, das die Autopsie in manchen Fällen überflüssig erscheinen lässt; endlich Neudrucke schwer erreichbare alte Originaldrucke verträten. Von Faksimiles seien etwa angeführt die des Fragments von Valenciennes in Génins Ausgabe des Rolandsliedes oder in Koschwitz' *Les plus anciens monuments de la langue française,* Leipzig 1902, aus den Büchern der Könige in Leroux de Lincys Ausgabe, aus dem Oxforder Psalter, aus Benoits Chronik in Michels Ausgaben, des *Ritmo cassinese* in der Rivista di filol. rom. II, aus der Reimchronik vom Albigenserkrieg bei Fauriel, aus den *Leys d'amors* bei Gatien-Arnoult, aus dem *Cancionero de Baena* in Ochoas Ausgabe; von Photographien die des ganzen Oxforder Rolands besorgt durch Stengel, sizilischer Denkmäler in Boehmers Rom. Studien III 158; von Photolithographien und Heliotypien die der vollständigen ältesten Denkmäler des Französischen durch die Société des anciens textes 1875, des gesamten Spiels von der h. Agnes durch Monaci 1880, die von dem nämlichen Gelehrten besorgten *Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filol. neolatina,* die der Lyoner Handschrift eines provenzalischen Neuen Testamentes durch Clédat 1887, die einer Probe aus den galloitalischen Predigten bei Foerster in Boehmers Rom. Studien IV 36, aus dem Cambridger Psalter in Michels Ausgabe, die der altfranzösischen Apokalypse durch Delisle und Meyer 1900; von sogenannten diplomatischen Abdrucken die der ältesten französischen Denkmäler durch Koschwitz, durch Stengel, durch Koschwitz und Foerster, der des Oxforder Roland durch Stengel, des Venezianer Roland durch Kölbing, derjenige der «Reise Karls» durch Koschwitz, derjenige der sämtlichen Handschriften der Enfances Vivien durch Wahlund und v. Feilitzen, der des portugiesischen Liederbuchs der Vaticana durch Monaci und der eines italienischen der nämlichen Bibliothek durch Satta und Egidi für die Società filol. romana, die sich Auflösung der Abbreviaturen erlaubenden altfranzösischer Lieder durch Wacker-

nagel, durch Brakelmann in Herrigs Archiv Bd. 41, durch Jacobsthal in Gröbers Zeitschrift Bd. 3, provenzalischer durch Mahn, italienischer durch Molteni und Monaci im Propugnatore, der *Conti di antichi cavalieri* durch Pasq. Papa im Giorn. stor. della lett. ital. Bd. 3; von buchstäblicher Wiederholung alter Drucke die Unternehmungen von Crapelet, Tross und andern gelehrten Druckern in Frankreich, von Foerster, Vollmöller, Stengel in Deutschland, die Wiederholung der ältesten Danteausgaben durch Lord Vernon, der ersten Ausgabe des Orlando furioso (1516) durch Giannini (1875), des alten Druckes des *Cantare di Fiorio e Biancifiore* durch Hausknecht in Herrigs Archiv Bd. 71.

2. In zahlreichen Fällen ist fraglich, ob die Sprachform, in der ein Denkmal vorliegt, die ursprüngliche sei. Die, welche es durch seinen Urheber erhalten hat, kann für ein fremdes Volk, dem das Denkmal um seines Inhaltes willen zugeführt wurde, mit einer fremden vertauscht worden sein; es kann uns also statt eines Originals eine Übersetzung vorliegen, wie dies etwa von dem provenzalischen Ferabras[1], von der französischen Fassung der Gesetze Wilhelms des Eroberers gilt[2]. Für die 1841 durch Pidal bekannt gewordene altspanische *Vida de s. Maria Egipciaca* hat die bald vermutete französische Urgestalt 1863 Mussafia in den Sitzungsberichten der philos. hist. Klasse der Wiener Akademie Bd. XLIII nachgewiesen. Vielleicht ist zu einer Zeit, da es eine Sprache als gemeinsames Werkzeug litterarischen Ausdruckes für das ganze Volk nicht gab, ein Schriftwerk in der Mundart, deren sich sein Verfasser bedient hatte, in anderen Teilen des Volksgebietes zu fremdartig erschienen und darum so umgewandelt worden, dass es dem Idiom eines neuen Volksteiles entsprach, und leicht kann es geschehen sein, dass nur die abgeleitete, nicht die erste Gestalt des Werkes sich erhalten hat. Nicht selten auch hat es sich gefügt, dass Werke von andauernder Beliebtheit im Laufe langer Zeiträume von einem Geschlechte dem andern in jedesmal sich verjüngender Sprachform abgenommen sind und der späteren Forschung in einer Gestalt vorliegen, die von der ersten wesentlich abweicht. Sind Zeit und Ort des Ursprungs bekannt, so wird vielleicht an Denkmälern gleichen Alters und gleicher Heimat, für die irgendwelche Abweichung von der zeit- und landesüblichen Sprache anzunehmen kein Grund ist, eine Norm gegeben sein, welche erkennen lässt, ob und wo die Überlieferung das Ursprüngliche mit Fremdem vermischt hat, eine Anweisung, nach der etwa das Verlorne sich wiedergewinnen liesse, wie denn z. B. Natalis de Wailly (aber erst in seiner Ausgabe von 1868) den Text des Joinville den Urkunden aus des Verfassers Kanzlei nachgebildet hat. In anderen Fällen wird aus dem sorgfältigen Studium des Werkes selbst Sicheres über seine erste Gestalt sich ergeben: Dichterische Werke fügen sich Umgestaltungen der angegebenen Art weniger leicht als prosaische; Versmass und Reim verwehren oft die Umsetzung in eine andere Mundart, indem Wörter, die in der einen tadellos reimen, in der andern ganz verschiedene Reimlaute (Vokale oder Konsonanten) zeigen, oder indem Formen, die älterer Zeit angehören, in späterer solchen Formen weichen, die in den Vers statt jener eingeführt, dessen Mass ändern. Sehr oft nun haben Umarbeiter zwar da, wo Vers und Reim es zuliessen, ihr Werk der Umsetzung in

[1] Herausgegeben von I. Bekker 1829, nicht ohne weiteres zusammenfallend mit der später gefundenen altfranzösischen Fassung.

[2] Diese selbst ist wieder ins Lateinische übertragen worden, s. *Lois de Guillaume le Conq. en français et en latin* p. p. J. Matzke, Paris 1899 und *Romania* XXIX 153; s. auch F. Liebermann in *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* CVI 113 ff.

fremde oder spätere Formen unbedenklich getan; wo dagegen nicht, das Alte festgehalten, also lieber Ungleichheiten der Sprachform sich gefallen lassen, als zu gänzlichem Aufgeben des überlieferten Wortlautes und zum Aufsuchen eines neuen sich entschlossen. Derartige Ungleichheiten können die Frucht der Umarbeitung sein, und wenn das Einführen gleichmässiger Formen nirgends auf Schwierigkeiten stösst, so ist seine Berechtigung wenigstens wahrscheinlich. Von den Formen *-ere* und *-eres,* die dem lateinischen *-ator* entsprechen, ist erstere die ältere; ein Bearbeiter kann vielleicht an zahlreichen Stellen die letztere einführen, ohne dass sich eine Schwierigkeit ergiebt; reimte aber im Original einmal *emperere* mit dem Singular *la mere,* der nie ein *s* haben kann, so musste er hier bei *emperere* bleiben; nicht minder, wenn im Versinnern ein vokalisch anlautendes Wort auf *emperere* folgte, weil dieses dann sein auslautendes *e* durch Elision verlor, was für *emperetes* in guter Zeit nicht gelten konnte. Ist nun *-ere* durchweg einzuführen, dagegen *-eres* zu beseitigen möglich, so spricht jedenfalls viel dafür, dass *-ere* das Ursprüngliche sei. Ein anderer Fall: Von gewissen Formen, die in einer Mundart völlig richtigen Reim abgeben und dazu dem Wesen ihrer Funktion nach ungesucht in der Rede häufig sich einstellen, verwende ein Dichter durchgehends ausschliesslich die, welche auch in einer anderen Mundart reimen, und meide die, welche in dieser andern nicht reimen. Unzweifelhaft begründet dies einen Anspruch derjenigen anderen Mundart auf das Gedicht, deren Besonderheit einen solchen Sachverhalt erklärlich macht. Es liege ein Reimwerk in der Form einer Mundart vor, die der zweiten Person des Singulars im Imperfectum des Indicativus überall die Endung *-oies* giebt, es zeige sich aber, dass solche zweite Personen nur so in den Reim gebracht werden, dass entweder beide Verba *-abas* oder beide *-ebas* als lateinische Endung haben würden, so spricht dies für ursprüngliche Abfassung in einer Mundart, für die *-abas* und *-ebas* nicht die nämlichen Nachfolger hatten.

Wie glücklich aber auch im einzelnen Falle für die Beantwortung kritischer Fragen der in Rede stehenden Gattung die Verhältnisse liegen, wie viel Denkmäler sicherer Zeit, sicherer Heimat, sicherer Integrität und dazu lehrreichen Inhalts uns zur Verfügung stehn mögen, bei allen Fortschritten, die unsere Kenntnis der alten Mundarten, ihrer Grenzen, ihrer Entwicklung gemacht hat und machen wird, dies alles kann noch lange nicht allen Schwierigkeiten ein Ende machen, die die Kritik der Sprachform zu überwinden hat, wo ihr nicht eine durch den Autor selbst beglaubigte Niederschrift vorliegt. Denn da die Schriftsprache auch innerhalb kleiner Kreise nie eine völlig identische ist, so lange nicht eine schulmässig erlernte Landessprache alle Volksgenossen sich unterwirft, da andererseits aber, lange bevor es zu solcher Alleinherrschaft kommt, diese langsam sich vorbereitet, und die verschiedensten Kompromisse möglich und erweislich sind, da ferner das schreibende Individuum durch Lebensverhältnisse, Wechsel des Wohnorts, Einwirkung des Lesens fremder Schriften um die Reinheit der eigenen Mundart gebracht sein kann, so wird auch die genaueste Kenntnis der Sprache von Zeit- und Ortsgenossen einer Person, selbst wenn diese Sprache in sich eine gleichmässigere wäre, als man sie je vorfindet, noch nie für eine Kenntnis der Sprache gelten dürfen, deren jene Person selbst sich schriftlich bediente. Dazu kommt für alle ältere Zeit die Unsicherheit der schriftlichen Darstellung, die für Gleiches durchaus nicht immer gleiche Bezeichnung anwendet, dafür aber oft genug gleiche Bezeichnung für Ungleiches. Daher denn die vielen oft schwer zu erledigenden Kontroversen, wie sie über die Sprache der

«sicilianischen» Dichterschule, die echte Sprachform der ältesten französischen Denkmäler, die Autorität der Handschriften des Girart de Roussillon, die Annehmbarkeit von Mundartmischungen in gewissen Werken und das Recht zur Aufstellung einheitlich geregelter Texte sich ergeben haben[1]. Zu voller Sicherheit wird in zahlreichen Fällen nie zu kommen sein. Ob aber die Lage der Dinge erlaube, einheitlichen Charakter der Sprache eines Denkmals wenigstens in gewissen Hauptzügen zu erweisen, soll unter allen Umständen untersucht werden; und diesen in kritischen Ausgaben zur Darstellung zu bringen soll uns der Umstand nicht abhalten, dass frühere Zeiten keinen Wert darauf gelegt haben zu Niederschriften zu gelangen, in deren ebenmässiger Haltung das Ebenmass angeborner oder angelernter Sprache sich abgespiegelt hätte. Arbeiten der bezeichneten Art sind vorzugsweise an altfranzösischen Texten ausgeführt, so durch G. Paris am Alexiusleben und an den von ihm wiederholt herausgegebenen *Extraits de la Chanson de Roland*, durch Mall am Computus des Philippe de Thaon, durch Suchier an der normannischen Reimpredigt, durch Foerster an den Werken Crestiens, durch Warnke bis zu einem gewissen Masse in denen der Marie de France. In neuerer Zeit warnen manche wieder vor Versuchen dieser Art, so Foerster in seinem Cliges (1884) S. XLVII, Ebeling in seiner Auberee S. 161 und im Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. CIII 414, wo er noch weitere nennt, die ihm zustimmen, Herzog im Lit. Bl. 1903, 18 u. 19; andere sind freilich durch keine Hitze der Erörterung davon abzubringen, dass für die «Uniformierung» noch anderes sprechen könne als die Gewohnheit, die der Besuch der heutigen Volksschule bei uns zustande bringen soll, s. Deutsche Lit. Zeitung vom 26. Juli 1884, Prov. au vilain S. XXVI. An älteren italienischen Texten ist oft und gründlich genug «uniformiert» worden, aber mehr mit Anpassung an heutige Gewohnheit als zum Zwecke der Durchführung dessen, was der Sprache und der Schreibweise der Zeit und des Ortes der Entstehung gemäss erschienen wäre. Der neueste Herausgeber des Guittone von Arezzo hat eine Behandlung seiner Texte im letzteren Sinne zwar erwogen, schliesslich aber darauf verzichtet, s. Fl. Pellegrini in *Le Rime di Fra Guittone d'Arezzo*, Bologna 1901, Bd. I S. VIII.

3. Auch wer eigene Rede in Schrift bannt, ist nicht völlig vor Fehlern sicher, die, jenseits blosser Inkonsequenz in der Wahl zwischen gleichbedeutenden Zeichen oder Wortformen liegend, eine Beeinträchtigung des gemeinten Sinnes zur Folge haben. Gerade vertraute eigene Gedanken, selbstgeschaffenen Wortlaut glaubt, der geschrieben hat, oft auch beim Nachprüfen da zu lesen, wo seine Niederschrift doch ein Zeichen, ein Wort oder mehr übergangen, das Richtige mit Falschem vertauscht hat; und die Durchsicht, welcher der Verfasser die Abschrift eines Kopisten oder die Arbeit seines Druckers unterworfen hat, gewährt darum, weil sie von dem ausgeführt ist, der am genauesten weiss, was gelesen werden soll, durchaus nicht immer die sicherste Bürgschaft, dass auch wirklich zu lesen stehe, was seiner Meinung entspricht. Darum bietet aber die Niederschrift fremder Rede, die dem Schreibenden vorgesprochen wird, oder die dieser seinem Gedächtnis fest eingeprägt zu haben glaubt, oder die ihm in zuverlässiger schriftlicher Fassung vorliegt, keineswegs höhere Sicherheit. Je vollständiger er den richtigen Wortlaut und den Sinn des Textes sich zu

[1] Über Streitfragen solcher Art handeln z. B. Gaspary, *Die sicil. Dichterschule*, 1878 S. 140; Koschwitz, *Commentar zu d. ältesten franz. Sprachdenkmälern*, 1886; P. Meyer, *Girart de Roussillon*, 1884 S. CLXXX; Rajna in *Zts. f. rom. Philol.* XI 159.

eigen gemacht hat, um so mehr ist er der Gefahr ausgesetzt, die Fehler zu begehen, die sich auch ein selbst schreibender Verfasser zu schulden kommen lässt; sein Gedächtnis kann ihn in Nebensächlichem, aber auch in Wichtigerem täuschen, er kann den zutreffenden Ausdruck in den weniger glücklichen verwandeln, das Eigentümliche durch das Landläufige ersetzen, kann in der Ordnung der Teile des Originals Umstellungen vornehmen, die, ohne gerade Sinnlosigkeit zu erzeugen, doch die Schönheit des Ganzen mindern. Und tut er seine Arbeit ohne Überlegung, so kann er völlig Verkehrtes schreiben, weil er etwa Vorgesprochenes missverstanden, weil er Geschriebenes falsch gelesen hat, oder indem er Wörter, Sätze, Seiten, Blätter überspringt, indem er bereits Geschriebenes wiederholt, in Unordnung geratene Blätter oder Hefte der Vorlage in falscher Folge wiedergiebt. Noch weiter tut sich das Tor für das Eindringen der mannigfaltigsten Entstellungen auf, wenn die Mundart des Schreibers von der des Verfassers verschieden ist, wenn der erstere gar der Sprache des letzteren nicht hinlänglich mächtig ist, um prüfen zu können, ob was er schreibt einen erträglichen Sinn hat, den Forderungen des Versmasses, des Reimes Genüge tut, und er dabei doch nicht bei blossem Nachmalen der Schriftzüge sich bescheidet; oder vollends wenn der Schreiber im Glauben an eigenes litterarisches Vermögen oder in wirklichem Besitz einer gewissen Fähigkeit übernommene Gedanken selbständig zu formen, Vorgefundenes durch Eigenes, nahezu Gleichwertiges zu ersetzen oder um Neues zu mehren, dem Triebe zur Selbsttätigkeit die Zügel schiessen lässt, umarbeitet, interpoliert; oder wiederum den eigenen Kunstverstand zur Richtschnur nehmend tilgt, was ihm müssig erscheint, während es dem Verfasser wertvoll war, ob er dabei auch immer noch bei kleinen Vergewaltigungen stehen bleibe, den Bau des Textes im ganzen und grossen unangetastet lasse.

Von allen Arten der Verderbnisse, die aus den eben angeführten Ursachen hervorgehen können, Beispiele zu geben, würde nicht schwer halten, aber viel Raum in Anspruch nehmen. Weniges muss hier genügen. Oftmals ist ein Endkonsonant ungeschrieben geblieben, wenn er dem Anfangsbuchstaben des nächstfolgenden Wortes gleich war: statt *nes* «sogar» schrieb man wohl *ne* «noch» vor *se* «wenn», s. Lit.-Blatt 1880 Sp. 306, *bien entent* statt *bien n'entent*, ebenda. Die fünf Zeilen der letzten Strophe eines provenzalischen Gedichtes auf die h. Magdalene verteilte aus Mangel an Raum am Ende der dritten (letzten) Kolumne der Schreiber so, dass er die erste Zeile unter die erste Spalte des Blattes, die zweite unter die zweite Spalte, nur die letzten drei ans Ende der dritten Spalte setzte; so fanden sich unter den dreiundzwanzig Strophen, die alle fünfzeilig sein sollten, eine achte und eine sechzehnte von je sechs und eine letzte von bloss drei Zeilen. Ob der Fehler in eine Abschrift übergegangen ist, steht dahin; sicher aber hat Grosson die Verstellung nicht wahrgenommen, als er das Gedicht im *Almanac historique de Marseille* 1773 abdruckte. Von Strophenverstellungen in Trobadorliedern sind Beispiele gegeben in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1885 S. 943, wo auch Peire Vidals *Anc no mori* hätte angeführt werden können. Mangel an Vertrautheit mit der Sprache der Vorlage hat verschuldet, dass in der zehnten Novelle des vierten Tages des Decameron der richtige salernische Amtstitel *stratico* (aus *strategus*), wie er in der Berliner Handschrift lautet, in andern Handschriften und in den Ausgaben mit *stadico*, einem zwar auch italienischen aber in dem erforderten Sinne nirgends nachweisbaren Worte, vertauscht ist; s. die angeführten Sitzungsberichte 1887 S. 389; in dem Berichte über jene Handschrift sind Beispiele sehr verschiedener Arten von Abschreiber-

fehlern der früher ganz besonders hochgeschätzten Mannellischen Abschrift des Decameron vorgeführt, darunter manche auch von dem, was die deutsche Druckersprache «Leiche», die französische *bourdon* nennt, d. h. von dem Überspringen des Wiedergebenden von gewissen Worten auf eine spätere Stelle, wo dieselben sich wiederholen. Der in den besten Handschriften als *Poi ch' ei posato un poco il corpo lasso* überlieferte Vers, Inferno I 28, ist, nachdem *ei* im gewöhnlichen Gebrauche dem heutigen *ebbi* gewichen war, in Schrift und Druck mannigfach abgeändert worden. Lehrreiche Zusammenstellungen von Fällen, wo älterer Ausdruck, ältere Form, älterer syntaktischer Brauch bei der Wiedergabe von Texten dem später Üblichen den Platz geräumt hat, geben die Deputati alla correzione del Decamerone, welche der von ihnen besorgten Ausgabe von 1573 wertvolle *Annotazioni* beigefügt haben (diese sind neu gedruckt durch Fanfani 1857), so S. 9, 59, 60, 63. Ähnliches Verfahren gegenüber spanischen Texten lehren kennen Knust, Mittheilungen aus dem Eskurial, Tübingen 1879 S. 531 oder Cuervo in der Vorrede seines *Diccionario de construcción y régimen,* Paris 1886 I S. XLVII. Wie wenig man Bedenken trug sich zu weitgehenden Änderungen an einer Vorlage auch zu bekennen, zeigen unter anderem die Worte eines der frühesten Bearbeiter des Romans von der Rose, der 1290 sagte: *Si ai en maint lieu moult ostees De paroles et adjoustees, C'on puet bien vëir et savoir,* Hist. litt. de la France XXIII 56.

Lange Reihen von Zwischengliedern trennen oft den Urtext von dem, was der Forschung heute noch als schriftliche Quelle vorliegt; von einem zum andern kann die Zahl der Fehler sich gemehrt, zu Fehlern einer bestimmten Art, kann die nächste Abschrift, der nächste Druck solche einer neuen Art hinzugebracht haben; ein späterer Text kann zwar Irrtümer seiner Vorlage beseitigt, andere aber belassen, neue eingeführt haben; in mehr als einem Falle hat man sich zu der Annahme genötigt gesehen, ein handschriftlicher Text habe mehr als bloss eine Vorlage gehabt, sei das Ergebnis gleichzeitiger, vergleichender Benutzung mehrerer Texte, in welchem Falle gerade die grössere Umsicht beim Aufstellen eines Textes das Unechte gemehrt haben könnte. Hinwieder ist es oft genug geschehen, dass im abgeleiteten Texte unverkennbar Falsches seiner Vorlage nicht wiederholt, sondern durch Annehmbares ersetzt ist, aber nicht durch das Richtige; in jenem Falschen hätte man vielleicht eine Weisung finden können, wie das Ursprüngliche durch Vermutung zu treffen sei; das Annehmbare giebt keinen Anlass nach Besserem auch nur zu suchen.

Ob nun die Textkritik Überliefertes als fehlerhaft anzusehen habe, ist nicht immer leicht zu entscheiden. Wenn ein Denkmal einer Zeit, einem Gebiet angehört, dessen Sprache lexikalisch und grammatisch nur wenig bekannt ist, so wird ein unerhörtes Wort, eine noch nie gefundene Form nicht ohne weiteres Änderungen rechtfertigen; ein Wort wie *mellesme* im *Chastoiement* XX 116 könnte, so wenig es anderwärts begegnet, am Ende doch bestanden haben und das sein, wofür der Herausgeber und nach ihm Burguy und Godefroy es angesehen haben[1]; *ses peeus,* was nach S. XLVI im Roman des Sept Sages 1371 in der Handschrift steht, schien A. Keller ganz unannehmbar und wurde von ihm mit *s'espeuse* «sein Weib» vertauscht, obschon dies weder der Zusammenhang noch die Grammatik empfahl; seitdem ist *peel* (= lat. *pedale*) «Socke», was durch den Gebrauch von *pedule*

[1] Inzwischen hat man durch Roesles Abdruck des Gedichtes aus der Maihinger Handschrift, München 1898, erfahren, dass diese *Des mieldres mos* statt *Del mellesme* bietet; was die übrigen drei, weiss man noch nicht.

an der entsprechenden Stelle der italienischen Version nahe genug gelegt war, auch anderwärts gefunden (Romania XXV 325), und an *ses pecus* wird niemand mehr Anstoss nehmen; auch *scirupo* oder *scinipo* bei Uguçon aus Lodi kann noch einmal Bestätigung und Erklärung finden, so wenig man sie jetzt dafür kennt. Dass Reim oder Assonanz in gewissen roheren Dichtungen zur Anwendung von Wortgebilden und Flexionsformen veranlasst haben, die als sonst nicht oder in anderem Sinne übliche unter anderen Umständen beanstandet werden müssten, ist bekannt; s. Andresen, Über den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzösischen Dichter, Bonn 1874, und G. Paris in Romania IV 280. Altfranzösische Plurale mit tonlosem *e* als Kennzeichen des Numerus haben das Anstössige lange verloren, das sie für die Herausgeber z. B. des Rolandsliedes anfangs hatten. Nicht anders verhält es sich mit syntaktischen Erscheinungen: in altfranzösischen oder provenzalischen Denkmälern, die im übrigen zwei Casus sorgsam unterschieden, durfte man Anstoss nehmen an der Verbindung einer Präposition mit dem Nominativ; jetzt weiss man, dass *por* oder *a* mit dem Nominativ unter bestimmten Umständen, unter anderen *de* mit dem nämlichen Casus durchaus gebräuchlich ist und keine Abhilfe verlangt (s. Tobler, Verm. Beitr. I^2 270); man weiss, dass ein Imperativ in einem mit *que* eingeleiteten Satze nicht unmöglich war, so wenig er heute in der Schriftsprache vorkommen wird (s. ebenda 27); manche syntaktische Erscheinungen, die bei Boccaccio Anstoss geben können, hat Mussafia in der Rivista ginnasiale, Milano 1857/58 als des Verfassers Sprachgebrauche gemäss, als Nachlässigkeiten, die er sich öfter zu schulden kommen liess, erwiesen. Nicht anders steht es mit Vorkommnissen, über deren Zulässigkeit wir nach Massgabe unserer Kenntnis der jeweilen für Versbau und Reim geltenden Gesetze zu entscheiden haben: Da wir über den Bau des zehnsilbigen Verses bei den Provenzalen des zehnten Jahrhunderts nur durch den Boeci unterrichtet sind, bleiben unsere Bemühungen diesen Text nach den Forderungen späterer Zeit metrisch zu gestalten, immer einigermassen dem Vorwurf ausgesetzt, sie hätten nur theoretische, nicht historische Begründung. Bezüglich der Möglichkeit, dass ein elidierbares auslautendes *e* mehrsilbiger Wörter im Altfranzösischen vor vokalischem Anlaute unelidiert bleibe, ist allmählich manches ermittelt, das uns heute abhält, Änderungen vorzunehmen, wo man sie früher für unabweislich gehalten hätte; ob freilich Hiate, die sich so ergeben, in dem Umfang zuzulassen seien, wie Foerster (zu Ch. lyon 212) es bei Crestien noch 1887 wollte, steht dahin; die sehr zahlreichen, die Schwan (Rom. Stud. IV 369) bei Beaumanoir für annehmbar hielt, hat Suchiers Ausgabe sämtlich beseitigt. Auch was, wenngleich verständlich, sprachrichtig und gegen Versmass und Reim nicht verstossend, doch dem Sinne nach verwerflich sei, hat man natürlich von möglichst ausgedehnter Kenntnis des gesamten schriftstellerischen Verfahrens aus zu entscheiden, das der Zeit, der Heimat, der Gattung, dem Stande und der Bildung des Verfassers entspricht. Grobe Konstruktionswechsel, wie sie ein wohlgeschulter höfischer Erzähler sich nie erlaubt hätte, brauchen in einem rohen Fablel nicht zu überraschen. Widersprüche in Zahlangaben über die Teilnehmer an einer kriegerischen Unternehmung, die man bei Robert de Clary nicht würde dulden können, wo er aus genauer Kenntnis berichtet, können bei dem Dichter einer *Chanson de geste*, für den es wenig ausmacht, ob er sich vierzig- oder sechzigtausend Heiden vorstellt, sehr wohl ursprünglich sein. Dichter des Mittelalters verfallen in Anachronismen, an die man bei all ihrer Wunderlichkeit nicht rühren darf: Alexander der Grosse erhält, da er den Ritterschlag

empfängt, einen Helm, den einstmals Artus getragen hat (bei P. Meyer I S. 41); am Hofe Artus spricht man von Forré, einer Person, die der Karlssage angehört, und erwähnt man Nureddins (Ch. lyon 506, 507). Hochgebildete Autoren späterer Zeit geraten in Widersprüche mit sich selbst: bei Bojardo wird der Vater Olivieros zweimal unter ganz verschiedenen Umständen ums Leben gebracht (I 28, 10 und II 24, 14); Cervantes nennt das Weib des Sancho Panza an verschiedenen Stellen ganz verschieden (s. die Ausg. des D. Diego Clemencín, Madrid 1833, I 169). Eine arge Verunstaltung eines aus dem Altertum herübergekommenen Namens, die man in dem Buche eines Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts unbedenklich als Druckfehler würde ansehen dürfen, kann in einem mittelalterlichen Texte sehr wohl dem Autor zur Last fallen, wie das z. B. für die Proverbia super natura feminarum (Gröbers Zeitschr. IX) gilt.

Es kann nun ein Text mehrfach überliefert sein, in zahlreichen, nicht durchweg gleichlautenden Handschriften, in vielen abweichenden Drucken vorliegen. Die Textkritik hat in diesem Falle festzustellen, in welcher von den mehreren Gestalten er aus der Hand des Verfassers hervorgegangen sei, und zu diesem Ende zunächst zu untersuchen, wie die Texte, die ihr zum Ausgangspunkte dienen können, sich zueinander verhalten. Leichter ist diese Aufgabe zu lösen, wo es sich um Werke handelt, die von Anfang an gedruckt in die Welt gegangen sind. Oft weiss man, ob dem Drucker eine vom Autor gutgeheissene Niederschrift oder nur eine unzuverlässige, unvollständige, fehlerhafte Kopie vorgelegen, ob letzterer selbst den Druck überwacht, gebilligt hat, welcher ältere Druck einem späteren zu Grunde liegt, welches der letzte ist, für den der Autor noch verantwortlich sein konnte, von wann ab etwa vorgenommene Änderungen nicht mehr von ihm selbst herrühren können. Auch diejenigen Herausgeber, die in Drucken die vom Verfasser stammende Ordnung der Teile umstürzen zu sollen geglaubt haben, wie z. B. manche Herausgeber von Petrarcas Canzoniere, oder denen durch Weisung der kirchlichen Obern zu tilgen oder umzuwandeln aufgegeben war, was bei diesen Bedenken erregte, wie die des Decameron oder selbst des *Cortegiano*, haben aus ihrer Handanlegung meist kein Geheimnis gemacht. Handschriftliche Texte aber geben selten selbst Aufschluss über die Einzelheiten ihres Ursprungs; so oft auch die Schreiber sich genannt haben, von der Beschaffenheit ihrer Vorlagen reden sie kaum einmal. Ob Handschriften also, und wie sie, wenn sie im ganzen denselben Text, aber doch mit Abweichungen im einzelnen bieten, die einen von den anderen abhängig seien, welche am ehesten als treue Wiedergabe von des Autors Rede gelten dürfe[1], das ist, wenn überhaupt, fast immer

[1] Übrigens können verschiedene Texte gleich echt sein, den verschiedenen Meinungen entsprechen, die bei dem Verfasser zu verschiedenen Zeiten bestanden. Ähnliche Ursachen, wie die, welche T. Tasso veranlassten die *Gerusalemme liberata* (1581) in die *conquistata* (1593) umzuwandeln, oder wie die, welche Manzoni bestimmten, die ursprünglichen *Promessi Sposi* von 1826 so umzuarbeiten, wie es in der Ausgabe von 1840 geschehen ist, mögen noch viel öfter wirksam gewesen sein als wir es bestimmt wissen. Michel de Montaigne hat 1580 von seinen *Essais* nur zwei Bücher gegeben; in der Ausgabe von 1588 erscheint ein drittes hinzugefügt, aber auch die ersten beiden sind an vielen Stellen abgeändert, namentlich erweitert, und wie wenig er die Fortarbeit an seinem Hauptwerke auch nachher aufgab, zeigen die Zusätze der unter Benutzung seines Nachlasses durch Mlle de Gournay veranstalteten Ausgabe von 1595. Rücksichtnahme auf herrschende Geschmacksrichtungen, auf Neigungen neuer Gönner, auf neu erhobene Forderungen der Kenner und ähnliches wird oft genug die Dichter dazu gebracht haben, Werke, die in einer bestimmten Gestalt bereits dem Publikum vorgeführt, vielleicht auch aus der Hand gegeben waren, tiefgehender Umarbeitung zu unterwerfen. Ronsard hat in der 1584, ein Jahr vor seinem Tode, ge-

nur aus der Prüfung des Inhalts zu erkennen. Das Alter der Handschrift, wie es die Paläographie aus dem Charakter der Schriftzüge da erschliesst, wo nicht eine ausdrückliche Datierung durch den Schreiber vorliegt, kann für sich allein darüber nicht entscheiden; eine alte Handschrift kann sehr wohl bereits eine recht gewalttätige Überarbeitung bieten, während eine junge die späte Wiederholung des verlorenen Originals sein mag. Grammatische Korrektheit allein beweist ebenfalls nichts; sie kann das Verdienst eines sorgfältigen, wohlunterrichteten Schreibers sein, dessen Vorlage dennoch eine kürzende oder erweiternde Bearbeitung des Urtextes war. Gleiches gilt von Genauigkeit des Reimes, die auf Kosten der Ursprünglichkeit der Lesart durch einen Überarbeiter herbeigeführt sein könnte, während denkbar ist, dass der Verfasser selbst Anforderungen nicht genügt hätte, die vielleicht erst nach seiner Zeit gestellt worden wären. Ein lehrreiches Beispiel solches Sachverhaltes hat P. Meyer in seiner Mitteilung über zwei Handschriften des altfranzösischen Gedichtes von den drei Feinden des Menschen (Romania XVI) gegeben. Die Kritik hat zunächst zu versuchen, ob nicht zwischen einzelnen Handschriften ein Verhältnis nächster Verwandtschaft sich erweisen lasse, dergestalt, dass eine oder mehrere als blosse Abschriften einer anderen zu betrachten seien, in welchem Falle das Abgeleitete neben der Vorlage, wenn diese noch zur Verfügung steht, für die weitere Arbeit zunächst ausser Berücksichtigung fallen müsste, oder eine Mehrzahl von abgeleiteten Texten, wenn ihre gemeinsame Vorlage verloren sein sollte, als deren Vertreter aufzufassen wären. Es müsste ein derartiges Verhältnis sich aus gemeinsamen Fehlern, Lücken, müssigen Zutaten, Übereinstimmung in entschieden nicht ursprünglichen Lesarten erweisen lassen, als welche solche zu bezeichnen sind, wie sie in den Text eingeführt sein können durch die Neigung das vielleicht nur bei angestrengtem Aufmerken, bei vollerer Beherrschung der Sprache Verständliche oder Ansprechende, das etwa nur älterem Geschmacke oder Kunstgesetze Gemässe durch unmittelbar, aber auch nur bei oberflächlicher Prüfung Befriedigendes, durch Glattes aber Stilwidriges zu ersetzen.

Ergiebt sich nicht nahe Verwandtschaft, so doch vielleicht entferntere zwischen zwei oder mehr Handschriften, d. h. es haben dieselben allerdings einen gemeinsamen Ursprung (in dem vielleicht noch nicht das Original zu sehen, der vielleicht auch nicht in einem vorhandenen Text zu suchen, sondern bloss zu erschliessen ist); aber zwischen diesem und ihnen liegen von einander abweichende Mittelglieder, welche zu dem, was auf jenen gemeinsamen Ursprung hinweist, Besonderheiten hinzugebracht haben, die von dort her nicht stammen können. Die vorhandenen oder nur zu erschliessenden Vorlagen der späteren Ausläufer sind untereinander weiter zu vergleichen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse nach Möglichkeit festzustellen, bis ein genealogischer Zusammenhang der vorliegenden Texte erkannt ist, aus dem sich ihre Übereinstimmung und ihre Divergenzen erklären lassen. Ist in einer Handschrift das Original oder dessen treue Wiedergabe erkannt, so kommen alle übrigen daneben höchstens insofern

druckten Gesamtausgabe seiner Gedichte zahlreiche Änderungen an ihnen vollzogen, die heute nicht von allen gebilligt werden, P. Corneille in den späteren Drucken seiner Stücke auf tadelnde Äusserungen anderer fast ängstlich Rücksicht genommen, V. Hugo von den Gedichten seiner ersten Sammlung, *Odes et Ballades*, manche fallen lassen, andere stark verändert. Zeiten, die eine berufsmässige Kritik noch nicht kennen, welche derartiges verlangen und herbeiführen könnte, haben an dem unmittelbaren persönlichen Verkehr des singenden oder vorlesenden Verfassers mit seinem Publikum etwas vielleicht nicht in jeder Hinsicht mit jener Gleichwertiges, aber etwas, das sich in der hier in Betracht kommenden Richtung ohne Zweifel eher mehr als weniger wirksam erwiesen hat denn jene.

in Betracht als sie einzelne Irrtümer des Originals von sich aus berichtigt haben können, die sonst die Kritik berichtigen müsste. Ist dem aber nicht so, so ist das Original aus dem zu bilden, wofür seine nächsten Ausflüsse gemeinsam zeugen; bezüglich dessen aber, was bloss durch einzelne bezeugt ist, bleibt nur übrig, zu prüfen, auf welcher Seite im ganzen in den wichtigsten Punkten (Inhalt und Stil der Rede) die treuere Überlieferung liege, und aus dem hier Gebotenen den Text zu gestalten, sollte man auch genötigt sein, den mundartlichen Charakter, die der Zeit entsprechende grammatische Form aus eigener Kenntnis dazu zu tun. Dabei kann aber die im ganzen weniger vertrauenswürdige Überlieferung, wo die bessere Befriedigendes nicht gewährt, immer noch von Nutzen sein, kann in einzelnen Fällen das Echte bewahrt haben oder neben die bessere gehalten das Auffinden der richtigen Lesart erleichtern. Dass alles Erwägen bisweilen nicht dazu gelangt eine sichere Einsicht in die Entstehung des Überlieferten und damit einen festen Boden für die Texteskonstitution zu gewinnen, hat man freilich mehr als einmal erfahren. Arbeiten der eben besprochenen Art sind auf dem Gebiete der romanischen Philologie vorzugsweise an altfranzösischen und an provenzalischen Texten vollzogen; der Gang der Untersuchung ist in lehrreicher Weise in den bereits angeführten Ausgaben von G. Paris, Mall, Foerster, an einem freilich viel zu kurzen Textstück aus 22 Handschriften von P. Meyer (Romania XVIII) dargelegt; an Trobadordichtungen haben Stimming, Canello ähnliches unternommen. Manche ältere Herausgeber haben aus der Mehrzahl ihnen etwa vorliegender Handschriften willkürlich bald die bald jene nach Massgabe des eigenen Geschmacks bevorzugt, oder eine zur Grundlage genommen und andere nur für einzelne Stellen zu Rate gezogen, wo jene Annehmbares nicht zu bieten schien. Noch ist zu erwähnen, dass zu der Überlieferung, wie wir sie bisher kennen gelernt haben, die fragmentarische kommen kann, die in alten Citaten gegeben ist, wie wir sie etwa von Crestien bei seinen Nachahmern, von Trobadors bei Matfre Ermengau und bei den alten Grammatikern finden, und die indirekte, welche in ausländischen Nachbildungen liegt, wie wir deren von französischen Werken aus Deutschland, England, Skandinavien, Italien, Spanien besitzen.

Auch bei grösster Mannigfaltigkeit des Überlieferten bleibt für manche Stellen die Kritik darauf angewiesen als Richtiges hinzustellen, worauf Vermutung, Konjektur geführt hat; wieviel mehr da, wo nur eine, vielleicht eine sehr fehlerhafte Handschrift zu Gebote steht. Auf Grund klarer Einsicht in das Ganze des Werkes, scharfen Erfassens des Zusammenhangs, sicherer Kenntnis der Grammatik, ausreichender Vertrautheit mit dem Sprachschatz gelingt es in der Tat oft ein störendes Wort so zu ersetzen, eine durch Nachlässigkeit des Schreibers oder nachträgliche Schädigung des Buches verschuldete Lücke so auszufüllen, einen sinnlosen Satz durch Umstellung oder Tilgung oder Einschaltung, ein in seiner Gedankenfolge unverständliches Lied durch andere Ordnung der Strophen so umzuwandeln, dass nichts mehr stört. Vollends überzeugen wird, was zur Rechtfertigung eines Vorschlages vorgebracht wird, wenn dafür auch der Umstand spricht, dass aus dem Vermuteten leichter als aus anderem etwa Denkbaren das anstössige Überlieferte entstehen konnte. An Beispielen trefflicher Konjekturen fehlt es nicht; gleich wenig aber würde man in Verlegenheit sein, Fälle anzuführen, wo ohne Not die Überlieferung preisgegeben, oder Unhaltbares mit nicht minder Unhaltbarem vertauscht worden ist.

4. Es kann endlich in Frage kommen, ob ein als scheinbare Einheit entgegentretendes Werk nicht etwa Elemente verschiedenen Ursprungs,

die teilweise oder sämtlich zuvor gesondert bestanden, in sich vereinige, ob nicht einzelnes als ursprünglich fremd auszuscheiden sei, hinwieder ob nicht etwas, das uns als Gesondertes vorliegt, vielleicht der willkürlich ausgeschiedene Teil eines grösseren Ganzen sei. In welchem Masse etwa die verschiedenen «Branchen» einer *Chanson de geste,* die man in Handschriften vereinigt findet oder aus Handschriften zu einem Ganzen vereinigen kann, von Anfang an als zusammengehörige Teile und durch einen und denselben ausgeführt seien, oder aber zur Einheit der Stoff zwar im Bewusstsein des Volkes zusammengefasst gewesen, die Ausführung der Teile aber das Werk verschiedener Zeiten und Personen sei, ist in jedem Falle besonders zu untersuchen; die entsprechende Frage bezüglich der stofflich zusammengehörenden spanischen Romanzen desgleichen. Dass aus dem Alexiusleben in fünfzeiligen Strophen durch spätere Erweiterung eine Dichtung in assonierenden «Laissen» geworden ist, bezweifelt, da das ältere Werk neben dem jüngeren vorliegt, keiner; in anderen Fällen kann gleiches sich zugetragen haben, die Kritik aber darauf angewiesen sein, aus Stil- und Sprachverschiedenheiten die Verschiedenheit des Ursprungs zusammengefügter Elemente erst zu erweisen. Die altfranzösischen *Proverbe au Vilain* liegen in verschiedenen Fassungen vor, die nach dem Umfange des Ganzen und nach dem Wortlaute der Strophen stark auseinander gehen: ist ursprünglich nur so viel dagewesen, als sie alle gemein haben, an diesen Kern hier so, dort anders Fremdes angesetzt worden? oder ist der Gesamtbestand an Strophen, die nach dem nämlichen einfachen Muster ausgeführt, unter sich zusammenhangslos aus den zahlreichen Handschriften zusammenzubringen sind, als ursprüngliches Werk anzusehen, das ungleichmässig verstümmelt hier und dort sich erhalten hätte? oder welches ist sonst der mögliche Sachverhalt, der die vorliegenden Tatsachen am einleuchtendsten erklärt? (vgl. über die Entstehung des *Evangile aus femmes* die Darlegungen von Mall und von Constans in Gröbers Zeitschrift Bd. 1 und 8). Die vatikanische Handschrift giebt von Crestiens *Chevalier au lyon* eine namentlich auch durch das Nichtvorhandensein gewisser keinesfalls unentbehrlicher längerer Stellen sich unterscheidende Redaktion. Ist sie hierin vertrauenswürdig? sind jene Stellen Zutaten späterer Bearbeiter, oder sind sie des Dichters Werk und durch einen Schreiber beseitigt, dessen Geschmacke die Redseligkeit Crestiens nicht entsprach?[1] Wenn der Dichter des moralisierten Ovid zwei ovidische Erzählungen, statt sie selbst zu übersetzen, in vorgefundenen französischen Fassungen seinem Werke einverleibte, so bekannte er sich wenigstens dazu (s. Romania XIII 400); der Verfasser des *Ménagier de Paris* lehnt die Ehre ab, der Urheber des Gedichts zu sein, das den Anfang des zweiten Abschnitts bildet, und nennt den seligen Jehan Bruyant als den, dem man das ganze erste Kapitel zuzuschreiben habe. Aber Jehan le Marcheant hat beträchtliche Stücke seiner Legenden von der Mutter Gottes zu Chartres dem Gautier de Coincy entnommen (s. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. N. F. III 417) und hat es darauf ankommen lassen, ob jemand des Diebstahls gewahr werde, der noch dazu durch die Verlegung der erzählten Wunder nach Chartres ein Raub auch an Soissons wurde; demselben Autor (Zeitschr. f. rom. Phil. VI 341) entnimmt die *Blastenge des Femmes* eine längere Stelle; der Erzähler des *Fablel de Guillaume au faucon* (bei Barbazan und Méon IV 409, Montaiglon II 94) borgt stillschweigend die Schilderung der Schönen aus dem *Conte dou graal* 2987 ff., und Pietro da Barsegapè hat längere Stellen aus

[1] S. darüber Foerster z. Z. 693.

dem Buche des Uguçon da Lodi in seine Reimerei aufgenommen (s. Kellers Ausgabe der Reimpredigt, Frauenfeld 1901, S. 7) und kein Wort davon gesagt, dass er sich mit fremden Federn schmücke. Wie oft kann dergleichen geschehen sein, ohne dass es bis jetzt nachgewiesen ist! Wenn die Fortsetzer zweier von Crestien angefangenen Werke oder der des Romans von der Rose oder der des Romans von Judas Makkabäus sich genannt und die Stellen bezeichnet haben, wo sie die Vorgänger ablösen, so ist anderwärts bei ähnlichen Umständen gleiches nicht geschehen, und nicht jedesmal ist die Zweiheit der Verfasser so unwiderleglich nachzuweisen, wie es durch P. Meyer für die Reimchronik vom Albigenserkriege geschehen ist. Als gesondertes Werk eines Unbekannten steht in einer Handschrift und ist als solches gedruckt (in Herrigs Archiv Bd. 64 S. 167) ein Stück, das man als Bestandteil des *Chastiement des Dames* von Robert de Blois längst gedruckt lesen konnte; und diese Unterweisung selbst ist ja hinwieder nur ein aus dem grösseren Werke des Dichters ausgelöstes Kapitel. Hier ist auch der Kritik der Sammlungen noch zu erwähnen, als einer Tätigkeit, deren Erträgnisse, an sich schon von hoher Bedeutung, durch die Dienste, die sie oft der Textkritik leisten, doppelt wichtig werden. Durch sie erfahren wir, von welchen Gesichtspunkten aus man die Wahl, die Anordnung des in Bücher zu Vereinigenden vollzog, wie einzelne Sammlungen zustande gekommen und wie sie unter einander verwandt sind, wovon dann wieder die Beantwortung der Frage abhängt, ob die in ihnen etwa gegebenen Attributionen Beachtung verdienen. Es kommt diese Art der Forschung gar nicht bloss für die handschriftlichen Sammlungen in Anwendung (für die durch Gröber, Caix, Schwan und andere Dankeswertes geleistet ist), sondern ebenso für gedruckte, die oft sehr Verschiedenartiges unter einem Titel und ohne hinreichende Auskunft über den Ursprung des Einzelnen zusammenbringen, oder auch, während sie tatsächlich, wie z. B. was früher unter dem Namen des Olivier Basselin ging, Sammlungen buntester Zusammensetzung sind, sich doch als Sammlungen der Werke eines einzigen geben. Es sei hier der sehr verdienstlichen Charakteristik der spanischen Romanceros durch F. Wolf gedacht.

II. LITTERARHISTORISCHE KRITIK.

Oben in der Einleitung dieses Abschnittes ist gewagt worden die ausserordentliche Fülle von Aufgaben, die die litterarhistorische Kritik sich zu stellen haben kann, in die eine Frage zusammen zu fassen: Worüber sagen die einzelnen Denkmäler aus, wofür dürfen und sollen sie als Zeugnisse dienen? Hier haben wir die Arten von Untersuchungen gesondert zu betrachten, die von der Kritik anzustellen sind.

1. Von hoher Bedeutung ist vor allem die Zeit, über die das Denkmal aussagt; handelt es sich doch darum von dem in der Zeit verlaufenden, sich wandelnden geistigen Leben der Völker eine Anschauung zu erlangen, zu welchem Ende den einzelnen litterarischen Tatsachen ihre Stellung in der zusammenhängenden Folge anzuweisen unerlässlich ist, unerlässlich für die Erkenntnis der Entwicklung der Sprache in Lautbestand, Formen, Satzbau, Ausdrucksvermögen, und nicht minder für die Einsicht in das Auftauchen, Walten, Zurücktreten herrschender Ideen und Bestrebungen. Nicht immer, für die älteren Zeiten (sofern es sich nicht um Urkunden im engeren Sinne handelt) sogar selten, sind die Denkmäler ausdrücklich

datiert[1]. Sind sie es nicht, so ist für die Zeit ihres Heraustretens unter die Zeitgenossen bisweilen in der Datierung einer Niederschrift, später in der des Druckes eine Grenze gegeben, nach welcher die erste Veröffentlichung nicht stattgehabt haben kann (nur dass freilich oft genug Drucke absichtlich falsch datiert worden sind). Fehlt auch diese Datierung, so kann bei Handschriften paläographische Kenntnis, bei alten Drucken oft die Vergleichung mit anderen aus derselben Werkstätte hervorgegangenen Arbeiten zu Zeitbestimmungen führen, die glaubwürdig sind, aber freilich immer einen etwas weiteren Spielraum lassen müssen. Nicht anders verhält es sich mit denen, welche sich auf die Beschaffenheit der Sprache stützen oder auf den stilistischen Charakter des Denkmals oder auf Eigentümlichkeiten des Versbaus oder der Bindung der Versschlüsse durch Gleichklang[2], bezüglich welcher Dinge noch das besondere im Auge zu behalten ist, dass Umarbeitung einer früheren Vorlage im Sinne späterer Zeit Mischungsverhältnisse herbeigeführt haben kann, die für ältere und für jüngere Entstehung gleichzeitig zeugen. Auf Grund bereits gewonnener ausgedehnter Kenntnis der in bestimmten Zeiten herrschenden Gedanken, Geistesrichtungen, Lebensgewohnheiten kann in anderen Fällen wieder mit grosser Wahrscheinlichkeit die Entstehung eines Denkmals als nur in der einen oder der anderen Periode annehmbar bezeichnet werden[3]. Hinwieder sind bisweilen in Hinweisungen eines Textes auf chronologisch bestimmte geschichtliche Tatsachen oder in unverkennbaren Bezugnahmen auf andere litterarische Denkmäler bekannter Entstehungszeit Merkmale gegeben, die verhindern, ihn über gewisse Zeitpunkte hinauf zu rücken[4], sowie andererseits das Schweigen eines Textes über Begebenheiten, die in ihm Erwähnung finden mussten, wofern sie seinem Entstehen vorangingen, oder Hinweisungen auf ihn oder auf die Person seines Urhebers, die sich in anderen Texten von feststehender Ursprungszeit finden können, manchmal in erwünschter Weise einen Punkt angeben, über den hinaus in der Richtung nach der Gegenwart unsere Vermutungen sich nicht bewegen dürfen. Widmungen an hochstehende Personen, deren Lebenslauf einigermassen bekannt ist, von deren Taten und Würden der Huldigende wenigstens das zumeist Ehre Bringende zu erwähnen pflegt, haben bei Bestimmung

[1] So sind es durch die Verfasser selbst etwa *De David li prophecie* in *Zeitschr. f. rom. Phil.* XIX 229 (vom Jahr 1180) oder Matfre Ermengauts *Breviari d'amors* zu Anfang (begonnen am ersten Frühlingstag 1288), die einzelnen Stücke des Guiraut Riquier und anderes.

[2] Dass im allgemeinen Bindung der Versenden durch Assonanz altertümlicher sei als die durch Reim, ist nicht zu bezweifeln, doch hat Gautier, *Les Épopées franç.* I² 334 A. 1 die Vermutung geäussert, in einzelnen Fällen habe man noch im dreizehnten Jahrhundert zur Assonanz gegriffen um den Schein höheren Alters hervorzubringen (eb. IV² 21). Ob die Sitte die Laissen aus Langzeilen mit einem reim- oder assonanzfreien sechssilbigen Verse zu schliessen gegenüber dem Verfahren, das sich solcher Schlussverse enthält, eine Neuerung oder einen älteren Brauch bedeute, ist noch nicht entschieden und wird wohl für jeden einzelnen Fall, wo das nämliche Gedicht in beiderlei Fassung vorliegt, besonders zu untersuchen sein; s. Gautier a. a. O. und dagegen Nordfelt, *Études sur la chanson des Enfances Vivien*, Stockholm 1891, Vising, *Lit. Bl.* 1891, 305, Cloëtta eb. 1901, 410, Schultz-Gora in *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXIV 370.

[3] Französische Gedichte, die bei eingehender Beschreibung von Wappenschildern verweilen, die Farben der einzelnen Wappenstücke genau angeben, kennt man vor dem Ende des 13. Jahrh. nicht, und schon darum wird niemand mehr Jakemet Sakeseps Roman vom Kastellan von Coucy mit dessen Herausgeber ins Jahr 1220 setzen.

[4] Es sei an den einleuchtenden Beweis Armand Gastés, *Olivier Basselin et le Vau de Vire*, Paris 1887, dafür erinnert, dass von den dem Walkmüller aus dem 15. Jahrhundert zugeschriebenen Liedern wenigstens die ihm nicht zugehören können, in welchen sich Anspielungen auf viel spätere geschichtliche Vorgänge, Anklänge an Desperiers, Ronsard u. dgl. finden.

der Entstehungszeit oft willkommene Dienste geleistet. So für Werke Crestiens von Troies, Gautiers von Arras, Girarts von Amiens und für manche andere.

2. Die Frage nach dem Orte der Entstehung kommt zunächst in dem Sinne hier in Betracht, dass sie den nationalen oder auch landschaftlichen Kreis ermitteln will, für dessen geistiges Leben und Sprachgeschichte ein Denkmal für uns ein Zeugnis sein darf. Die Antwort wird durch seine Sprache nicht immer so ohne weiteres gegeben, und würde es auch dann nicht, wenn wir von dem Sprachstande jeder Landschaft zu jeder Zeit die Kenntnis bereits besässen, um die wir uns noch lange werden zu bemühen haben. Einmal vollzieht sich bei allem litterarischen Gebrauche des gesprochenen Mutteridioms eine Annäherung an umliegende Idiome, läge diese auch nur im Meiden dessen, was ausserhalb der engsten Umgebung des Schreibenden als fremdartig berühren müsste, eine Annäherung, die aber bei verschiedenen Individuen in ungleicher Weise sich vollziehen kann; andererseits giebt es keine litterarische Tätigkeit ohne litterarischen Verkehr, ohne Austausch der Erzeugnisse, also auch Angleichung der Sprache, welche Angleichung wiederum innerhalb eines und desselben Kreises in wechselndem Masse und ungleicher Richtung statthaben kann, dergestalt, dass mit der Zugehörigkeit zu ihm Übereinstimmung der litterarisch werwendeten Sprache nicht notwendig verbunden ist. Von der ferneren Mischung sprachlicher Besonderheiten, die durch Vervielfältigung eines Werkes seitens anders sprechender Schreiber herbeigeführt werden kann, ist bereits die Rede gewesen. Es kann ja aber auch der Urheber eines Textes sich von vornherein seines Idioms mit Bewusstsein völlig entschlagen, sei es um sich einer litterarisch alleinherrschend gewordenen Kunstsprache seines Landes zu bedienen, wie dies von den provenzalischen Trobadors gilt, sei es um zu einer völlig fremden zu greifen, weil die ihrer sich bedienende Litteratur ihm Lehrmeisterin beim eigenen Schaffen gewesen ist, ihn mit jener so vertraut gemacht hat, dass sie ihm für gelegentliche Versuche ein bequemes, ja dass möglicherweise keine andere ihm ein gleich bequemes Ausdrucksmittel für künstlerische Arbeit ist, oder weil er in ihr zu einem grösseren Kreis reden zu können hofft, oder weil vorübergehender oder dauernder Aufenthalt im fremden Lande ihn dazu veranlasst. So sind Italiener unter die provenzalischen Trobadors gegangen oder haben französische Prosa geschrieben, haben spanische Könige sich am portugiesischen Minnesang beteiligt, hat Gil Vicente neben seinen portugiesischen auch zahlreiche spanische Stücke geschrieben. Mit den letztgenannten vier Vorkommnissen haben sich beschäftigt Schultz-Gora in Gröbers Zeitschrift VII 177 ff., A. Bartoli im dritten Bande seiner Geschichte der italienischen Litteratur 11 ff., Diez, Über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie, S. 6, 14, 105, F. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Litteratur S. 593.

Würde so die blosse Betrachtung der Sprache in vielen Fällen zu einer falschen Antwort auf die Frage nach der Heimat eines Textes führen können, und giebt sie in zahlreichen anderen eine zwar richtige, aber nicht so bestimmte, wie zu wünschen wäre[1], so hat sie doch oft recht wichtige

[1] Trotz allen Bemühungen, die Diez, Marchot, Meyer-Lübke, Stürzinger, Baist darauf verwandt haben, die Herkunft der Kasseler und die der Wiener Glossen zu bestimmen, ist darüber doch noch recht wenig Sicheres gewonnen. Rätsel, deren Lösung von der Mundartengeographie schwerlich zu erwarten ist, geben die Stücke I 28, II 13 in Bartschs *Romanzen und Pastourellen* auf; s. darüber Jeanroy, *Origines de la poésie lyrique en France*, 1889, S. 19.

Aufschlüsse gewährt, wo wenig andere Auskunftsmittel zu Gebote standen, wie z. B. in Bezug auf provenzalisch scheinende Texte, die sich als altfranzösische unter provenzalischer Tünche erwiesen, in Bezug auf francoitalienische, die man etwa mit französischen, in schonungsloser italienischer Niederschrift erhaltenen hätte vermengen können, in Bezug auf Erzeugnisse von Grenzgebieten, wie das Alexanderfragment, der Girart de Roussillon. Zum Glück ist der Entscheid über die Gegend der Herkunft nur in einem kleinen Teil der Fälle überhaupt zweifelhaft und kann auch da auf Grund anderer als bloss sprachgeographischer Tatsachen gefällt werden. Direkte Aussagen des Textes selbst oder glaubwürdiger Zeugen, Erwägung des Interesses, das die Abfassung für eine oder eine andere Gegend haben konnte, Prüfung der Bekanntschaft mit Orten und Personen, die sich bei dem Verfasser erkennen lässt, der Zuneigung oder der Abneigung, die er für Völkerschaften und Personen verrät, können oft zu Ergebnissen von hoher Wahrscheinlichkeit oder gänzlicher Sicherheit führen.

3. Ein Denkmal zeugt aber nicht bloss für eine Zeit, einen Ort, sondern auch für eine Person, welche möglicherweise recht alleinstehend inmitten ihrer Umgebung, vielleicht als später Vertreter vergangener Zustände, vielleicht als Anbahner künftiger Anschauungen, möglicherweise in besonderem Glanze die ihre Zeit erfüllenden Bestrebungen darstellend, die Blicke auf sich zieht, eine Person von besonderer Bedeutsamkeit für die Geschichte; vielleicht aber auch eine Person, die nur wiederholt, nur weiter getragen hat wie viele andere neben ihr, immer doch insofern eine individuelle Wirksamkeit geübt hat, als gerade ihrem Eingreifen das Denkmal sein Dasein verdankt. Welches Individuum ist es, für welches das Denkmal zeugt? fragen wir also weiter. Ein blosser Name, der uns darauf zur Antwort gegeben wird, ist zunächst noch wenig; und ob wir den Urheber eines Werkes völlig anonym bleiben lassen oder ihn mit einem glaubhaft überlieferten Namen bezeichnen, macht an sich kaum einen Unterschied[1]. Doch sind schon spärliche Zusätze zum blossen Personennamen, wenn sie die Heimat, die Gesellschaftsklasse, den Beruf, die Familie erkennen lassen, von grossem Wert. Ob wir es mit dem Werke eines Geistlichen oder eines Laien, eines Kriegers oder eines Beamten, eines Fürsten oder eines Fahrenden, eines Gelehrten oder eines Handwerkers zu tun haben, davon hängt grossenteils die Bedeutung des Zeugnisses ab, das in dem Denkmal für uns liegen soll. Wenn fürstliche Personen sich selbst tätig an der Pflege lyrischer Kunst beteiligen, so weist dies auf eine ganz andere Schätzung dieser hin, als wenn sie nur beim Bürgerstande eine Stätte findet; die grosse Zahl dichtender Frauen in dem Italien des 16. Jahrhunderts ist für das geistige Leben der Periode in hohem Masse bezeichnend, nicht minder die litterarische Tätigkeit im Kriegsdienst stehender Spanier um die nämliche Zeit; gelehrte Studien im öffentlichen Leben stehender Laien charakterisieren eine Periode anders als diejenigen von der Welt geschiedener Mönche. Wichtig wird der glaubwürdig bezeugte Name eines Verfassers aber auch dann, wenn er möglich macht, eine Mehrzahl von Denkmälern auf gleichen Ursprung zurückzuführen, die ganze Fülle schöpferischen Vermögens zu übersehen, die einem einzigen Geiste verliehen war, oder wenn

[1] *Croyez-vous donc avoir beaucoup relevé telle épopée nationale parce que vous aurez découvert le nom du chétif individu qui l'a rédigée? Que me fait cet homme qui vient se placer entre l'humanité et moi? Que m'importent les syllabes insignifiantes de son nom? Ce nom lui-même est un mensonge: ce n'est pas lui, c'est la nation, c'est l'humanité travaillant à un point du temps et de l'espace, qui est le véritable auteur*, Renan, *L'avenir de la science*, S. 194.

wir in dem Namen einen erkennen dürfen, den in anderen Denkmälern eine anders als durch litterarische Tätigkeit bekannte Person trägt, deren Lebensumstände genau festzustellen sind, deren Tun und Lassen, Wirken und Leiden mit ihrem künstlerischen Schaffen in Zusammenhang steht, Licht darauf wirft und davon empfängt. In derartigen Fällen — und ihre Zahl wird immer grösser, je näher der Gegenwart die Denkmäler stehen — gehen die auf die Person bezüglichen Fragen immer mehr auf Einzelnes, richten sich auf die Stelle, die dem einzelnen Werke in der Reihe der übrigen anzuweisen, auf den Lebensabschnitt, in dem es entstanden sei, auf die äusseren Umstände, die Begebenheiten, die darin ihre Spur hinterlassen haben können; und es wird versucht, innerhalb einer umfassenden Entwicklung die besondere des Individuums zu erkennen.

Noch verschiedener als die in den einzelnen Fällen zu lösenden Aufgaben sind die hierfür zur Verfügung stehenden Mittel. Die meisten *Chansons de geste,* die älteren spanischen Romanzen, fast alles was als Volkslied bezeichnet wird, ist ohne Verfassernamen überliefert und muss doch am Ende, wie gross der Anteil des gesamten Volkes an der Ausbildung des Stoffes, an der Darstellungsform sein mag, durch eine bestimmte Person die Fassung erhalten haben, in der es vorliegt. Aber auch von Kunstdichtung, geschichtlicher Prosa und anderem ist oft der Verfasser unbekannt[1], oder verschiedene Niederschriften weisen das nämliche Werk verschiedenen Urhebern zu, wie das für die einzelnen Stücke der alten Liederbücher leider sehr oft der Fall ist. Manches hat zeitweise als herrenloses Gut Verbreitung gefunden und ist später auf gewisse Eigentümlichkeiten hin einem Verfasser zugeschrieben, mit dessen wirklichen Werken es doch vielleicht nur sehr oberflächliche Verwandtschaft zeigt. Anderwärts sind verschiedene Werke glaubwürdig unter einen einzigen Namen gestellt, der doch von mehreren Personen getragen sein kann, wie denn verschiedene altfranzösische Dichtungen unter dem Namen Thomas überliefert sind, andere sich als Werke eines Simon geben, ohne dass auch nur möglich ist, sie je einem Verfasser zuzuschreiben (s. darüber Söderhjelm in Romania XV 575 und P. Meyer eb. XVI 7 und Notices et Extraits XXXIII 1 S. 83), und die Gleichheit des Verfassernamens Raoul über die Einheit der Person mit Raoul de Houdenc noch manchem Zweifel Raum lässt. Auch der Hinzutritt einer Heimatangabe zu dem Namen des Verfassers fördert manchmal wenig, wenngleich solche Zusätze vor der Vermengung gleichnamiger Personen bewahren können. Denn auch Ortsnamen sind oftmals mehrdeutig, wie Bezaudun, Condé, Houdenc, Tours u. a.; und da der Ursprungsort eines

[1] Dass Verfasser ihre Namen im Werke selbst anbringen, ist in älterer Zeit noch ziemlich selten. Von den Trobadors tun es sehr oft Arnaut Daniel, Raimon von Miraval, sei es um die Anerkennung ihrer Kunst für ihre Person zu sichern, sei es um Gönnerinnen oder Gönnern deutlich zu erkennen zu geben, wer Huld oder Lohn durch die Dichtung zu gewinnen hoffe. Der Verfasser der *Commedia* war den Zeit- und Heimatgenossen durch die Unterredung mit seinem Ahnherrn und durch den Hinweis auf die Zertrümmerung des Taufbeckens (Parad. XV und Inf. XIX) hinlänglich kenntlich; dass er Purg. XXX 55 seinen Namen anbringt, glaubt er entschuldigen zu sollen. In sehr vielen Fällen werden Leser oder Hörer um eine Fürbitte bei Gott für den Verfasser ersucht und führt dies zur Nennung seines Namens, ein Umstand, auf den P. Meyer wiederholt hingewiesen hat, Romania VIII 327, XV 296, XVI 6, XXIX 27, und der sich in der Carité des Renclus de Moliens, Str. 242, in der *Complainte* des Gille le Muisi II 279 und sonst wiederholt. Marie de France im Epilogus ihrer Fabeln würde glauben unrecht zu handeln, wenn sie nicht durch Nennung ihres Namens sich ihr Eigentum sicherte. Joinville giebt seinem Leben Ludwigs IX. ungezwungen die Form eines Sendschreibens an den Kronprinzen; in einem Sendschreiben muss er sich nennen, und mit seinem Namen tritt er auch für die Wahrheit dessen ein, was er als Augenzeuge berichtet.

Autors schwerlich neben seinem Personnamen genannt worden sein wird, so lange jener unter seinen Heimatgenossen lebte, so lehrt er nichts über die Umgebung, in der er seine Tätigkeit entfaltete, über Einflüsse, die auf ihn wirken, Gönner, die ihn fördern und seines Dichtens Richtung bestimmen mochten. Ist bei jenen jederzeit anonym gebliebenen Denkmälern volksmässiger Dichtung kaum von irgend welchem späten Forschen Erfolg zu hoffen, so kann, wo das Werk mehr persönlichen Charakter trägt, sorgsames Beobachten, Vergleichen, Durchsuchen gleichzeitiger Denkmäler manchmal zu Ergebnissen führen. Übereinstimmung in Sprache, Stil, Verstechnik, Gedankenrichtung, zwischen einem anonymen und anderen, mit Sicherheit einem bekannten Urheber zuzuweisenden Werken kann für jenes gleichen Ursprung wahrscheinlich machen. Dass in der Niederschrift des französischen Dauphins Louis erhaltene sechzehn Quatrains, die er um 1672 niederzuschreiben bekommen hatte, von seinem damaligen Lehrer Bossuet herrühren, hat so P. Lehugeur höchst einleuchtend zu machen verstanden (Rev. pol. et litt. 29. Nov. 1884) — und doch acht Tage darauf sie als lange gedrucktes Erzeugnis Godeaus bezeichnen müssen[1]. Anderwärts kann deutlich hervortretende Absicht, insofern sie auf jenseits einer bloss künstlerischen Leistung Liegendes gerichtet ist, kann Parteistellung in politischen, religiösen Kämpfen, die sich verrät, kann Vertrautheit mit bestimmten örtlichen Verhältnissen, Besitz einer besonderen gelehrten Bildung, kann vertraute Beziehung zu bekannten Personen, die sich kund giebt, über den Verfasser Aufschlüsse gewähren, die wertvoller sind als die grösste Sicherheit bezüglich des Namens eines Autors, wofern mit diesem Namen sich keine Vorstellungen von der Besonderheit seines Trägers verbinden. In manchen Fällen mag es gelingen, von dem gesuchten Namen begleitete Anführungen aus dem herrenlosen Schriftwerk bei Zeitgenossen zu finden, oder Äusserungen, die darüber belehren, wem diese die Urheberschaft vermutungsweise zuschrieben oder zutrauten.

Besonders willkommen ist es uns, wenn ein Verfasser einem seiner Werke Äusserungen darüber einverleibt, was er sonst noch geschaffen habe oder zu schreiben beabsichtige. Die altfranzösische Litteratur bietet davon manche Beispiele: jedermann kennt die derartige Aussage Crestiens im Eingange seines Cligès; ähnliches haben wir von Jean de Meung im Anfang seiner Wiedergabe der *Consolatio* des Boethius (in beiden Fällen sind auch solche Werke genannt, die uns sonst unbekannt sein würden), von Adenet im Cleomadès, von Jean Bedel, wenn man den *Songe des vis* mit *Des deus chevaus* zusammenhält, von Philippe de Novarre am Ende der *Quatre âges* und anderen. So hat der Florentiner Boncompagno zu Beginn seines grössten Werkes Titel und Inhalt seiner elf vorangegangenen Werke angegeben (s. Monaci in den Rendiconti der Akademie der Lincei, 20. Jan. 1889).

In sehr vielen Fällen haben Verfasser ihre Namen den Werken nur so einverleibt, dass die Leser sie aus Anfangsbuchstaben der Anfangs- oder der Schlusszeilen oder der Absätze selbst zusammenstellen konnten.

---

[1] Andere unhaltbare Attributionen sind länger unangefochten geblieben: die 27 letzten Sonette, die man in den *Rime* des Guittone von Arezzo findet (Florenz 1828) hat wohl zuerst Foscolo, *Prose letterarie* IV 169, nachdem auch er sie anfänglich der Zeit vor Dante zugeteilt hatte, als nachpetrarkisch hingestellt. Die von G. M. Thomas 1859 als Schöpfungen Petrarcas herausgegebenen Gedichte (114 Sonette und eine Canzone) haben 1864 durch Witte und durch Veratti eine ganz andere Datierung erfahren. Den *Dialogo dei casi d'amore* hält niemand mehr mit seinem Herausgeber Manciana (1894) für ein Werk Torq. Tassos, seitdem Solerti sein Urteil gesprochen hat.

Eine reiche Sammlung von Akrostichen bei Griechen und Römern, auch Neulateinern findet man bei H. Diels, Sibyllinische Blätter, Berlin 1890 S. 33—37, und dem gelehrten Verfasser sind dazu Beispiele aus romanischer Litteratur beigesteuert. Nicht selten sind derartige Rätselaufgaben schwieriger ausgefallen und ist daher ihre Lösung nicht gelungen (s. Gröbers Zeitschrift XII 386, V 40 und 28). Es leitet dies schon über zur Pseudonymität und zur Anonymität.

Es sei hier auch der weiteren Aufgabe wenigstens Erwähnung getan, die sich da darbietet, wo ein Werk mehr als einen einzigen Urheber gehabt hat, sei es, dass es als Erzeugnis einer Mehrheit gleich von vornherein auftritt, oder dass es als solches erst genauerer Betrachtung sich darstellt. Neben der Frage nach den Personen der Urheber kann hier auch die nach dem Anteil eines jeden schwer zu beantworten sein. Nicht überall hat man es mit so einfachem Sachverhalte zu tun, wie bei dem Roman von der Rose oder bei den Werken, die Crestien von Troies bloss angefangen, zum Abschluss zu bringen andern überlassen hat, welche dann auch sich genannt und die Stellen, wo ihre Arbeit anhebt, bezeichnet haben. Die Fortsetzer mancher *Chansons de geste* haben sich oft eben so wenig genannt, wie die Verfasser der ältesten «Branchen» es getan hatten, oder sie nennen bloss sich und lassen im ungewissen, wie weit ihr Eigentum sich erstreckt: dass die Reimchronik vom Albigenserkriege zwei Verfasser von ganz verschiedener Parteistellung habe, hat erst nachgewiesen werden müssen; dass die Stücke, aus denen die grosse Alexanderchanson, der Renaut von Montauban zusammengeschweisst sind, ungleiche Verfasser haben, hat sich erst genauerem Zusehn ergeben; in beiden Fällen liess sich zugleich wenigstens annähernd bestimmen, wie viel je eines Ursprungs ist. Wer Molières Mitarbeiter an der *Psyché* gewesen sind, hat man jederzeit gewusst, und eines jeden Anteil auszuscheiden, ist nicht schwer. Aber für die *Satire Ménippée* die Zahl und die Namen der Verfasser genau festzustellen und vollends jedem zuzuweisen, was ihm gebührt, hat viel Mühe gekostet, ohne dass volle Gewissheit erreicht, ja selbst ohne dass jeder Zweifel an einer Mehrzahl verbundener Schriftsteller zurückgedrängt wäre. Was an Bühnenstücken und Romanen die vereinigte Tätigkeit je zweier oder noch mehrerer Autoren in zahlreichen Fällen hervorgebracht hat, wird sich selten in die Anteile der einzelnen zerlegen lassen (Meilhac und Halévy; Erckmann und Chatrian; Edmond und Jules de Goncourt; die Brüder Margueritte; aus älterer Zeit Chapelle und Bachaumont, spanische Bühnendichter des siebzehnten Jahrhunderts).

4. Oft genug hat die Kritik schon mit Texten zu tun gehabt, die bezüglich der Zeit, des Ortes ihrer Entstehung, oft auch hinsichtlich des Verfassers, dem sie zu verdanken wären, zu keinerlei mühsamer Vorarbeit Anlass zu geben schienen, und die über wichtige geschichtliche Vorgänge, über früher unbekannte Personen, über sonst unbezeugte, litterarische Bewegungen unerwartete und um so willkommnere Aufschlüsse versprachen, mit Texten, die bis dahin höchstens für möglich Gehaltenes in wohlbezeugte Tatsachen wandelten, die für litteraturarme Perioden die schmerzlich vermissten Denkmäler sprachkünstlerischen Lebens boten, — die aber nach kurzer, manchmal auch nach langer Zeit der Täuschung als völlig wertlos wieder preisgegeben werden mussten, mit gefälschten Texten. Ob im einzelnen Falle bloss Gewinnsucht dazu führte, Texte, die, wenn sie echt waren, im litterarischen Handel hohe Preise gelten mussten, selbst zu erzeugen, da sie sich sonst nicht gewinnen liessen; ob es galt, dem Heimatland, der Vaterstadt, der eigenen Familie oder der eines Gönners

ältere Ruhmestitel zu schaffen, als die man auf anderem Wege beizubringen wusste; ob nur der Kitzel waltete, die Gelehrsamkeit der Zeitgenossen mit überlegener Schlauheit hinters Licht zu führen, der Überraschung, der Freude, der Geschäftigkeit, des wahrscheinlichen Gezänkes der Betrogenen heimlich lachen zu dürfen, kann von psychologischem Interesse sein, herauszubringen. Wichtiger für den Philologen ist zu verfolgen, wie der Betrug ermittelt wurde, was das Vorliegen einer Fälschung ausser Zweifel stellte; denn immer wieder kann ähnliches versucht werden, und die Fragen, deren Beantwortung dort zur Entdeckung des Betruges führte, sind solche, die jedem Texte gegenüber zu stellen sind. Hat in einigen Fällen zur Zurückweisung schon die Unmöglichkeit genügt, eine Niederschrift des Textes vorzulegen, die sich nicht dem irgend geübten Blick als blosse Nachbildung alter Schrift dargestellt hätte, in anderen Fällen der Umstand, dass, wer das Denkmal ans Licht gab, überhaupt keine auch nur dem Scheine nach alte Niederschrift nachzuweisen, auch über die Erlangung seines Textes keine glaubliche Auskunft zu geben vermochte, so haben andere Male die Kenntnisse des Fälschers nicht ausgereicht, um etwas hervorzubringen, was auf die Dauer hätte irre führen können: er war der alten Sprache nicht Meister genug, um sie ganz ohne Fehler zu handhaben; oder er kannte die Geschichte der Zeit, der seine Schöpfung entstammen sollte, nicht hinlänglich, um Widersprüche zu vermeiden, in die sein Text mit wohl beglaubigten Tatsachen nicht geraten konnte, wenn er echt war; oder er war in dem Gedankenkreis der alten Zeit nicht heimisch genug, um nicht Gedankenanachronismen sich zu schulden kommen zu lassen; oder er erwog nicht, dass gewisse Begebenheiten, die sein Text allein zu bezeugen die Aufgabe hatte, unter keinen Umständen von allen Zeitgenossen mit Stillschweigen übergangen sein konnten. Gleichwohl hat es oft lange gedauert, bis der Betrug nachgewiesen war, und bei weitem nicht jedesmal, wenn dies gelang, glückte es auch den Schuldigen zu ermitteln. Die wüste Masse der Denkmäler von Arborea hat nur wenige Jahre die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermocht, die Gedichte der Clotilde de Surville sind aus den Geschichten der französischen Litteratur wenige Jahrzehnte nach ihrem Auftauchen wieder verschwunden, noch rascher sind die occitanischen Dichtungen, die Fabre d'Olivet übersetzt zu haben vorgab, vergessen worden. Aber die Tagebücher des Matteo di Giovenazzo, die Chroniken der beiden Malespini, die Inschrift der Ubaldini haben Jahrhunderte hindurch die Gelehrten beschäftigt. Scherze wie Leopardis *Martirio de' santi padri,* das eine Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert, oder Adolfo de Castros *Buscapié,* der ein neu aufgefundenes Werk des Cervantes zu sein vorgab, auch die Erzeugnisse rhetorischer Übung, welche die Denk- und die Redeweise eines geschichtlich bekannten Mannes wiederzugeben versucht, wie sie unter tatsächlichen oder angenommenen Umständen sich hätte ausdrücken können, wozu man einzelne angebliche Briefe Dantes rechnen darf, wird niemand mit böswilligen Fälschungen in eine Linie stellen wollen; irregeführt haben auch sie unvorsichtige Freunde des Alten. Hinwieder sind Werke, wie die *Crónica del rey don Rodrigo,* die im 16. Jahrhundert geschrieben sich als ein Werk des 8. giebt, als wenigstens durchaus naive Fälschungen von jenen früher genannten zu sondern; wer so kindlich Geschichte und Sage mit eigener abenteuerlicher Erfindung aufputzte, weil die Geschichte ihm und vielen anderen nicht reich und schön genug war, dem darf man freilich gleich wenig vertrauen, wie dem eigentlichen Betrüger, aber er täuscht doch, auch wenn er sich Eliastras nennt und *pars magna* der erzählten

Dinge gewesen zu sein vorgiebt, nur den, der Täuschung um jeden Preis haben will. S. über diesen Gegenstand Quérard, *Les supercheries littéraires dévoilées, 2e éd.* Paris 1869—71 und Gust. Brunets Supplement dazu 1889.

Oft ist freilich das Misstrauen gegen die Echtheit des Überlieferten zu weit gegangen. An Dante da Majanos Existenz zu zweifeln, wie A. Borgognoni 1882 getan hat, ist kein Grund vorhanden[1]; die Schrift «Über die kunstgemässe Handhabung der Volkssprache» als dem grösseren Dante untergeschoben zu betrachten, wird sich niemand mehr versucht fühlen, seitdem sie richtig verstanden wird[2]; die Zweifel des Pater Hardouin (1646—1729) an der Echtheit der Denkwürdigkeiten Joinvilles (*Opera varia,* Amsterdam 1733 S. 634 ff.) hat, schon als sie geäussert wurden, kaum jemand geteilt; den kräftigen Angriffen auf die Authenticität des Prosawerks des Dino Compagni haben sich Verfechter derselben entgegengestellt, die für möglich halten, dass dieses Buch und die *Intelligenza* von dem nämlichen Verfasser herrühren, und die das Vorhandensein so mancher unannehmbaren Dinge in jenem anders als aus der Ungeschicklichkeit eines Betrügers glauben erklären zu können. In manchen anderen Fällen steht dem Vertrauen der einen eine nicht minder beharrliche Ablehnung von seiten anderer gegenüber.

5. Auch mit der sichersten Beantwortung der Fragen nach Zeit und Ort der Entstehung eines Textes und nach der Person des Urhebers sind die Aufgaben der litterarhistorischen Kritik noch nicht erledigt. Es bleibt die wichtige Frage zu erörtern, inwiefern es über anderes als jene Zeit, jene Gegend, jenen Verfasser aussagt. Gleichwie die Sprache, die in ihm entgegentritt, des Urhebers eigene Schöpfung nur zum allerkleinsten Teile, vielleicht auch nicht im geringsten Masse ist, er vielmehr, wenn nicht ganz und gar, doch in der Hauptsache in ihr etwas seiner Umgebung nicht weniger Angehörendes, ein von der Vergangenheit ihm Überliefertes handhabt, in dessen weitere Ausbildung er nur innerhalb enger Schranken einzugreifen vermag, seiner Eigenart es unterwerfend, neuen Bedürfnissen es anpassend[3]; gleichwie in der rhythmischen Formgebung er den Bann des Gegebenen, des Üblichen nicht völlig durchbrechen kann, wenngleich er mit Erfolg und Beifall versuchen mag, durch neue Verwendung des Überkommenen, sorgliche Wahl unter dem Möglichen neue Wirkung zu erzielen[4], so ist, was er ausspricht, auch seinem Inhalte und der geistigen Form nach, die er ihm giebt, in verschiedenen Fällen in höchst

[1] S. Wieses Anzeige von Bertacchis Ausgabe (1896) im Lit. Blatt 1896, 345 ff.

[2] Die Litteratur darüber bei Ferrazzi, *Manuale dantesco*, Bassano 1871, IV 502.

[3] Von den zahlreichen Arbeiten, die ihren Titeln nach die Sprache dieses oder jenes altfranzösischen Schriftstellers darstellen zu wollen scheinen, haben es die wenigsten auf das Persönliche dieser Sprache abgesehen; meist handelt es sich vielmehr um Sammlung dessen, was sie mit derjenigen anderer Denkmäler sicherer Ursprungszeit und Heimat gemein haben mag, und was also ein Recht geben kann, den Autor da oder dort einzureihen, oder auch um die eine oder die andere Einzelheit des allgemeinen Sprachzustandes älterer Zeit, nur dass man diese Einzelheit vorderhand bloss innerhalb eines Autors verfolgt. Zu Untersuchungen, wie sie Zingarelli oder Parodi für Dante angestellt haben, würde auch sonst Anlass nicht fehlen; man denke etwa an Rabelais oder an altfranzösische Übersetzer oder an heutige Naturalisten.

[4] Über die durch G. Carducci zum zweiten Male zu Ehren gekommene «*Poesia barbara*» hat dieser selbst in einem besondern Buche 1881 reichliche Auskunft gegeben. Versuche der hier besprochenen Art scheinen mit den Grundlagen des in Italien volkstümlichen Versbaues allerdings völlig zu brechen; doch ist dem in Wirklichkeit nicht so, und trotzdem dass man über ein Kompromiss nicht hinausgelangt ist, steht die Lebensfähigkeit der Sache gar sehr in Frage; s. Tallarigo e Imbriani, *Nuova crestomazia italiana*, Neapel 1883, Bd. II S. 87 A. 4; F. D'Ovidio, *La versificazione delle odi barbare* in der *Miscellanea in onore di A. Graf*, 1903.

verschiedenem Masse eine Bekundung bloss seines Ichs, kann ausser von der seinen, auch von ganz anderen, vielleicht weit entfernten Persönlichkeiten, ausser von seiner Zeit, auch von weitab liegender Vergangenheit zeugen. Dabei ist weniger an den allem Menschengeiste gemeinsamen Besitz oder an solchen Erwerb zu denken, der, nachdem er einmal für die geschichtliche Menschheit gewonnen, ihr nie mehr verloren gehen kann, als an bestimmte Bestrebungen und Geschmacksrichtungen, die sich fortpflanzen oder auch absterben können, Schöpfungen, die nicht am Orte ihrer Entstehung allein, sondern auch weiter herum Gunst finden mögen. Was der einzelne litterarisch Schaffende von dem Gedankenleben seiner Zeit oder der Vergangenheit in sich aufgenommen hat, ist ihm, soweit es sich um geschlossene, fertige Erzeugnisse der Redekunst handelt, in gewissen bestimmten, nach der Vortragsweise sich unterscheidenden und hinwieder auf verschieden geartete Objekte redender Darstellung sich verteilenden Formen entgegen getreten, jenen Formen, nach denen die litterarischen Gattungen und Arten voneinander gesondert werden. So neu und eigenartig sein mag, was er auszusprechen hat, in der Kenntnis jener Formen liegt, vielleicht ohne dass er sich dessen bewusst wird, in den meisten Fällen ein mächtiger Antrieb, vielleicht ein Zwang für ihn, zu einer von ihnen für seine eigenen Zwecke zu greifen, eine Erklärung des Umstandes, dass, was er geben will, ihm von Anbeginn als etwas in dieser Form zu Gebendes vorschwebt. Schon in dieser Hinsicht zeugt also ein Werk möglicherweise nicht bloss für seinen Urheber, sondern für eine Vergangenheit, die jene Form erzeugt hat, vielleicht auch für eine Gegenwart, die jener Form noch immer hold ist. Der epische Gesang hat eine bestimmte Form angenommen, ist ihr in zahlreichen Werken treu geblieben; wer Neues dazu tun will, hat kaum mehr die Wahl der Gestaltung in Bezug auf Versmass und Versverknüpfung, noch auch des Stils; ja so mächtig ist die Herrschaft dieser Überlieferung, dass oft auch die chronikmässige Erzählung des Erlebten ihr verfällt. Der Prosaroman hat auf eine Zeit begonnen, die Erzählung durch eingeschaltete Briefe seiner Hauptpersonen, die unmittelbaren Ergüsse ihrer Empfindungen, zu unterbrechen; der Beifall, den die Neuerung fand, hat dazu geführt, dass dieser Einschaltungen mehr und mehr wurden, zumal wo das Vorwalten seelischer Vorgänge vor äusseren Begebnissen dies begünstigte; und endlich gelang es, die Rolle des Erzählers ganz auszumerzen, auch die Mitteilung des äusserlich Geschehenen den Briefen einzuverleiben. Die neu gewonnene Form aber behauptete sich lange in Gunst und kam zur Anwendung auch in Fällen, wo sie keineswegs die angemessenste war. Inwiefern also ein Werk einer Gattung angehöre, die eine frühere Zeit geschaffen, ist zu ermitteln; in dem Masse als dies von ihm gilt, zeugt es für ausser dem Verfasser Liegendes gleichzeitig wie für ihn. Nicht immer ist ganz leicht zu entscheiden, welcher von zwei einander nahe stehenden Gattungen ein Werk zuzuweisen sei: den Pamphilus[1] hat man als Komödie bezeichnet,

---

[1] Über dieses sicher noch dem zwölften Jahrhundert angehörende Werk s. Cloëtta, *Beiträge zur Litteraturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance*, Halle 1890, I 88 Anm. 3. Schon dem Stoffe, nicht minder aber der litterarischen Form nach steht ihm nahe die spanische *Celestina*, deren einundzwanzig Akte Aufführung gar nicht zuliessen. Überhaupt sind «Buchdramen» in nicht geringer Zahl geschrieben worden, nicht bloss von denen, die das von der Bühne aus Wirksame zu gestalten unvermögend waren, sondern auch von solchen, die von vornherein Wesen, Denken, Treiben verschieden gearteter Menschen am besten durch Vorführen ihrer Reden zur Anschauung bringen und dabei der müssigen Mittelsperson eines Erzählers entraten zu können glaubten. Das Buchdrama Renans *L'abbesse de Jouarre* (1886) hat man seiner Natur zuwider schon im Jahre des Erscheinens

in Akte und Auftritte geteilt, obschon Vers 71 Rede des Dichters, nicht einer auftretenden Person giebt, und, was in dem Werke vorgeht, doch nicht wohl alles vor dem leiblichen Auge eines Zuschauers geschehen kann. Manche altfranzösische *Desputaison* hinwieder könnte man sich so gut aufgeführt denken, wie manche sicher aufgeführte *Moralité*.

Auch das, was der Verfasser in der oder jener Form darstellen will, sagt in vielen Fällen nicht über ihn allein, sondern über andere und nur insofern über ihn aus, als er es sich angeeignet, es erneut, umgewandelt hat. Schon das, was menschliche und aussermenschliche Natur an ewig sich gleich bleibendem Gegenstande der litterarischen Darstellung bieten, kann der einzelne in eigentümlicher, selbständiger Weise erfassen oder aber nur mit fremden Augen erblicken, in ihm nur das wiederfinden, als was andere es ihn kennen gelehrt und auch für ihn bereits dargestellt haben, sodass in ihm, vielleicht in anderer Sprache zum Ausdrucke kommend, durch die Besonderheit der umgebenden Welt bestimmt, der nämliche geistige Vorgang nicht unabhängig, neu, sondern bloss nacherlebt wird, der früher in anderem Geiste sich vollzogen hatte. Vielleicht ist auch nur die Betrachtungsweise, die Darstellungsart einem Vorgänger, ausländischen Mustern abgesehen, der Betrachtungsgegenstand frei gewählt: in Ton, Haltung des Vortrags, Ordnung des Stoffes, dazu in zahlreichen anziehenden Einzelheiten der Erzählung folgt man Virgil oder Homer, so gut man kann, singt aber, völlig unberührt von stofflich verwandter älterer französischer Dichtung, das befreite Jerusalem[1]; oder man sucht zu dem, was Horatius und Juvenalis von Roms Verkehrtheiten und Lastern melden, die Gegenstücke in Paris und dichtet jener Satiren zu neuen, nicht bloss der Sprache nach französischen um[2]; oder man versucht wie Charles Sorel, an den französischen Schäferromanen ein Gericht zu vollstrecken ähnlich dem, das Cervantes an den spanischen Ritterromanen vollzogen hatte[3].

Hinwieder ist der Stoff, den ein Text behandelt, nicht immer für ihn charakteristisch: das Einzelne ist ihm zwar vielleicht eigentümlich, aber in der Wahl der Sphäre, innerhalb deren er sich bewegt, lässt sich eine Vorliebe der Entstehungszeit, viel eher als des Verfassers erkennen. Es giebt Zeiten, die den Kampf des Mannes gegen feindliche Mächte, störende Zufälle, gegen Versuchungen, die die eigene Schwäche bereiten mag, am liebsten von einem ritterlichen Helden gegen Heiden, Bösewichter, Zauberer, mit siegreichem Schwerte durchgefochten sehn mögen, die der Teilnahme für andere Arten ein unbeugsames, edles Wollen zu betätigen kaum fähig sind. Den phantastischen Schauplatz, die nie in der Wirklichkeit sich findenden Lebensbedingungen, worin dieses Heldentum sich am besten zu

in Italien, später auch anderwärts auf die Bühne gezerrt. Die in neuerer Zeit so beliebten kleinen Skizzen in Gesprächsform der Damen Gyp (Gräfin de Martel de Janville) und Marni (Marnière) oder Henri Lavedans würden an sich wohl auch Aufführung zulassen; doch ziemt sich nicht, für so geringe Kleinigkeiten die Veranstaltungen des Theaters in Anspruch zu nehmen.

[1] Darüber Ranke, *Zur Geschichte der ital. Poesie*, Berlin 1835; Multineddu, *Le fonti della Gerus. lib.*, Turin 1895. Für Ariosto ist im ganzen das Vorbild nicht im Altertum zu suchen, sondern nur für zahlreiche Einzelheiten, s. Rajna, *Le fonti dell' Orl. fur.*, zweite Ausg., Florenz 1900.

[2] S. die Erklärer Regniers oder Boileaus.

[3] Sorels *Berger extravagant* ist 1627 erschienen, der *Don Quijote* lag in französischer Übersetzung seit 1620 vor. Die Verwandtschaft der Tendenzen ist so wenig zu verkennen wie die Übereinstimmung in manchen Einzelheiten; s. Le Breton, *Le roman au XVIIe siècle*, Paris 1890. In diesem Zusammenhang könnte auch an Marivaux' *Pharsamon* (1712), an Wielands *Don Silvio de Rosalva* (1764), an Coucou Peter, den Begleiter des Dr. Mathéus bei Erckmann-Chatrian erinnert werden.

bewähren vermag, nimmt lange Zeit hindurch ein Erzähler dem andern ab, und was ein Werk der Gattung vom andern unterscheidet, ist kaum viel mehr als die Reihenfolge der gleich gearteten Abenteuer und daneben etwa ein höheres oder geringeres Mass von Geschick in der künstlerischen Ausführung. Das tonangebende Publikum anderer Zeiten sieht wieder die höchste Leistung des Mannes in der leidenschaftlichen Hingebung an den Willen einer geliebten Dame, einer Hingebung, die sich durch keine Kälte der Angebeteten, noch weniger durch Trennung, Gefahr, Ungleichheit des Besitzes, Verführung irre machen lässt, nebenher auch in wohlgesetzter Rede, süssen Versen und Flötenspiel sich auszusprechen vermag; auch dafür wird ein besonderer Hintergrund geschaffen, der einer Schäferwelt, die keine Nahrungssorgen, keinen Kampf mit der Natur, keine bürgerlichen Pflichten, kaum eine Verschiedenheit der Stände, bei ewigem Frieden keine staatliche Ordnung kennt, unter einem von römischen Göttern bewohnten Himmel doch nur in bestimmten Gedanken der Gegenwart sich bewegt; und auch diese Welt geht von Hand zu Hand, ein nicht eben ausgiebiges Thema wird fort und fort auf dem nämlichen Instrument variiert. Ein anderes Mal lässt Dichter auf Dichter den abenteuernden, unstäten, durch wenig Gewissenssorgen beengten Landfahrer sich durch die Welt schlagen; oder die heitere Weltvergessenheit hinter der Flasche wird in einem lustigen Freundeskreise die Quelle einer Poesie des Trinkens, die ihre Pflege zeitweise, vielleicht sogar vorzugsweise auch bei den Mässigen und Nüchternen findet; oder über die Bühne schreiten und durch die Romane gehen ohne Ende die Gestalten der unheimlichen Sirene, die den Gatten von der Seite des ehelichen Weibes lockt, der Gattin, deren Untreue die Ehre des Mannes befleckt, des reinen Mädchens, des tüchtigen Jünglings, denen der Makel unehelicher Geburt die Tore zu harmlosem Familienleben verschliesst oder ein früher genossenes Glück zerstört.

Endlich kann der spätere Autor, mit der Form oder ohne sie, das was er vorträgt, seinem Inhalte nach Früherem entnommen haben, das Werk also auch in dieser Hinsicht nicht für ihn allein, sondern für zwei oder mehrere zeugen. Was in lateinischer Fassung einzig den Gelehrten zugänglich war an Kunde von ferner Vergangenheit, an Berichten über das Leben der Heiligen, an Aufzeichnungen über Merkwürdigkeiten der Tier- und der Pflanzenwelt, an Bildern von menschlichem Treiben in Fabelform, das wird, in der lebendigen Volkssprache nachgebildet, allen dargeboten, vielleicht dabei erweitert, ausgeschmückt, auch missverstanden, umgedeutet, in eine neue Gegenwart hinein nachgedichtet. Die kurze feine Fabel des Phädrus, die mit spöttischer Bitterkeit vom Leben der römischen Kaiserzeit hier ein Stück und dort ein anderes im Gewande der Tiergeschichte vorführt, ohne viel Lust oder Mut der menschlichen Torheit die Wege der Vernunft zu weisen, wird im Mittelalter fast ein Predigtthema, wird nach schwachem Vermögen nacherzählt, aber mit gewaltsam daran gehefteter Nutzanwendung ausgestattet, wird bei Lafontaine wieder mehr nur ein Bild, ergötzend durch lebensvolle Ausführung des einzelnen und launige Hinweisung auf die Schwachheit des Menschen, der immer derselbe bleibt, sich selber ein Gegenstand lächelnden Mitleids. Die Helden der antiken Sage erstehen als Ritter des dreizehnten Jahrhunderts mit demutvoller Frauenverehrung, in Gewand und Sitte einer neuen Zeit, oder als zierliche Höflinge einer noch späteren Gegenwart; Ismene geht ins Kloster, nachdem sie den verloren hat, der zuvor mit ihrem Ärmel an der Lanze in die Schlacht gezogen war[1]. Die französische Heldendichtung, selbst ein

[1] S. *Roman de Thèbes* I S. 316.

verklärtes Bild heimischer Geschichte, wandert nach Italien und ersteht dort nachmals bei Ariosto verquickt mit zahlreichen, ihr fremden, aus dem Altertum, aus dem bretonischen Cyklus stammenden Elementen, immer noch lebensvoll, ergreifend, ergötzend; aber ihre Kavaliere und Damen erfüllt eine neue Sinnesart, und der Dichter lässt deutlich genug blicken, dass er selbst ausserhalb der Welt steht, die er aufbaut. Kleinere Geschichten oft dem Orient entstammend, wandern von Volk zu Volk, nehmen überall lokalen Charakter an, ändern wohl auch bei gleichbleibenden wesentlichen Zügen den Grundgedanken, dergestalt, dass sie hier erbaulich, dort frivol sind[1], lassen wichtige Züge das eine Mal fallen, verwachsen mit anderen Geschichten ein anderes Mal[2]. Oder was Erzählung war, wird Bühnenstück; was als nebensächliche Notiz in einer alten Chronik sich vorfand, gestaltet dichterische Phantasie zu einem in allen Einzelheiten deutlich erschauten, für sich bestehenden Vorgang; der einzelne Moment einer Erzählung wird die Grundlage eines lyrischen Gedichts. Die Historie vollends, wo sie nicht bei Selbsterlebtem stehen bleibt, kann ja gar nicht anders als mündlich oder schriftlich Überliefertes sich aneignen.

Hier ist auch der Herübernahme von Typen zu gedenken, die, einmal in den wesentlichen Zügen erfasst, zu wahrheittreuen Persönlichkeiten gestaltet und gut aufgenommen, zur Verwendung unter immer neuen Verhältnissen, in Gegenüberstellung zu wechselnden anderen Charakteren locken. Der Geizige ist durch Plautus in der *Aulularia* auf die Bühne gebracht; nicht bloss ihn, sondern das ganze Stück haben Gelli und Molière erneuert. Die Geschichte der gern gesehenen Theaterfigur hat Piazza zu geben versucht in *Il tipo dell' avaro in Plauto e nei principali suoi imitatori,* Foligno 1887. In Satiren, Komödien, Novellen ist seit dem sechzehnten Jahrhundert häufig verwendet der Pedant (eigentlich Hofmeister, Hauslehrer). Seine Geschichte giebt A. Graf in *Attraverso il cinquecento,* Turin 1888, S. 171—213. Es seien hier noch genannt die Arbeiten von Dejob, *Le juif dans la comédie au XVIIIe siècle,* Paris 1900, und *Le soldat dans la littérature française au XVIIIe siècle,* Paris 1900. Über den immer noch gedeihenden *Chauvin* s. Archiv f. d. Stud. d. n. Spr., Bd. LXXXVI, S. 293, 296, 393. Sehr beliebt war auf eine Zeit der Typus des unschuldig denkenden und fühlenden wilden Naturkindes. A. Daudet hat mehrmals und mit Glück den Südfranzosen in seiner redefreudigen Art, seiner Lust an phantastischen Unternehmungen, seiner Fähigkeit, sich über das Wirkliche zu täuschen, herausgearbeitet und ihn bald inmitten seiner Stammesgenossen sich ausleben lassen, bald in Gegensatz zu den Nordfranzosen gebracht; und andere sind sofort in seine Fussstapfen getreten, so Claretie mit seinem Martineau in der Novelle *El Gato* (in der Sammlung *La cigarette,* 1890) und Georges Duruy in dem Roman *Fin de rêve,* wo Gambetta das Modell zu dem Minister gewesen ist, dessen Schicksal erzählt wird.

Auch in Einzelheiten der Ausführung zeugt ein Werk oft nicht für seinen Urheber allein, sondern für Vorgänger mit. An Redensarten, Formeln, stehenden Vergleichen, Sprichwörtern besteht überall ein gewisses Gemeingut, von um so grösserem Umfang, je mehr und je länger litterarische Bildung vorhanden ist, nicht immer leicht auf seinen Ursprung zurückzuführen, aber als solches bei einiger Umsicht leicht zu erweisen.

[1] S. z. B. D'Anconas Einleitung zu *La leggenda di s. Albano,* Bologna 1865; oder Gaspary, *Geschichte der ital. Lit.,* Berlin 1888, II 65 ff.

[2] S. über die Vorgeschichte des Textbuches zu Leo Blechs Oper «Das war ich», Vossische Zeitung 1. Apr. 1903, 1. Beilage S. 2.

Dazu aber kommt in vielen Fällen weiteres an ausgeführten Bildern[1], an einzelnen Situationen[2], an Kunstgriffen der Verstechnik und der Rhetorik, das, wenn es gute Wirkung einmal, ja wenn es sie noch so oft bewährt hat, gern immer wieder verwendet wird, dessen Gebrauch zu Zeiten das Publikum sogar beinahe fordert. Wiederum hat hier die Kritik festzustellen, in welchem Umfang der Text über seinen Urheber, in welchem er über andere mit, und über wen mit er aussagt.

6. Ist nun festgestellt, in welchem Masse und wie beschaffene, woher kommende fremde Elemente in einem Werke zu erkennen sind, so ist damit ja keineswegs ausgeschieden, was für seine Kennzeichnung und Schätzung etwa nicht oder weniger in Betracht käme, sondern nur die Möglichkeit gegeben ihm innerhalb der Reihen gleichartiger Erscheinungen seine Stelle anzuweisen, den richtigen Standpunkt für unsere Beurteilung zu gewinnen. Seine Besonderheit liegt nicht allein in dem noch nie Dagewesenen, was es bietet, dieses könnte vielmehr leicht das am wenigsten Bedeutsame daran sein, sondern in der Art, wie es vorgefundene Elemente von Stoff und Form zu einem neuen Ganzen vereinigt, vielleicht Eigenes damit verquickt. Nicht das Unerhörte ist das geschichtlich Wichtige, sondern die glückliche Vollendung des lange Angestrebten, die reine und volle Herausbildung des in unvollständiger Entwickelung Überkommenen, und andererseits die Erscheinungen, in denen Keime zu erkennen sind für künftiges Wachstum. Um dieses letzteren Grundes willen wird denn auch zu fragen sein, wie das Werk in seiner Zeit aufgenommen worden, inwiefern es den Neigungen der Zeitgenossen entgegengekommen sei und seinerseits Anstoss zu weiterem Schaffen gegeben habe. Ob das, was als bewusster Zweck oder als naiv Angestrebtes dem Urheber vor Augen stand, erreicht sei; ob der richtige Weg eingeschlagen, die Kraft ihn zu durchwandeln ausreichend gewesen sei, wird die Kritik (oder die Hermeneutik) ebenfalls fragen und, das Mass des anderwärts Geleisteten anlegend, schwerlich immer gleich darauf antworten; als historische Kritik kennt sie keinen absoluten Massstab, sondern scheidet das durch Zeit und Ort der Entstehung Gegebene von dem neu Hinzugekommenen, und schätzt nach dem Masse, in dem das Werk Weiterführung oder Vollendung eines Werdenden, Keim des Künftigen ist.

III. HERMENEUTIK.

Die Aufgabe des Interpreten, des Auslegers, ist zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich aufgefasst worden[3]. Das Mittelalter liebte es, an eines Schulautors, am öftesten an Virgils Text alle Art Schulweisheit sich in Form einer Interpretation anschliessen zu lassen; er würde ihm

[1] Des Lucretius I 936 angewandten Vergleich der in anziehender Form vorgetragenen ernsten Wahrheit mit der bitteren Arznei, die dem Kinde in einem mit Honig bestrichenen Becher gereicht wird, haben Montaigne und T. Tasso ungefähr gleichzeitig wieder angewandt, letzterer (*Gerus. lib.* I 3) nach Voltaire (*De la poésie épique*) minder glücklich.

[2] Dass jemand im Weinen oder im Einschlafen oder im Sterben ein Wort nicht völlig zu Ende spricht, ist ein Zug, der mehrfach begegnet: Partonopeus 7247, Flamenca 3445, Orlando fur. 42, 14 (s. Göttinger Gel. Anz. 1866, 1777; Rajna, *Le fonti dell' Orl. fur.*[2] 559, Fournier, *L'esprit des autres*, Paris 1861, S. 196). Übrigens wird an ersterer Stelle nach wiederholtem *Parto* der Name *Partonopeu* doch ausgesprochen, wie auch im *Eneas* der Name des geliebten Helden nach längerem Stocken doch vollständig zu Gehör kommt Z. 8551.

[3] Der Name Hermeneutik bedeutet, strenger genommen, wie Interpretation (Dolmetschung) Deutung des zunächst völlig Unverständlichen, Dunkeln, während Exegese mehr

eine Art Vorwand alles und jedes zur Sprache zu bringen, und schwer konnte es nicht fallen, aus Anlass auch schon einer kurzen Stelle Naturgeschichte und Moral, Kosmographie und Götterlehre, Rhetorik und Logik, Politik und Grammatik zum Gegenstande der Erörterung zu machen[1]. Dante verfährt im *Convivio* nicht viel anders: die Abwehr der Unehre, die er von einer Missdeutung seiner Kanzonen fürchtet oder zu fürchten vorgiebt, ist doch nur eines, was ihm die Feder in die Hand legt, wertvolle Kenntnis jeder Gattung zu verbreiten, liegt ihm nicht minder am Herzen. Francesco da Barberino scheint nach dem, was man bis jetzt von seinem Kommentar weiss[2], sich ungefähr auf denselben Standpunkt gestellt zu haben, nur dass er das Latein nicht für zu vornehm hielt, einen italienischen Text kommentierend zu begleiten. Man hat ein gewisses Recht, auch das *Breviari d'Amor* als die ausgiebige Interpretation einer bildlichen Darstellung samt ihren Beischriften aufzufassen, eine Interpretation, die, wie die beiden eben erwähnten, kein Bedenken trägt, von ihrem eigentlichen Gegenstande oft sehr weit abzuschweifen. So dient ja auch heute noch das Lesebuch in der Muttersprache beim elementaren Schulunterricht neben anderem dazu, die Anknüpfungspunkte für Mitteilung von mancherlei Realien zu bieten, und an die Interpretation eines altfranzösischen Romans würde man mindestens so viel Recht haben, die Darlegung der altfranzösischen Kulturverhältnisse, wie eine Rekapitulation der altfranzösischen Grammatik zu knüpfen. In so weitem Sinne kann hier Hermeneutik nicht verstanden werden.

1. Von den vielen Verrichtungen, die in den Bereich der Wortinterpretation fallen, dürfen wir die voranstellen, die in der Deutung der in dem Denkmale gebrauchten Schriftzeichen besteht, sofern ihr Gebrauch von dem heute geläufigen abweicht, also im richtigen Lesen oder, wenn die Aufgabe vorliegt, den Text heutigen Schreibgewohnheiten entsprechend herauszugeben, im richtigen Umschreiben. Ist ein Teil dieser Aufgabe von der historischen Grammatik zu lösen und hängt er mit der Interpretation eines einzelnen Textes nicht enger zusammen als mit der jedes beliebigen anderen aus gleicher Zeit und gleicher Heimat, so ist ein anderer Teil sicher Sache dieser Interpretation. Wenn wir in einem altfranzösischen Texte *iure* vorfinden, so hat die Auslegung darüber zu befinden, ob mit dem so geschriebenen Worte gemeint ist, was heutigem *ivre* oder was heutigem *jure* oder was heutigem *juré* im Altfranzösischen entsprach; denn hierüber kann nur aus der Betrachtung des Zusammenhangs der vorliegenden Rede entschieden werden. Ob dagegen im zweiten und im dritten Fall *i* einen Halbvokal oder einen stimmhaften Reibelaut, ob *u* den Laut bezeichne, der im Lateinischen, oder den, der im Neufranzösischen mit diesem Zeichen gemeint wird, ob im zweiten Fall *e* gleich wenig einen gesondert hörbaren Laut darstelle wie im heutigen *jure,* ob im dritten das *e* geschlossenen oder offenen Laut bezeichne, gehört zwar sicher mit zur Interpretation der Gesamtheit der altfranzösischen Schriftdenkmäler, aber eben der Gesamtheit, und diese Seite der

---

die «ausführende» Tätigkeit des Auslegers bezeichnet, welche dafür sorgt, dass von dem vollen Gehalte der Rede nichts entgehe, dass nichts übersehen werde von dem, was einer Äusserung irgend zu entnehmen ist. Gegenüber fremder Sprache wird zunächst die Hermeneutik in Tätigkeit zu treten haben. Der Exegese kann auch gegenüber einem Texte in unserer Muttersprache reichlich Anlass zur Arbeit bleiben.

[1] S. darüber D. Comparetti, *Virgilio nel medio evo*, Livorno 1872.

[2] Hauptsächlich durch A. Thomas, Paris 1883. Die Herausgabe der *Documenti d'amore* ist jetzt durch die Società filologica romana begonnen.

Deutung nicht eines Textes sondern einer Litteratur ist Grammatik[1]. Jene andere Seite der Deutung eines Textes aber, die zwischen Möglichkeiten der Schriftauffassung entscheidet, mit denen Möglichkeiten der Sinnesauffassung Hand in Hand gehen, ist Interpretation im engeren Sinne, ist von grosser Wichtigkeit, und der ungeheuren Zahl der Fehler nach, die in dieser Beziehung begangen worden sind, wohl auch nicht ganz leicht. Ausserordentlich zahlreich sind in der Tat bei der Beschaffenheit der alten Schreibweise in allen romanischen Sprachen die Fälle, wo gleiche Schrift ganz verschiedenen Laut und damit verschiedenen Sinn bedeuten kann; dazu kommt, dass schon die Schrift als Schrift nicht immer völlig unzweideutig ist, indem Abkürzungen verschieden aufgelöst werden dürfen, manche unter sich ähnliche Buchstaben infolge unklarer Ausführung miteinander (*c* mit *t*, *e* mit *o*, *n* mit *u*, *ſ* mit *f*) verwechselt werden können, bei dem sehr häufigen Fehlen des I-striches *ni*, *in* mit *m* (richtiges *poinis* Jerus. 8068 mit falschem *pomis*, richtiges *ment* Barl. u. Jos. 296, 32 mit falschem *vient*) *ui* mit *iu* und bei der Ähnlichkeit von *u* und *n* auch *nuit* mit *uint* oder *mut* gleich erscheinen. Dass andererseits ja auch die Lautgruppe, das Wort mehrdeutig sein kann, dass es neben den Homographen Homonymen[2] giebt, ist nicht minder bekannt und kann im einzelnen Falle die Unsicherheit mehren. Weitere Möglichkeiten des Irrens ergeben sich aus dem Zusammenschreiben von Wörtern, die eigenen Tones bar sind, mit anderen (so steht Par. Duch. 27 *loreches* statt *lor esches*), welches namentlich stattfindet, wo Elision des tonlosen Vokals eines proklitischen Wortes eingetreten ist, ohne dass ein Apostroph dieselbe andeutet (*lamer* kann *l'amer* oder *la mer*, *si* kann *si* oder *s'i*, *li* kann *li* oder *l'i* sein); weitere aus dem Umstand, dass Eigennamen nicht durch Majuskeln ausgezeichnet werden, sodass es möglich ist, welche zu sehen, wo keine sind (s. z. B. Giorn. stor. d. lett. ital. III 409 *lucia*, *non Lucia*), oder sie zu verkennen, wo sie vorliegen (wie mit dem Namen *Forré* eine Zeit lang geschehen ist, s. Gött. Gel. Anz. 1875 S. 1080, und mit dem Namen *Gentucca*, Purg. XXIV 37 vielleicht hie und da noch geschieht).

Es seien hier noch eine kleine Anzahl wirklich vorgekommener Irrtümer dieser Art angeführt. Verwechslung ähnlicher Buchstaben: *convine* statt *convive*, s. Gröbers Zeitschr. X 165; *judino* statt *jndino*, s. Romania XXII 483; *muement* statt *vivement*, Poème moral, dazu Cloëtta S. 246; *vat jus en enfer* statt *v. vis e. e.*, Lit. Blatt 1886, 366; *justece* statt *vistece*, s. Gröbers Zeitschr. XI 425 zu 366; *part* statt *parc*, s. Romania XVIII 151, Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. CVII 123; *dervoient* statt *cler voient*, s. Gröbers Zeitschr. III 242; *dé* statt *clé* in Vers d. l. mort 58, 8 bei Windahl und bei Godefroy unter *coce; radise* statt *raclise*, s. Lit. Bl. 1896, 204; *caitif* statt *antif*, s. Archiv CII 224. Unrichtige Zerlegung des Zusammengeschriebenen: *Mes avint* statt *Mesavint*, s. P. Meyer, Alexandre I 339;

[1] So wird denn hier auf eine Reihe wichtiger Fragen nicht eingegangen: wo und von wann ab bezeichnen altfranzösisch *ai*, *au*, *ou*, *eu* einfache Vokale? wie ist im einzelnen Falle die Abbreviatur zu lesen, die mit *cum*, *com*, *con*, *cou*, *co* wechselt? und ähnliche Fragen bestehen für die den lateinischen *pro* oder *per* entsprechenden Präfixe. Ist da, wo die aus der lateinischen Schrift herübergenommene Abbreviatur ⁊ in französischem Texte erscheint, *et* oder *e* zu lesen? In italienischen Texten, meinen die Deputati zur Ausgabe eines neuen Decameron, sei damit vor Konsonanten *e*, vor Vokalen *ed* gemeint, letzteres auch da zu sprechen, wo die Handschriften *et* setzen.

[2] Beide sind natürlich da häufiger, wo die Schreibweise in höherem Masse phonetisch ist, ohne doch gewisse Unterschiede der Artikulation zu berücksichtigen. Die Frage, ob in Petrarcas Sonett *Fontana di dolore* Z. 12 *adúlteri* oder *adultèri* zu sprechen sei, wird noch immer ungleich beantwortet.

de les garder statt *d'eles g.*, Phil. Nov. Q. Temps 27 zweimal; *D'ele* statt *De lé* (= *De li*), s. Romania VIII 630; *de l'ambre* statt *de lambre*, sehr oft; *villes s'ot* statt *u il les sot*, wie Scheler zu Gormond 197 schon 1876 berichtigt hat; *sueure* sollte Näharbeit heissen nach Deppings Glossar zu Et. Boileaus Livre des mestiers, und Godefroy ist ihm nachgefolgt, während *s'uevre* «seine Arbeit» das einzig Denkbare ist; *ta via* statt *t'aiua*, bei Bartsch, Langue et litt. 482, 27. Das von Crescini glücklich hergestellte *Cart entr' Ast e No* im Sendschreiben des Raimbaut von Vaqueiras war, so lange man es als ein Wort schrieb, nicht missverstanden worden, aber doch ganz unverständlich geblieben. Eigennamen sind fälschlich gesehen worden in *da benitiu* (Benedikt!) Z. 51 und 52 des Ritmo cassinese, s. darüber Novati in Miscellanea Caix-Canello, Florenz 1886 S. 375. Wenn es im Amadas 4203 von einem schönen Rosse heisst *Nes ert de gale,* so durfte der Herausgeber nicht an Herkunft aus Wales denken, statt zu verstehen «es war rein (frei) von Krätze», besonders da auch nur bei dieser Deutung die folgenden Worte Sinn gewinnen. *Ullague* in der Mort Aymeri 1060 ist vom Herausgeber irrig als Eigenname verstanden; von dem Appellativum hat Diez das Nötige gesagt (nur dass er *lague* nicht als französisch hätte aufführen sollen).

Nehmen wir an, es seien alle in der besprochenen Richtung liegenden Schwierigkeiten und Zweifel gehoben, wie sie der Hauptsache nach nicht da sein würden, wenn wir gesprochener Rede statt geschriebener uns gegenüber befänden, so liegt der Deutung weiter ob, sich über den Sinn des einzelnen Wortes in seiner bestimmten Form Rechenschaft zu geben, zu fragen, was als dessen Sinn alle bisher geschehene Interpretation verwandter Texte hat annehmbar erscheinen lassen und daher im Wörterbuche verzeichnet hat, was über die Funktion seiner Form die Grammatik, wiederum die Ergebnisse aller vorangegangenen Denkmälerdeutung zusammenfassend, lehre. Die Schwierigkeit der Lösung dieser Aufgabe wird wechseln je nach dem Umfang und der Sicherheit der Ergebnisse vorangegangener gleichartiger Arbeit: gegenüber neueren Denkmälern in Litteratursprachen, deren Wortschatz und Formenbestand durch die die nämlichen Sprachen in völlig oder annähernd gleicher Gestalt noch immer Sprechenden gedeutet ist, ist sie sehr gering, wenngleich auch hier die Unzulänglichkeit der vorhandenen Wörterbücher und Grammatiken oft genug wahrnehmbar wird[1]; die ältesten Quellen aber oder Schriftstücke, die in litterarisch wenig verwendeten Idiomen abgefasst sind, können sorgsamer grammatischer und lexikalischer Interpretation schwierige Aufgaben stellen; hier fällt Interpretation mit Grammatik und Lexikographie noch grossenteils zusammen. Dass ein der heutigen Sprache noch geläufiges Wort auch in alter Zeit den gleichen Sinn gehabt habe, in dem es jetzt gebraucht wird, hat von vornherein eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich; doch ist dem durchaus nicht immer so. *Soi passer d'aucune rien* heisst «sich mit etwas begnügen, mit etwas auskommen» (s. Scheler in Jean de Condé I 440), und man würde den Sinn der Worte durchaus verfehlen, wenn

[1] Wieviel Fehlerhaftes infolge unachtsamen Gebrauches älterer Wörterbücher, Herübernahme von Druckfehlern u. dgl. in französisch-französischen Wörterbüchern steht, darüber unterrichtet die Vorrede des *Dictionnaire général* von Darmesteter-Hatzfeld-Thomas, auch ein Aufsatz des letzteren in der Romania XX 404. Auch dem trefflichen Sachs darf man nicht blindlings vertrauen: *aisseau* ist «Schindel», nicht «Spindel», *laurière* hat Littré und haben andere richtig mit *plant de lauriers* erklärt; dies hätte Sachs mit «Lorbeerpflanzung» übersetzen sollen, nicht mit «Lorbeer-Absenker», was die Wiedergabe von *pl. de laurier* sein würde.

man *De ce qu'il a, se doit passer* bei Watriquet 360, 32 mit den gleichen Worten als neufranzösischen wiedergeben wollte. *talent* heisst in alter Zeit niemals, was es heute heisst, von *joli* gilt dasselbe. *Avoir peor* besagt häufig was nfrz. *avoir peur,* aber an manchen Stellen auch «Grund zur Furcht haben» (s. Gröbers Zeitschr. X 163). Dass *conscience* altfranzösisch bisweilen «Belieben, Gelüsten» heisst, steht ausser Zweifel, s. Elie 1796, Cligès 3826; wer würde vom heutigen Gebrauche aus darauf kommen? *arriver* bedeutet in alter Zeit «anlanden»; und wo es vom Anlangen an einem Ziel gebraucht wird, das nicht ein Ufer ist, dürfte wohl immer noch eine gewisse Empfindung metaphorischen Gebrauches bestanden haben; «geschehn» vollends heisst es gar nie.

Besondere Wörterbücher romanischer Sprachen in ihrer älteren Periode giebt es nur für das Französische und das Provenzalische. Die des Altfranzösischen, deren reichhaltigstes (Godefroy) in zehn Quartbänden im Laufe von zwanzig Jahren seinen Abschluss gefunden hat, haben den ganzen Wortschatz zusammenzutragen nie auch nur versucht, sondern immer nur das dem heutigen Leser alter Texte vielleicht Schwerverständliche zu sammeln, zu deuten, nachzuweisen sich bemüht. Raynouards *Lexique roman* ist auf Vollständigkeit angelegt, lässt freilich für Levys Supplement-Wörterbuch, das mit drei Bänden zum Schlusse des Buchstabens F gelangt ist, viel nachzutragen. Die Portugiesen haben in Santa Rosa de Viterbos *Elucidario das palavras que em Portugal antiguamente se usarão,* 1798, einen für seine Zeit anerkennenswerten Versuch aufzuweisen. Spanier und Italiener haben besondere Wörterbücher der alten Sprache ihrer Länder nicht angelegt, sondern das Veraltete zu dem Fortbestehenden in die Gesamtwörterbücher aufgenommen, meist durch irgendwelche Zeichen jenes als ausser Gebrauch gekommen kenntlich machend.

Dass alle derartigen Arbeiten von völlig unhaltbaren Aufstellungen wimmeln, auch diejenigen, die für jede Behauptung Beweise zu geben meinen, sehr oft grade durch ihre Belege nur Unwissenheit und Oberflächlichkeit dartun, braucht nicht mehr erhärtet zu werden. Gewiss ist, dass sie für die lexikalische Seite der Hermeneutik niemals Quellen des Wissens sein können, sondern immer nur der Nachprüfung dringend bedürftige Vorarbeiten solcher, denen die gleiche Aufgabe wie uns unter vielfach weniger günstigen Bedingungen gestellt war. Wirkliche Quellen dagegen für die Deutung der Wörter vergangener Perioden sind die Anfänge lexikalischer Arbeit aus solcher Zeit, wo die heute erstorbene Sprache noch lebendig war und zur Erklärung einer andern, uns verständlichen verwendet oder durch eine solche erklärt wird, also Glossare, wie wir deren für Altfranzösisch und Provenzalisch recht alte, für Italienisch und Spanisch wenigstens bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinauf besitzen. Allerdings kann der Wert dieser Art von Quellen stark gemindert sein durch Fehler der Überlieferung, s. die Emendationen zu dem von Hofmann auszugsweise veröffentlichten Glossar 7692 im Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. XII 203 oder die zu dem provenzalischen Reimwörterbuch in Romania II 337 oder die von Mussafia selbst in seinem Beitrag z. Kunde der nordital. Mundarten, Wien 1873, von Lorck in Altbergam. Sprachdenkmäler, Halle 1893, S. 95. Das Glossar kann auch an Nutzbarkeit verlieren durch Mehrdeutigkeit des erklärenden Wortes: *expedivit* kann mancherlei heissen und ist insofern eine nicht sehr fördernde Deutung zu prov. *tais,* das wir zum Glück auch ohne sie verstehn. *taps* im prov. Reimwörterbuch ist aus der Litteratur noch nicht bekannt; man kann also bei der Deutung durch *lutum* schwanken zwischen dem Pflanzennamen mit langem *u* und dem Synonym von *coenum*

mit kurzem; dass neuprov. *tap* «Lehm» bedeutet, spricht zu gunsten des letzteren. Bisweilen ist das Wort, das uns eine Deutung geben sollte, uns selbst unbekannt, was für die von Scheler herausgegebenen *Traités de lexicographie latine* im Jahrbuch f. rom. u. engl. Litt. VI, die von Grion, Lorck, Mussafia herausgegebenen Glossare mehr als einmal gilt. Fast noch wichtigere Quellen sind für unser Wortverständnis die Übersetzungen von Texten bekannter Sprache in die zu erforschende, noch wichtiger, weil wir hier auf beiden Seiten das einzelne Wort in einem Zusammenhange finden, der für das Erkennen des Sinnes weniger Spielraum lässt, und der die Berichtigung etwa vorhandener Mängel der Überlieferung erleichtert. Auch Texte, welche wie manche Psalmenübersetzungen oder wie die venezianische des Dionysius Cato sich mit beinahe kindischer Ängstlichkeit an den Wortlaut der Vorlage klammern und darum litterarisch und syntaktisch nicht eben bedeutsam sind, können trotzdem für den Lexikographen hochbedeutend sein. Mit Vorsicht sind auch sie zu gebrauchen: wenn *adolescentulus sum ego et contemptus* im Oxforder Psalter 118, 141 übersetzt ist mit *juvenceals sui je e sufisanz,* so ist dies dadurch herbeigeführt, dass *contemptus* mit *contentus* verwechselt wurde. Wertvolle Belehrung gewähren hinwieder solche Werke, welche ihrer Anlage nach reich an Definitionen oder sorgfältigen Beschreibungen sind und auf diesem Wege darüber aufklären, wie dieser oder jener technische Ausdruck zu verstehen sei, also Lehrbücher der Poetik wie die provenzalischen Leys d'amors, die Dichtkunst des Eustache Deschamps, die Bücher des Antonio da Tempo, des Gidino da Sommacampagna, Lehrbücher des bürgerlichen Rechts, Kochbücher, Anweisungen zur Heilkunde und ähnliches. Es ist methodisch unrichtig, durch Forschung nach der Herkunft eines Wortes zur Gewissheit über dessen Sinn gelangen zu wollen. Wo Stammwort und Ableitung der nämlichen Sprache angehören und nur Präfixe und Suffixe von wohlbekannter Kraft zur Anwendung gekommen sind, wissen wir allerdings, wenn des Stammworts Bedeutung feststeht, innerhalb welcher Grenzen die des abgeleiteten Wortes liegen muss. Das richtige ist aber, dass nach der Etymologie erst dann gefragt werde, wann der Sinn ermittelt ist. Bartsch hat in Langue et litt. *esneier* mit *enecare* (genauer *exnecare*) richtig zu deuten und davon herleiten zu dürfen geglaubt; kein Lautgesetz stand der Gleichsetzung im Wege, und die einzige Stelle, an der er das Wort kannte, vertrug sich zur Not mit dem angenommenen Sinne. Sie verträgt sich aber auch mit dem Sinne «säubern», der an vielen anderen Stellen durch den Zusammenhang, durch Übersetzungen gesichert ist, auch dem einfachen *neier* zukommt, während für «töten» gar nichts spricht. Auch für das prov. *ransan* ist übereilte Etymologie verhängnisvoll gewesen; der Gedanke an *raus* legte nahe *rausan* zu lesen, dies als «Rohrmatte» zu deuten und von dem Adjektiv *ransan* zu trennen, das ganz willkürlich übersetzt wurde (s. das richtige bei Andresen in den Rom. Forschungen I 450). Altspan. *cosiment* im Poema del Cid und sonst setzen um einer gewissen Ähnlichkeit willen Sanchez, Ochoa, Janer, Salvá dem späteren *acogimiento* gleich, während für keinen des Provenzalischen Kundigen zweifelhaft sein kann, dass es sich um das Wort handelt, das in dieser Sprache *cauzimen* lautet und «Rücksicht», auch «Besinnung» bedeutet.

Bereiten Wörter, für die wir nur wenige Belegstellen kennen, der Interpretation oft grosse Schwierigkeit (wie z. B. die zahlreichen, mit denen die Danteerklärer sich abzumühen nicht aufhören, und die Zingarelli in *Studj di filol. rom.* I und Parodi, *Bullett. d. Soc. dantesca,* N. S. III zusammen-

stellen), so hilft auch die grösste Zahl der Fundorte nichts zum Verständnis dunkler Wörter, wenn diese immer nur in ganz gleichem oder sehr ähnlichem Zusammenhange auftreten. Dass wir manche nicht zu übersetzen vermögen in irgend eine lebende Sprache, braucht uns nicht zu grämen; wie soll eine lebende Sprache Namen haben für Dinge, die der Zeit fremd sind, Ausdrücke für Vorstellungen, die sie nicht besitzt? Schlimmer ist, dass wir sehr oft auch nicht wissen, was die alte Zeit sich bei einem Worte gedacht hat, bisweilen sogar uns des Zweifels nicht erwehren können, ob sie sich wirklich bei gewissen Adjektiven etwas Bestimmtes gedacht oder die ursprüngliche Bedeutung verflacht habe bis zur blossen Andeutung etwa des Vornehmen, des Erstaunlichen, des Bösartigen. Was heisst altfranzösisch *osterin*, was *maginois*, was *safré* und das damit doch ohne Zweifel nächstverwandte *safre*, was *seri*?

So können auch Wortformen ungleiche Deutung zulassen. In älterer Zeit kann italienisch *s'io fossi* heissen, was dies heute heisst, aber auch, was heute durch *s'io fossi stato* ausgedrückt werden müsste; *io sarei* kann heutigem *sarei stato* gleichbedeutend sein, und ähnliches gilt für die Schwestersprachen. Entsprechendes ist von Wortfügungen zu sagen: ein *per* mit Infinitiv kann den Zweck eines Tuns angeben, im negativen Satze aber auch das Wirken oder Sein, dem zum Trotz etwas nicht eingetreten ist *(per ficcar lo viso al fondo Io non vi discerneva alcuna cosa)*. Petrarcas *temendo il mio signore* in dem Sonett *Amor che nel pensier* kann heissen «da ich meinen Herrn fürchte» oder «da sogar mein Herr zagt»; seine Worte *del pastor ch'ancor Mantova onora* (Son. *Giunto Alessandro*) lassen doppelte Deutung zu. Schon für das einzelne Wort können stark auseinander gehende Verwendungen bei dem nämlichen Autor durchaus festzustellen sein; es kann aber fraglich scheinen, welche davon für eine bestimmte Stelle seinem Sinne entspricht: *effetto* heisst bei Dante «Wirkung» und heisst «Wirklichkeit», Purg. VI 138 verstehn es wohl die meisten Erklärer irrig im ersteren Sinn; wenn bei Molière Dom Juan III 2 dem Bettler *pour l'amour de l'humanité* ein Goldstück giebt, so heisst das sicher nur «um zu tun, was Menschlichkeit gebietet», aber weder Grammatik noch Wörterbuch würden andre Deutungen verwehren.

Wie schon die Deutung der einzelnen Schriftzeichen, so lange sie beim einzelnen Worte stehen bleibt, über das Erwägen verschiedener Möglichkeiten hinaus zu einer Wahl unter denselben nicht gelangen kann, vielmehr einen weiteren Zusammenhang von Worten ins Auge zu fassen genötigt ist, für den ein annehmbarer Sinn sich aus einer bestimmten Deutung jedes einzelnen ergeben muss, wenn diese richtig sein soll, so muss immer wieder auch die grammatische und lexikalische Deutung auf den Satz, die Periode, das Ganze den Blick richten, um sich zu vergewissern, ob sie dem einzelnen den richtigen Sinn beilegt; einzeln entgegentretende Teile hat sie zu einem vernunftgemässen Ganzen zu verbinden; was aber der Teil sei, erhellt sehr oft nur aus dem Ganzen. Dies gleichzeitige Achten auf zweierlei oder das kurze Aufschieben bestimmter Erfassung des einzelnen, bis Kenntnis des weiteren die Richtigkeit des Erfassens sichert, vollzieht sich beim Lesen wie beim Hören, beinahe ohne dass wir seiner gewahr werden, solange die Rede sich in Formen bewegt, die uns geläufig sind. Bei schwierigen Stellen hat aber die Interpretation den Weg vom Teil zum Ganzen oft sehr häufig hin und her zurückzulegen, bevor sie der zutreffenden Auffassung sicher ist.

Entsprechend verhält es sich mit Wortgruppen hinsichtlich ihres Verhältnisses zu anderen und zum Ganzen der Rede, eines Verhältnisses, das

die gesprochene Rede durch Anbringen oder Nichtanbringen von Pausen oder durch Betonung kenntlich macht, das in der heutigen Schrift durch Interpunktion und mancherlei andere Satzzeichen zur Darstellung gebracht wird, während die ältere Schrift dem Leser, dem Interpreten nur äusserst wenig Hilfe bei dessen Erkennen leistet. Wer anderen auslegt, hat hierin einen besonders wichtigen Teil seiner Aufgabe zu sehen; ihr hierin zu genügen ist besonders verdienstlich, die Interpunktion eines ohne sie überlieferten Textes vielleicht der beste Prüfstein für die Tüchtigkeit des interpretierenden Herausgebers, die Untauglichkeit der Interpunktion bei allem sonstigen weisen Schweigen entscheidend für dessen Unreife. Aber auch über die innere Gliederung der kürzeren Redestücke hinaus, wie sie durch Interpunktion kenntlich gemacht werden kann, gilt es unter Möglichkeiten der Auffassung eine gerechtfertigte Wahl zu treffen: Frage, Ausruf, Assertion unterscheiden sich vielfach in der schriftlichen Darstellung der Rede nicht voneinander; bei Wechselrede, die sich in kurzen Sätzchen oder einzelnen Wörtern bewegt, kann oft fraglich sein, wie sie auf die sich unterredenden Personen zu verteilen seien. Wiederum hat hier der Interpret einzutreten, wo die Schrift hinter der Klarheit mündlichen Vortrags zurückbleibt, oder als Herausgeber mit den reicheren Mitteln des heutigen Schreibverfahrens schweigend nachzuhelfen[1]. Die im einzelnen erkannten Gedanken hat er auch in ihrem Zusammenhang, das ganze Denkmal in seiner Gliederung zu begreifen, auch wo dem Verfasser nicht gelungen sein oder er absichtlich unterlassen haben sollte, sie deutlich hervortreten zu lassen. Die trefflichen Analysen, die schon durch die alten Erklärer Vellutello, Daniello und andere, später durch Leopardi von Petrarcas kleineren italienischen Dichtungen gegeben worden sind, mögen hier als Beispiele genannt werden; Dante hat an den in die *Vita nuova* aufgenommenen Stücken derartige Arbeit selbst vollzogen. Die vollständige Umsetzung eines im Ausdrucke schwierigeren, durch seltene Wörter, kühne Gliederstellung, unvermittelte Übergänge den Leser aufhaltenden Dichterwerkes in schlichte Prosa kann, indem sie rascheres Durchlaufen des Ganzen ermöglicht, dem Leser es erleichtern den Überblick über dieses zu gewinnen, während sie ihm gleichzeitig das einzelne noch einmal ins Gedächtnis ruft; so ist es z. B. in De Marzos Dantekommentar, in Guastis Ausgabe der Gedichte Michelangelos geschehen.

[1] Viel Beispiele zu dem oben Gesagten zu geben, erlaubt der Raum nicht. Nur weniges sei berührt: Bei der unrichtigen Interpunktion ist im Alexius 5, 2 G. Paris bis zur letzten Ausgabe (1903) geblieben, s. Gött. Gel. Anz. 1872 S. 892 (und Guill. d'Angleterre 54). Es macht für den Sinn kaum einen Unterschied, ob man mit P. Meyer in seinem *Alexandre* B 593 und BB 598 mit einem Punkt schliesst oder den Punkt erst hinter den folgenden Vers setzt; aber die für die Wortstellung geltenden Gesetze lassen nur letzteres zu. Der Herausgeber der *Quatre temps* des Philippe de Novarre hat den Schluss des § 144 von dem Anfang des folgenden getrennt, die doch als Vorder- und Nachsatz zusammengehören. In Petrarcas Canzone *Una donna più bella* lässt die zweite Zeile der fünften Strophe verschiedene Auffassung zu und ist seit Albertini *leva gli* von manchen als *leva' gli* d. h. *levai gli* gefasst worden. Boccaccios *Che gloria ti può egli essere che una così fatta donna te . . ami* im Decam. VII 9 (Fanfani II S. 175) wird den Anstoss nicht mehr geben, den Fanfani daran genommen hat, wenn man ihn mit einem Ausrufs- statt mit einem Fragezeichen schliesst, wie ja unzweifelhaft mit dem folgenden zu geschehen hat. Ein Beispiel verkannter kurzer Wechselrede giebt Flamenca 4016 der ersten Ausgabe, welcher Vers in Gött. Gel. Anz. 1866 S. 1778 richtig gedeutet sein dürfte, wenngleich der Herausgeber in der zweiten Ausgabe (4011) sich davon nicht hat überzeugen können. Natürlich braucht ein Text nicht dem Mittelalter anzugehören, um durch verkehrte Interpunktion sinnlos gemacht werden zu können. Pélissier hat in der *Revue de philol. frç.* XI 149 auf Stellen hingewiesen, wo Stendahls nachgelassene *Vie de Henri Brulard* durch falsche Satztrennung arg gelitten hat.

2. Wenn in vielen Fällen eine ausreichende Interpretation schon diejenige grammatisch-lexikalische ist, die in einer möglichst treuen Übersetzung besteht, so ist mittels einer solchen allein den Gedankeninhalt eines Denkmals klar zu machen doch durchaus nicht immer möglich. Ist treue Übertragung vielfach schon dadurch erschwert, dass die Sinneskongruenz der im allgemeinen für gleichbedeutend geltenden Wörter zweier Sprachen, oder (innerhalb einer einzigen Sprache) eines Wortes mit sich in auseinander liegenden Perioden nie so vollkommen ist, wie für die Übersetzung zu wünschen wäre, so tritt häufig der Fall ein, dass ein auch nur ungefähr das Wort des Originals wiederzugeben geeignetes in unserer Sprache überhaupt fehlt, weil die Vorstellung uns nicht geläufig ist, die sich mit jenem verbindet, oder auch weil sie uns erst durch die Beschäftigung mit der alten Zeit oder durch den Verkehr mit dem fremden Volke geläufig geworden ist, und wir infolgedessen das alte oder fremde Wort als Fremdwort in unserer Rede zu gebrauchen uns gewöhnt haben[1]. Hier zunächst ist sachliche Interpretation unentbehrlich, um ein Wort zu ersetzen, oder auch um zu lehren, in welchem sonst nicht mit ihm verbundenen Sinne irgend ein zur Übersetzung verwendetes Wort zu verstehen sei. Doch die eben bezeichnete Verlegenheit des Übersetzers ist nur ein Symptom für einen Sachverhalt, der sich auch anders spürbar macht. Die vielfältige Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen der Verfasser eines Denkmals lang vergangener Zeiten lebte, oder der einem fremden Volke angehörige Schriftsteller heute lebt, und derjenigen, in welchen der verstehen wollende Leser steht, nötigt zum geistigen Aufbau hier dieses, dort jenes Stücks der gesamten Welt, inmitten deren die Denkmäler enstanden sind. Unzählbar sind die Dinge, über welche die Urheber jener sich mit ihren ersten Lesern im Besitze gleicher Vorstellungen wissen, Vorstellungen, welchen sie keine Veranlassung haben zeitlich oder örtlich begrenzte Gültigkeit beizumessen, während der philologische Leser dieselben doch erst wieder zum Leben im Gedanken erwecken, als Voraussetzungen neu erwerben muss für volle und allseitig richtige Aufnahme des Inhalts der einzelnen Denkmäler. Leichter wird heutzutage vielleicht diese Arbeit gegenüber ausländischer Gegenwart als gegenüber weitab liegender Vergangenheit; aber doch wohl auch nur so weit, als es sich um städtisches Leben, die Verhältnisse der höheren Klassen der Gesellschaft handelt, womit durch Reisen und Bücher einigermassen vertraut zu werden nicht schwer fällt; viel weniger, wo es gilt, Denkweise und Lebensgestaltung des Landvolks, der Arbeiter, der Seeleute, der Soldaten sich anschaulich werden zu lassen; schwierig genug in jedem Falle, wo es sich um das handelt, was im Wesen eines Volkes auf klimatische Einflüsse, vererbte Dispositionen, Einwirkung der kirchlichen Gemeinschaft, Gestalt des staatlichen Lebens als wirkende Ursachen zurückgeht. Über die Vergangenheit aber erfahren wir nichts durch unmittelbare Anschauung, bei weitem weniger durch Zeugnisse als über die Gegenwart; doch liegt auch hier uns ob, im Gedanken

[1] Man weiss kaum, wie man die Ausdrücke *joi*, *jovén* der Trobadors, *soi pasmer* altfranzösischer Texte wiedergeben soll. Ein Volk, das keine Stiergefechte kennt, wird auch für *toreador*, *torero*, *banderillero* keine eigenen Namen aufzuweisen haben, «Ländler» und «Schuhblatterl» sind gleich unübersetzbar wie *tarantella* und *saltarello*, «Schnadahüpferl» nicht minder als *stornello*. Ist in den letztangeführten Fällen der Mangel der Sache der Grund dafür, dass ein zur Übersetzung geeignetes Wort fehlt, so ist dem doch durchaus nicht immer so: auch die Deutschen und die Franzosen kennen und haben «Humor», obschon jene die lateinische, diese die englische Namensform dafür brauchen; *chauvins*, *snobs*, *esprit* giebt es überall, obschon jeder dieser Namen von einem einzelnen Lande aus sich verbreitet hat (s. Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. LXXXVI S. 295—298).

eine Welt aus den Keimen erwachsen zu lassen, die im Überlieferten gegeben sind, eine Welt voll Lebens und natürlichen Ineinandergreifens, in der das einzelne Denkmal als Lebensäusserung seine bestimmte Stelle einnimmt, in seiner Besonderheit verständlich werdend aus seiner Umgebung, selbst wieder Aufklärung gewährend über diese.

Die sachliche Erklärung der einzelnen Denkmäler verlangt Vertrautheit mit der Einrichtung des häuslichen Lebens der Zeit und des Landes, mit den Geräten, die ihm dienen, mit der Beschaffenheit der Kleidung, der Standesabzeichen, mit den Formen des Zusammenlebens in Familie, Staat, Kirche, dem Umfang der Rechte und Pflichten der einzelnen innerhalb dieser Gesamtheiten, den Funktionen der Organe öffentlicher Ordnung, mit der Sonderung der Berufsarten, mit der Art der Verkehrsmittel und der Tauschmittel, mit der volksüblichen Einteilung des Tages und des Jahres, der Einrichtung des Kalenders, mit der Zahl und Lage öffentlicher Feste und der Natur öffentlicher und privater Vergnügungen. Nicht minder unentbehrlich erweist sich Kenntnis dessen, was man etwa zusammenfassend Wissen und Glauben einer Zeit und eines Volkes von Natur und Geschichte nennen mag, und zwar ist dabei ebenso wichtig der Stand der allgemeinen, der im Volke verbreiteten Bildung wie die Höhe, die diese bei gelehrten einzelnen erreicht haben kann. Wir müssen Kenntnis davon haben, wie das Reich des Wissens umgrenzt und innerlich gegliedert worden ist, wie gelehrte Arbeit betrieben, wie und wem ihr Ertrag nutzbar gemacht wird; wie tief der Blick ins Weltall dringt, welche Vorstellungen von der ausserirdischen Welt und ihren Beziehungen zur Erde gelten, wie weit die Erde bekannt ist, ihre Oberfläche, ihre Bewohner, ihre Sprachen, ihre Religionen; was man von Steinen, Pflanzen, Tieren, ihren Eigenschaften, ihrem inneren Bau, den Bedingungen ihres Daseins weiss oder zu wissen glaubt, welchen Aberglauben missdeutete Überlieferung, übereilte Schlüsse aus ungenauen Beobachtungen, die Neigung, persönliches Walten in die Naturvorgänge hineinzusehen, erzeugt haben; wie die eigene oder fremde Geschichte sich im Geiste des Volkes spiegelt, wie ein Gedächtnis des Vergangenen, genährt von treuer Überlieferung und eigenmächtiger Ausgestaltung des Empfangenen, besteht und sich wandelt und wuchert, wie auch von unmittelbarem Eingreifen Gottes in das Leben der Menschheit und der einzelnen gedacht wird. Wichtiger noch ist, den Hintergrund religiöser, sittlicher, ästhetischer Anschauungen der Gesellschaft zu kennen, auf dem das Tun und Lassen des einzelnen steht, sei es in Übereinstimmung mit ihm, sei es durch scharfen Gegensatz sich abhebend: die Tiefe, bis zu welcher, die Reinheit, in welcher die der überlieferten Religion, der Konfession entsprechende Weltanschauung das Leben einer bestimmten Gesellschaft durchdringt und beherrscht, den Wandel der einzelnen, das Verhalten zum Nächsten bestimmt; die herrschende Auffassung des ehelichen Lebens, die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern oder zwischen anderen Blutsverwandten; die vorwaltenden Gedanken über die Stellung der Frauen im Hause und im öffentlichen Leben und über die Liebe; die Gestalt, welche die Forderungen der Ehre angenommen haben; die Ideale, an welchen Manneswert, weibliche Liebenswürdigkeit, leibliche Schönheit jedes Geschlechtes, Schönheit künstlerischer Erzeugnisse gemessen werden; das Mass, in welchem man, auch dem Tierleben menschlichen Sinn, der leblosen Natur gestaltende Gedanken unterlegend, beidem sittliches oder ästhetisches Wohlgefallen oder Missfallen entgegenbringt, sich davon angezogen oder abgestossen fühlt. So manches andere könnte

hier noch angeführt werden, was ein Schriftwerk als im Gedankenschatze seiner Leser vorhanden voraussetzen mag, woran es nur leise zu erinnern braucht, ohne darum weniger lebendige Vorstellungen zu wecken; es kann je nach der litterarischen Bildung der Gesellschaft, an die es sich wendet, eine Menge älterer Schriftwerke nach Inhalt, ja nach Wortlaut als ihr vertraut annehmen und darf darauf zustimmend, wiederholend, vergleichend, widersprechend, parodierend hinweisen. Dante darf unbedenklich den an sich in seiner Kürze etwas dunkeln Ausdruck *tetragono ai colpi di ventura* brauchen; das Bild, das zu Grunde liegt, von dem Würfel, der jedesmal sich grad aufstellt, wie immer man ihn werfen mag, ist seiner Zeit geläufig, wie z. B. das achtzehnte Kapitel Fra Paolinos zeigt, wenngleich nur besonders gelehrte Leute wissen, wo es herstammt. Von Crestien borgen spätere Dichter nicht bloss die spitzfindigen Reden über den Liebespfeil (dieser selbst ist, wie Amor, Fama, Fortuna, Mors und ähnliche Gestalten, eine weit ältere, zu allgemeiner Verfügung stehende Fiktion), sondern eine Menge anderer Verse werden wörtlich wiederholt, manchmal als unbewusste Reminiscenzen, oft aber auch in beabsichtigter, darum doch nicht unredlicher Neuverwendung. L. Pulci, Bojardo, Ariosto, Folengo und andere bis herunter auf neueste Spassmacher verflechten Dantesche Verse in die eigenen und erreichen oft durch den Kontrast zwischen der Umgebung, in der sie jetzt, und der, worin sie ursprünglich stehen, höchst komische Wirkung. T. Tasso (aber er in nicht höherem Masse als unzählige andere) liest aus den epischen und anderen Dichtungen des Altertums an anziehenden Situationen, an einzelnen hübschen Erzählungszügen, an Bildern und Vergleichen zusammen, was irgend seinem *Goffredo* zu passendem Schmucke gereichen kann; er will damit durchaus nicht Unkundige täuschen, sich für einen Erfinder ausgeben, wo er es nicht ist, vielmehr rechnet er gerade auf Leser, die den Ursprung jener Dinge kennen und ihm für deren glückliche Erneuerung Dank wissen. Wer das berühmte *Moi* von Corneilles Medea I 5 nachgebildet hat[1], wollte meistens an dieses erinnern und glaubte die Vergleichung nicht scheuen zu müssen. Nicht anders verhält es sich mit Sprichwörtern; auch sie sollen als das erkannt werden, was sie sind, als in bestimmter Form vorgefundene Urteile, auf die man sich als auf etwas durch Alter und allgemeine Zustimmung Beachtungswertes berufen darf, oder denen widersprechen einer weit verbreiteten Meinung entgegentreten heisst.

Es kann zu vollem Verständnis des Schriftwerks auch die Kenntnis der besonderen Umstände erforderlich sein, unter denen es entstand, persönlicher Beziehungen, in denen der Verfasser lebte, gleichzeitiger Ereignisse politischer oder litterarischer Art, insofern auf dergleichen in dem Werke vielleicht hingewiesen ist, der Autor erkennen lässt, wie er sich dazu stelle, ohne dass er doch bei seiner Gewissheit, von den Zeitgenossen jedenfalls verstanden zu werden, nötig erachtet hätte, sich darüber einlässlich auszusprechen. Schon die Trobadors haben vielfach selbst mündlich die Verhältnisse dargelegt, die die Voraussetzung für dies oder jenes Lied bildeten, in einige Liederbücher sind mit dürftigen biographischen Notizen zugleich die «*razós*» mancher, leider lange nicht aller der Gedichte eingetragen, für die man sie haben möchte; Dante giebt in der *Vita nova* das Entsprechende selbst; bei Petrarca reicht «*in morte*» oder «*in vita*»[2] meist völlig aus, ja ist gewöhnlich nicht einmal nötig; für seine

[1] Wie z. B. Voltaire in *Adélaïde du Guesclin* III 7 oder Ponsard in *Lucrèce* V 3.
[2] Teilüberschriften, die übrigens gar nicht einmal auf ihn zurückzugehen scheinen.

politischen Stücke aber muss man durchaus nach den in den Zeitverhältnissen gegebenen Voraussetzungen forschen und hat es oft zu beklagen, dass nicht früher daran gedacht worden ist, uns darüber aufzuklären[1]. In der Renaissance haben die Dichter, belehrt durch die Erfahrungen, die sie an Werken des Altertums gemacht hatten, und in freundlicher Fürsorge für die Nachwelt eher das erforderlich Scheinende getan, nur dass der Philologe oft auch dem mit Teilnahme sich nähert, was die alte Zeit selbst nicht für wertvoll genug hielt, um es kommenden Geschlechtern zu kommentieren. Béranger hat zu einem Teil seiner Lieder recht willkommene Anmerkungen verfasst, die über Beziehungen auf gleichzeitige Vorgänge aufklären; für Giusti haben andere sich dieser Mühwaltung unterzogen. Von den Gedichten V. Montis, H. A. Barbiers, V. Hugos ist sehr viel ohne Hinblick auf gleichzeitige Vorgänge im politischen Leben nicht zu verstehen. Anderwärts können Kämpfe zwischen entgegengesetzten künstlerischen Richtungen, kann ein Wandel des herrschenden Geschmacks einen Schriftsteller zu ausdrücklicher Aussprache an seine Zeitgenossen in Vorreden, Kritiken, Streitschriften veranlasst oder doch an einzelnen Stellen seiner Werke Spuren hinterlassen haben; auch hier ist für volles Verständnis zu sorgen. So wenn Trobadors sich zustimmend oder ablehnend über die neue Mode des dunkeln Dichtens äussern, wenn Dante in wenig Worte zusammenzufassen sucht, worin das Kennzeichnende für den *dolce stil nuovo* liege, wenn Cervantes sich über die Wirkung der Ritterromane, über die Unnatur der Schäferdichtung, die Rohheit der Mittel auslässt, mit denen die Bühnenkunst anzulocken sucht, wenn Régnier sich gegen Malherbes unbillige Forderungen auflehnt, Molière der Preziosität spottet, Musset sich für die Freiheit wehrt, Hiate anzubringen oder gelegentlich anders als reich zu reimen.

3. Hat die Interpretation alles einzelne ins reine gebracht dergestalt, dass der Leser dem gesamten Verlauf der Rede mit gleich vollem Verständnis Schritt vor Schritt zu folgen vermag, wie der Verfasser es von seinem ersten Leserkreis erwarten durfte oder zu dürfen meinte, so hat die philologische Deutung das Denkmal immer noch als Ganzes ins Auge zu fassen, den einen Grundgedanken oder die Mehrheit sich verbindender Gedanken zu erkennen, die darin ihre sprachliche Verkörperung finden. Es ist aufzusuchen, ob etwas, und was die Folge aneinander gereihter Äusserungen zu einer Einheit verbindet, wo das Wesentliche, Beherrschende des Inhaltes liegt, was nur Vorbereitung, Vermittelung, Abschweifung, Ausklingen einer Grundstimmung ist, wie also das Ganze dem rückwärts gewandten Blicke sich gliedert; welche festgehaltene Gemütsverfassung oder welche Wechsel der Stimmung im Verlaufe des Werkes sich kundgeben; welche Wirkung auf Hörer oder Leser von ihm zu erwarten ist, und worauf diese sich gründet.

Auch das wird vollständige Auslegung des litterarischen Werkes ins klare zu bringen sich nicht entschlagen können, was der Verfasser seinen ersten Lesern in seinen Worten zwar nicht unmittelbar mitteilte, wohl aber sie daraus als seine Meinung wollte erraten, erschliessen lassen. Sicher gehört zur vollen Interpretation eines der alten provenzalischen Rätsel ausser einer richtigen Deutung seines Wortlautes auch die Lösung der darin gestellten Aufgabe, zur Auslegung einer Fabel auch die Ermittelung

[1] Man denke an die Streitigkeiten, die sich an die Canzone *Spirto gentil* knüpfen; aber auch Gedichte, die mit politischen Verhältnissen in keinerlei Zusammenhang stehen, wie etwa das Sonett *Quand'io v'odo parlar* haben zu den verschiedensten Annahmen hinsichtlich des Vorauszusetzenden Anlass gegeben.

der vom Dichter vielleicht nicht unmittelbar bezeichneten Vorgänge im menschlichen Leben, davon sie ein Bild sein soll, zur Erläuterung der Allegorie das Feststellen dessen, was der Verfasser in ihr Gewand eingeschlossen hat. Verschiedene Arten von Sinn, die nach Dantes Ausführung (zu Anfang des zweiten Buches des *Convivio*) hinter dem buchstäblichen gefunden werden können, aber keineswegs überall, noch auch immer alle zugleich gesucht werden dürfen, sind von ihm ganz angemessen, wenngleich nicht die Fülle der litterargeschichtlichen Tatsachen erschöpfend, unterschieden: allegorischen Sinn, d. h. einen für wahr gehaltenen Gedanken, eingekleidet in eine Fiktion, haben wir in der Fabel im engeren Sinne immer, haben wir natürlich in Dantes Komödie, haben wir im Roman von der Rose zu suchen; moralischem Sinne d. h. Gedanken, die der Verfasser dem von ihm Erzählten entnommen zu sehen wünscht, damit sie auf die eigene Lebensführung der Leser bestimmend einwirken, haben wir wenigstens da nachzugehen, wo der Autor sich zu derartiger Absicht ausdrücklich bekennt, wie es Cervantes in seinen *Novelas*, Daudet in seiner *Sapho* tut; anagogischen Sinn, d. h. Gedanken abstrakter Natur, für die der Verfasser das von ihm vorgetragene konkret Wahre als Symbol will genommen wissen, werden wir selten erst zu suchen haben; er wird immer mindestens angedeutet sein, wo er überhaupt in ein Kunstwerk gelegt ist. Im Unterschied von der schon berührten Neigung älterer Zeit, die Interpretation dadurch möglichst nutzbringend zu machen, dass an verwendbarem Wissen, aber auch an durchaus nicht hergehörigem Tiefsinn so viel wie irgend anging ihr einverleibt wurde, und frei von der daraus sich natürlich ergebenden Täuschung, als sei aus dem Texte immer noch ganz anderes herauszuschlagen, als unbefangener Sinn darin finden kann, tritt philologische Deutung mit aller Entschiedenheit dem Versuch entgegen, im litterarischen Kunstwerk weitere Gedanken zu finden, als die sein Schöpfer unverkennbar darin zum Ausdruck gebracht hat, und das mit ihm auf annähernd gleicher Bildungshöhe stehende Publikum, an das er sich wandte, darin hat finden können und müssen. So begreiflich das Bestreben ist, einen Dichter, dessen mächtige Persönlichkeit bewältigt, der aber nach dem innersten Kern seines Wesens und Trachtens doch fremd geblieben ist, zum Genossen eigener Träumerei umzuwandeln, für eigene Parteileidenschaft zum Herold zu gewinnen, so wahnwitzig muss doch die Umdeutung Dantes (und dann gleich auch noch der ihm nach Zeit und Tätigkeit näher stehenden Dichter) erscheinen, zu der Gabriele Rossetti und Aroux[1] sich einmal verstiegen haben. Wenn ein Dichter, wie Chapelain in der Vorrede seiner *Pucelle* tut, sich ausdrücklich dazu bekennt, dass sein Werk eine Allegorie sei (Dante würde in solchem Falle eher von anagogischem Sinne gesprochen haben) und den darin liegenden tieferen Sinn selbst erschliesst, so gehört der Doppelsinn ja unzweifelhaft zu dem von dem Dichter Gewollten, und wir dürfen und sollen zusehen, wie Kern und Hülle sich zueinander verhalten. Aber schon bei T. Tasso, der Chapelains Vorgehen verschuldet haben mag, tut es nicht not, sich um einen tieferen Sinn des Epos zu kümmern, wenn er gleich in seinen Briefen bezeugt, dass er auch hierfür gesorgt habe; sagt er doch zugleich, der Gedanke daran sei ihm erst nach Vollendung der ersten Hälfte seines Werkes gekommen, und er sei bereit, durch einen kundigen Freund einen theologischen statt des von ihm nachträglich hineingelegten politischen Sinnes ausfindig machen zu lassen, der dem Werke die von vielen geforderte höhere Bedeutung

[1] Ferrazzi, *Manuale dantesco*, Bassano 1871, IV 94.

verleihen möge. Seine Leser so wenig wie Ariostos sahen in den «Allegorien», mit denen Verfasser wie dort oder Herausgeber wie hier die einzelnen Gesänge ausstatteten, etwas anderes als eine Spielerei, an der man sich nebenher erfreuen mochte, keinesfalls das, um dessenwillen die Dichtung da wäre. Dieses ganze nachträgliche Ausdeutungsverfahren war auch nur durch die ruchbar gewordene Tatsache veranlasst, dass Plato und die Stoiker Entsprechendes am Homer vorgenommen hatten (Zeller, Philosophie der Griechen III 1, 301), und vielleicht ausserdem durch den Versuch, der in ähnlicher Richtung durch Fulgentius an der Aeneis im sechsten Jahrhundert angestellt worden war (Ebert, Allgem. Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande I^2 480) und den an ihr später Petrarca und noch später Landino wiederholt hatten.

In anderen Fällen kann es sich fragen, ob umgekehrt hinter einem vielleicht nur scheinbar Allgemeineren, Typischen, das ein Dichterwerk vorführt, ein Besonderes, Tatsächliches, Konkretes stecke, das der Dichter wolle erraten lassen, indem er durch irgend welche Gründe bestimmt sei, von unumwundenem Aussprechen dessen, was er meine, abzustehen. Vielleicht will er in der Tat einen Mächtigen, der ihm zuwider ist, zum Gegenstande des Spottes, der Verachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt machen; es scheint ihm aber ratsam, ihn nicht zu nennen, vielmehr eine anders benannte, vielleicht anderer Zeit, anderem Lande angehörige Person zu schildern oder auf die Bühne zu stellen, die er sich begnügt mit so viel jenem Gehassten abgenommenen Zügen auszustatten, dass jeder Kundige der Ähnlichkeit sofort inne wird, und diese Person nun ihre ganze Lächerlichkeit oder Niedertracht «ausleben» zu lassen. Ein anderer verfährt etwa entsprechend, um plumpes Lobpreisen, das unerwünscht sein könnte, durch feinere Huldigung zu ersetzen. Andererseits kann jedoch dem Schriftsteller, trotzdem dass ein Typus als solcher ihm zuerst bei der Begegnung mit einer bestimmten Person, ein im Menschenleben stehender Vorgang als stehend vor allem bei einem bestimmten Erlebnis bewusst geworden ist, jede Absicht fern liegen, gerade jenen Menschen, jene Begebenheit darzustellen, und kann es Wirkung des Zufalls oder doch unbeabsichtigt sein, dass, was er bietet, seine ersten Leser erinnert hat oder die Nachwelt noch erinnert an bestimmtes einzelnes, was ihm vorgeschwebt haben könnte. In dem Werke weiteres zu suchen, als was es unzweifelhaft ausspricht, können nur eigene Andeutungen des Verfassers oder das Vorhandensein solcher Züge ein Recht geben, die bei dem zunächst sich ergebenden Sinn des Ganzen unverständlich bleiben, dagegen bei der Annahme eines geheimen Sinnes angemessen erscheinen. Dass Cervantes den einzelnen Schäfern seiner *Galatea* (auch hierin den Italienern oder den Alten folgend) einige Züge geliehen hat, die den Personen des Verfassers und befreundeter Dichter entnommen sind, unterliegt keinem Zweifel. Gleiches gilt von manchen der grossen Helden- und Schäferromane der Spanier und der Franzosen im 16. und im 17. Jahrhundert. Aber die Charakterbilder La Bruyères mit einem der zahlreichen «Schlüssel» in der Hand zu lesen, oder sich auf den Genuss von Paillerons «Kreisen, wo man sich langweilt» durch Einziehen von Erkundigungen über die vorgeblichen Originale vorzubereiten, bringt keinerlei Gewinn. Die mancherlei Deutungen auf geschichtliche Personen und Ereignisse, mit denen man auch Rabelais' Werk heimgesucht hat, sind gleichfalls von höchst zweifelhafter Berechtigung.

Die litterarhistorische Kritik, die ermittelt (freilich nur auf Grund auch hermeneutischer Arbeit ermitteln kann), inmitten welcher Erscheinungsreihen das einzelne Denkmal seine Stelle hat, woran es also zu messen, womit

zu vergleichen ist, inwiefern es einer Gattung angehört, oder als ein durchaus Eigenartiges gesondert dasteht, tritt schliesslich mit der im Vorstehenden gekennzeichneten Gesamtcharakteristik zusammen, und es ergiebt sich aus der gleichzeitigen Erwägung des von beiden Seiten Erreichten, was zu Überkommenem das Denkmal an Neuem, Eigenem hinzugebracht hat, worin und wie hoch es sich über den Durchschnitt verwandter Leistungen erhebt, ob es im Verhältnis zu vorangegangenen Arbeiten seines Verfassers weitere Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit bezeichnet, und in welcher Richtung eine solche liegt, ob und welche Keime nachfolgender Entwickelung in ihm zu erkennen sind, kurz seine Bedeutung für die Litteraturgeschichte.

II. ABSCHNITT.

DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.

C. METHODIK DER LITTERATURGESCHICHTLICHEN FORSCHUNG.

VON

ADOLF TOBLER.

Es ist mit dem Verfahren, das man im Vorstehenden zu kennzeichnen versucht hat, alles das festzustellen möglich, wovon eines Denkmals Platz und Rang in der Litteraturgeschichte abhängt; und wären nur erst auf dem angegebenen Wege für alle Denkmäler, die in den Bereich einer geschichtlichen Darstellung gezogen werden sollen, alle Fragen sicher beantwortet, die man an Kritik und Hermeneutik zu richten befugt ist, so bliebe für litterarhistorische *Einzelforschung* nicht mehr viel zu tun übrig, um so mehr freilich für litterarhistorische Zusammenfassung und *Darstellung*. Einige Arbeit freilich auch noch für die erstere. Denn, wie jene sichere Beantwortung noch lange nicht gewonnen sein wird, so steht auch bei weitem nicht fest, ob selbst nur das Vorhandensein alles dessen bekannt ist, was für den Entwurf einer Geschichte in Betracht kommen kann und der Untersuchung zu unterwerfen wäre. Nimmer wird die Durchforschung der bekannten und das Spüren nach unentdeckten Fundstätten litterarischer, gedruckter oder handschriftlicher Denkmäler ruhen dürfen. Sind schon das Vorhandensein solcher Stätten, ihre Bildung, ihre Schicksale, die besondere Art jeder einzelnen, wie auch Buchwesen und Buchhandel jeder Zeit, ein nicht unansehnlicher Teil des litterarischen Geschehens oder doch von hoher Bedeutung für dessen Verständnis, so ist von angelegentlicher Beschäftigung mit ihnen am ehesten Mehrung unseres Besitzes an Denkmälern zu hoffen. Aber auch wenn wir gewiss wären, dass unserer Kenntnis sich nichts mehr entzöge von dem, was als Inhalt von Wissen, Wollen, Fühlen der Vergangenheit in schriftlicher Aufzeichnung vorhanden ist und täglich hinzuwächst, so würde doch immer noch sich fragen, wie viel davon *Gegenstand litteraturgeschichtlicher Darstellung* werden darf und soll. So wichtig manches Schriftstück aus

alter Zeit für die Geschichte der Sprache, des Staatswesens, der Wirtschaft, der Gewerbe erscheinen mag, der Litteratur wird es bloss darum noch nicht zuzuweisen sein. Glossen, Zolltarife, Vorschriften für Zunft- oder für Ordensmitglieder, Urkunden über Kauf und Miete, Verzeichnisse von Abgabenpflichtigen eines Klosters und ähnliches wird man zu der Litteratur nicht rechnen wollen. Aber die Scheidung des Zugehörigen vom Aussenliegenden ist nicht immer leicht zu ziehn, und unter allen Umständen wird, wer zur Darstellung zu schreiten gedenkt, sich wenigstens mit sich selbst darüber zu einigen haben, was und was nicht er der Betrachtung zu würdigen habe. Kochbücher z. B. werden im ganzen ausserhalb des Bereiches liegen, so bedeutsam die Tatsache ist, dass zu Zeiten Kundige ihre Mitmenschen auf die Fülle des Essbaren und auf die Mittel und Wege hinweisen, die Einnahme der Speise von der blossen Stillung eines Bedürfnisses zu einem edeln Genusse zu erheben. Wer aber im Gedenken unvergesslicher Höhenpunkte des Daseins, auf die ihn die Kochkunst geführt hat, mit schmunzelnder Begeisterung davon berichtet, warmherzig lehrt das Erdenleben sich und anderen auf gleiche Weise zu verschönen und dabei mit dem Geschick eines Brillat-Savarin jede Eintönigkeit, jeden schwerfälligen Ernst zu vermeiden versteht, den wird man aus der Litteraturgeschichte nicht wegweisen wollen. Lehren, wie man den Kalender macht, erklären oder doch begreiflich zu machen suchen, warum der Mond uns gefleckt erscheint, sind Aufgaben, von denen man glauben möchte, sie lägen nicht innerhalb des Kreises, in dem das Wirken der Litteratur sich hält; und doch kann der eine wie der andere Gegenstand das Gemüt des Gelehrten dermassen erwärmen, es kann der Gedanke, was bisher nur wenigen vertraut gewesen, allen zu erschliessen, einen Einblick in ewige Ordnung und wunderbares Wirken allen zu eröffnen, ihn dermassen über sich selbst erheben, dass künstlerische Redeweise die durchaus angemessene wird. Darauf wird es schliesslich zumeist ankommen, dass in einer mit Überlegung gewählten Form, der man das Vermögen auf weitere Kreise mächtiger zu wirken zutraut, man lebhaftem Gefühl, froher Zustimmung, erregter Abweisung, staunender Bewunderung, teilnehmender Ergriffenheit Ausdruck giebt, in der Absicht, verständnisvollen Widerhall zu wecken, oder dass den Willen anderer zu bestimmen oder Erkenntnis zu verbreiten gesucht wird, aber nicht durch blosse kühle Anrufung des Verstandes, sondern statt ihrer oder doch neben ihr durch Wecken gemütvoller Beteiligung, durch Erregen des Wohlgefallens an einem dem Denken des Hörers oder Lesers gewiesenen Wege oder an einem auf diesem zu erreichenden Ziele. Noch manche andere vor Inangriffnahme der eigentlichen Aufgabe zu erledigende Frage kann Beantwortung heischen. Gehören z. B. die Übersetzungen in die eigne Sprache, die einem Volke von Schriftwerken eines andern dargeboten und bei ihm aufgenommen worden sind, auch seiner Litteraturgeschichte zu? Gewiss nicht in gleichem Sinne, wie derjenigen des Volkes, aus dem die Originale hervorgegangen sind. Aber für eines Volkes Geistesgeschichte ist ohne Zweifel von hoher Bedeutung, ob, wann und von woher es versucht hat, dem heimischen Gedanken- und Formenschatz Bereicherung zu gewinnen, und ob und worin solches Tun sich spürbar macht. Nicht jeder litterarische Zuwachs aus fremdem Geistesleben braucht grade in geschriebenen Übersetzungen sich zu bezeugen; auch ohne diese ist Vertrautheit mit der redenden Kunst des Auslandes, ihre befruchtende Aufnahme gar wohl denkbar und oft genug dagewesen. Aber je freudiger solche Aufnahme ist, um so mehr drängt sie zu unmittelbarer Nachbildung in der eigenen

Sprache, und je besser diese gelingt, um so tiefer und breiter wird hier wieder die Wirkung bei dem lernenden Volke. Im Ringen aber mit dem Vorbilde, im Versuche treuer Wiedergabe gewinnt die Sprache neue Ausdrucksmittel, Geschmeidigkeit, Fülle, Dinge, die einmal erlangt, nicht mehr verloren gehn und auch der Formung durchaus eigener Gedanken zu gute kommen, wie denn aus den heutigen Sprachen Europas sich gar nicht mehr hinwegdenken lässt, was ihrer jede, sei es der heiligen Schrift, sei es den Werken des griechischen und des römischen Altertums, ganz abgesehen von allen Fremdwörtern, verdankt. Überhaupt ist die Betrachtung der Sprache nach ihrem bleibenden Wesen und nach den Arten der Ausbildung, die ihr geworden ist, mit ein Gegenstand der Litteraturgeschichte. Für welchen Reichtum an scharf gesonderten Vorstellungen, für welche Arten der Beziehungen unter ihnen stellt sie unzweideutigen, leicht erkennbaren, einheimischen und daher allgemeinverständlichen Ausdruck zur Verfügung? in welchem Masse sind tatsächliche Wörterverwandtschaften leicht erkennbar geblieben, und sind mancherlei Vorstellungsassociationen dadurch nahegelegt? inwiefern macht ihre Beschaffenheit sie zu gewissen künstlerisch verwendbaren Klangwirkungen geeignet? ist sie in weitem Umfange allen Volksgenossen vertraut, oder hat sie unter Umständen vor Mundarten zu weichen, denen künstlerische Pflege vielleicht auch nicht vorenthalten ist? hat die Sprache im Laufe ihres Bestehens solche Wandlungen erfahren, dass den jüngern Geschlechtern die Erzeugnisse ihrer Vorfahren nicht mehr verständlich sind, oder kann die Gegenwart ohne Schwierigkeit zum Genusse dessen zurückkehren, was frühere Zeiten an Bestem hinterlassen haben? All dies kommt für die Kennzeichnung und die Schicksale einer Litteratur nicht minder in Betracht, als für die Stellung des einzelnen in ihr die Frage, inwieweit er über die zu Gebote gestellten Ausdrucksmittel wirklich herrscht und sie zu künstlerischen Zwecken zu verwenden Neigung hat und geschickt ist.

Hat hier die Untersuchung von Denkmälern auszugehn und sie von neuem Standpunkte zu betrachten, die zuvor kritisch und hermeneutisch bearbeitet sind, so sollte anderwärts über Dinge Aufschluss gegeben werden, für die es an klar fliessenden Erkenntnisquellen gebricht. Es sind das namentlich die Anfänge, die ersten Regungen gewisser künstlerischer Bestrebungen, die Hand in Hand gehn mit Neuerungen im Gedankenleben der Völker. Wir sehn dergleichen oftmals mit einer Macht hervortreten und mit solcher Sicherheit seine bestimmte Form finden, dass wir uns des Gedankens nicht zu erwehren vermögen, es müsse, ohne für uns durch deutliche Spuren bezeugt zu sein, eine länger andauernde Entwicklung jenes Hervorbrechen vorbereitet haben, wäre sie auch auf dem Boden eines fremden Volkes vor sich gegangen. Hier wird oftmals die politische Geschichte Möglichkeiten der Übertragung nachzuweisen imstande sein. Man weiss, wie leicht Übersiedelung fremder Herrschergeschlechter, Vermählungen mit Töchtern aus ausländischen Fürstenhäusern, gemeinschaftliche Kriegszüge, Versetzungen von Kirchenfürsten in neue Umgebung Anlass zur Verbreitung neuer litterarischer Sitten und Moden geworden sind. Aber über das Anerkennen von Denkbarkeiten möchte man doch gern hinausgelangen, und man beruhigt sich nicht leicht dabei, schwierige Antworten den Bebauern eines anderen Studiengebietes zuzuschieben, die diese zu geben vielleicht ebensowenig imstande sind. Solchen Fragen, wie etwa der nach dem Ursprung und der ersten Heimat der Dichtung des höfischen Frauendienstes, nach dem Zusammenhang des «geteilten Spieles» mit den Diskutierübungen der mittelalterlichen Schule, nach der Vorbereitung der Laissen-

dichtung durch bisher unauffindbar gebliebene, unmittelbar nach dem Geschehnis entstandene kurze Lieder und dergleichen, kann man auch noch die nach den Gründen der ersten schriftlichen Verwendung der romanischen Sprachen neben oder an Stelle der lateinischen zugesellen oder die nach den Ursachen, aus denen die starken zeitlichen Abstände sich erklären, in denen dieser folgenschwere Schritt bei den verschiedenen Völkern getan worden ist.

Aber auch wo die Litteraturgeschichte nicht mehr schwer erfassbaren Regungen, geheimnisvollen Zusammenhängen gegenübersteht, sondern die Fülle der kritisch gereinigten und im einzelnen verstandenen Werke redender Kunst zum Gegenstande nimmt, ist ihr Ziel doch ein wesentlich anderes als das der Philologie im engeren Sinne. Ihr kommt es auf den zusammenhängenden Verlauf des litterarischen Geschehens an, einen Verlauf, für welchen die einzelne Erscheinung als erreichter Höhepunkt einer Bewegung und zugleich als Ausgangspunkt späterer Strahlungen besondere Bedeutung haben mag, jedoch im Grunde nicht wichtiger ist als das, wodurch sie vorbereitet ist, und als das, was durch sie — und daneben freilich noch durch manches andere — in seinem Werden verständlich wird. Denn nicht mit litterarischem Geschehn allein steht litterarisches Geschehn in Zusammenhang als mit Ursache oder Wirkung, sondern zu kaum zählbaren anderen Dingen steht es in nicht minder engem Bezug, wird durch anderes sei es geradezu ins Dasein gerufen, sei es in seiner besondern Art bestimmt und gerichtet, in seiner Wirkung auf Mit- und auf Nachwelt hier gehemmt, dort gefördert; und wenn Menschen sich daran machen sich über das gesamte litterarische Geschehn Rechenschaft zu geben, so kann leicht die Bedeutsamkeit des Einzelnen ihnen weit mehr in dem zu liegen scheinen, wodurch, als Wirkung oder als Antrieb, es zu ganz anderem als zu litterarischen Vorgängen in Zusammenhang steht.

So hat denn, wer litterarhistorischen Verlauf erkennen und verstehn, auch nur eine kurze Strecke, ja bloss einen Punkt desselben geschichtlich richtig erfassen möchte, nach den verschiedensten Seiten auszublicken, wenn ihm nichts entgehn soll von allem, was als wesenbestimmendes Element darin beschlossen ist. Er wird die leibliche und die geistige Anlage des Volkes bedenken, die einer gedeihlichen Entwicklung nach einigen Seiten hin Vorschub leisten mag, nach andern ihr vielleicht Schranken setzt. Er wird erwägen, wie die jeweilen erreichte Stufe staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung litterarische Tätigkeit bestimmt, ob dieser nur auf einzelne Stände zu wirken gestattet oder aber ihr die Möglichkeit gewährt ist, sich an ein gesamtes Volk zu wenden; ob freie Aussprache noch nicht herrschender Gedanken gefährlich werden kann; ob ein gewaltiger Grossstaat auf national gesonderten Bevölkerungen lastet, ungehemmte Entwicklung einzelner nicht aufkommen lässt, oder es wenigstens nicht begünstigt, dass die Sonderart einzelner Landesteile sich frei entfalte. Nicht minder wichtig wird erscheinen, wie ein Volk sich in religiösen Dingen verhält, ob gemeinsame Vorstellungen zwanglos die Heimatgenossen vereinigen, oder ob Priesterherrschaft in jedem Gelüsten nach Sonderung und in der Versäumnis vielleicht sinnlos gewordener Förmlichkeiten eine strafbare Verschuldung erblickt. Hier haben mehr, dort weniger die bildenden Künste den Sinn für Ebenmass, für charakteristische Form und Bewegung, für Schmuck des Daseins geweckt, Musik den für Wohlklang und für rhythmisch Gefälliges verfeinert. Wissenschaft kann die Geister von dem dumpfen Drucke beunruhigenden Wahnes befreien und in ihnen ein frisches Selbstvertrauen nähren. Dazu kommt manches, was sich mehr äusserlich vollzieht, aber

in das Gedankenleben auf das mächtigste eingreift: Kriege um das eigene nationale Dasein steigern das Bewusstsein der Volkseigenart und bewirken festen Zusammenschluss der Heimatgenossen und herzliche wechselseitige Teilnahme in Freud und Leid. Schrift, Druck, Buchhandel lassen das Wort des einzelnen Mannes weit hinaus dringen und wecken Widerhall in abgelegenster Ferne, können auch ihm Unabhängigkeit schaffen von Gönnerschaften, die ihn beengen möchten. Leichter und lebhafter Verkehr von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil lehrt neue Möglichkeiten des Daseins kennen, vielleicht lockendere als die gewohnten sind, vielleicht erreichbare, macht auch mit litterarischen Erzeugnissen vertraut, die nach Inhalt und Form den bisher geläufigen unähnlich sind, aber bei näherer Kenntnis auch den Ausländer ansprechen, gleichsam früher stumm gebliebene Saiten seines Gemüts zum Klingen bringen und ihm so eine Bereicherung des eigenen innern Lebens gewähren; und diese mag wieder zu selbständiger Äusserung antreiben, gerade wie der Verkehr mit weitab liegender Vergangenheit es oftmals getan hat. Es sind diese Dinge oben schon einmal berührt worden, dort aber, soweit sie für das Verständnis des einzelnen Werkes in Betracht kamen; hier mussten sie noch einmal zur Sprache kommen, insofern als sie, selbst in ewigem Flusse befindlich, in ihrem Zusammenhange neben dem Zusammenhange des litterarischen Geschehns, aber auf diesen stetig einwirkend, verlaufen und ihn erst voll verständlich machen.

Alles litterarische Geschehn, von dem wir überhaupt wissen, in einheitlicher Darstellung zusammenzufassen, könnte wohl die Mühe zu lohnen scheinen. Was von dem in litterarischer Richtung erfolgten Tun aller Völker, aller Zeiten in Erfahrung zu bringen wäre, würde immerhin eine wertvolle Anschauung von einem wichtigen Teil der in der menschlichen Natur gegebenen Anlage gewähren, zum mindesten gleich wertvoll, wie der Einblick in die Arten, wie Menschen hier und wie Menschen dort ihr Bedürfnis nach Ordnung ihres geselligen Lebens befriedigt, wie sie ihrem Verhältnis zu höheren Mächten Ausdruck gegeben, oder auch wie sie für ihres Leibes Nahrung und Schutz gesorgt haben. Es würde auch ohne Zweifel die vergleichende Betrachtung der Erzeugnisse dem Urteil über jedes einzelne zustatten kommen, Licht werfen auf den Zusammenhang zwischen Lebensbedingungen und Litteratur, auf die Ungleichheit der in ihr sich kundgebenden Anlagen, der Entfaltung überall in der Menschennatur liegender gleicher Keime, der Behandlung durch das Menschenleben gebotener gleicher Stoffe. Von Geschichte aber im engeren Sinne kann da die Rede nicht sein, wo kein Zusammenhang zwischen Früherem und Späterem, keine Fortbildung von Überliefertem erkennbar wird. Wohl aber liesse sich einheitliche Behandlung der litterarischen Tätigkeit wenigstens stammverwandter, dazu benachbarter und von ähnlichen Einwirkungen ergriffener Völker denken. Im allgemeinen pflegt die Litteraturgeschichte sich an je ein einzelnes Volk zu halten, es mit andern bloss da zusammenzufassen, wo kräftige Anstösse jenem oder mehreren gemeinsam von diesen gekommen sind (Bekehrung zum Christentum, kirchliche Erneuerung und Wiederaufleben der Kultur des Altertums, französische Revolution, Restauration). Auch bei solcher Beschränkung ist in manchen Fällen die Aufgabe immer noch gewaltig genug, um eine Teilung nahezulegen, wodurch in so oder so zu bestimmendem Bereiche ein sorgsameres Eingehn auf alle bedeutenderen Tatsachen und andererseits doch eine ruhigere Überschau über deren Gesamtheit möglich werde. Man scheidet also wohl zeitlich, indem man die Darstellung von Epoche zu Epoche, d. h. von einem Zeitpunkte erreichter Höhe, erneuten Anstosses zu einem andern

führt. Oder man scheidet räumlich, indem man die Arbeit je einer Provinz oder Stadt als etwas für sich Seiendes auslöst, wie das bei Völkern von weitgehender politischer Zersplitterung, wie etwa dem des älteren Italiens, sich gar wohl tun lässt und mit nicht geringem Nutzen für die Aufhellung der Einzelheiten geschehn ist. Oder man liest sich eine Gattung aus, da ja in der Tat innerhalb je einer Gattung die Förderung, die dem Neuen durch das Alte geworden ist, der Weg, den die Entwicklung genommen hat, besonders deutlich nachzuweisen ist, sei es, dass man dabei innerhalb des Schrifttums eines Volkes bleibe, oder, wo die Sache selbst es nahelegt, wie etwa beim Drama oder bei der Gattung des erörternden Dialogs, die Leistungen verschiedener Völker zusammenfasse. Grade bei den genannten beiden Gattungen, aber kaum weniger bei denen der Novelle oder der Tierfabel, vielleicht auch des Rätsels scheint diese Art der Aufgabestellung darum besonders naheliegend, weil hier, was die modernen Völker geleistet haben, auf identische Verhältnisse und Anstösse zurückführbar oder gar nur Weiterführung von fertig Überkommenem zu sein scheint, während ihrer einige in andern Gattungen kräftiger selbstschöpferisch sich erwiesen, mehr Eigenart an den Tag gelegt haben (provenzalischer Minnesang, französisches Volksepos, spanische Romanzen).

Wollte man nun von der Gattung ausgehend noch tiefer zum einzelnen und einzelsten herabsteigen, also etwa bis zum bestimmten Stoff, zur besondern Person oder Tat, die dramatisch oder sonstwie zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten dichterische Kraft in Tätigkeit gesetzt haben mag (die Atriden, Aeneas, Sophonisbe, Merope, das Erdbeben von Lissabon, Napoleon I.), so würde zwar ohne Zweifel ein sorgsames Vergleichen der Erzeugnisse zu Beobachtungen führen, die aus geschichtlichen Zuständen, aus Wandel des sittlichen Urteils oder des Geschmacks, aus Veränderung der umgebenden Verhältnisse zu erklären sein müssten; doch scheint dergleichen weniger in den Bereich der Litteraturgeschichte als in den der «individualen Charakteristik» zu fallen, von welcher oben gehandelt ist. Die Art, wie G. Keller eine mittelalterliche Marienlegende umwandelt, ist gewiss bezeichnend für die lächelnde Neugier, mit der er auch in einem abgeschmackten Buche blättert, und für den Mutwillen, mit dem er in die schlechte Kopie eines alten Bildes einen Blick und ein Lächeln des Mundes hineinzeichnet, die zwar ganz naturwahr, dagegen der Absicht des ersten Malers nichts weniger als gemäss sind, ist aber nicht bezeichnend für das ausgehende neunzehnte Jahrhundert, das jene Geschichten überhaupt auf sich beruhen lässt, sie gar nicht kennt noch kennen will; charakteristisch für die Gegenwart wäre höchstens, dass, wenn unverbildete Natur sich des Geschichtchens bemächtigt und es so verlaufen lässt, wie es *ihr* zusagt, kein verständiger Mensch daran ein Ärgernis nimmt, jeder vielmehr seinen Spass daran hat.

Auch die Lebensbeschreibung, die sich den einzelnen litterarisch wirksam gewesenen Menschen zum Gegenstande nimmt, scheint eher der Philologie als der Litteraturgeschichte anheim zu fallen. Jene will ja in dem Schriftwerk, in vielen Fällen wenigstens, die Bezeugung einer Persönlichkeit sehn und wird zu fragen haben, wie diese das geworden ist, als was sie sich darstellt, ob im Verlaufe ihrer litterarischen Betätigung ein Wachstum der Kraft, eine neue Wendung des Strebens erkennbar wird, welche Lehrer, welche Vorbilder, welcher Beistand von Genossen oder Widerstand von Gegnern, welche Schicksale, Berufspflichten, Reisen, überhaupt Lebensverhältnisse darin Spuren hinterlassen haben mögen, inwiefern des einzelnen Werkes Besonderheit es als Erzeugnis der einen oder der

andern Phase der persönlichen oder der künstlerischen Entwicklung seines Schöpfers erscheinen lässt. Dies alles sind Dinge von höchster Bedeutsamkeit und locken den Psychologen unwiderstehlich zur Untersuchung, können aber von der Litteraturgeschichte, wenn sie ihre eigentliche Aufgabe nicht aus den Augen verlieren soll, nicht im einzelnen verfolgt werden. So merkwürdig ihr der schaffende Einzelmensch ist, wichtig ist ihr doch vor allem die Kultur, in und aus der er erwachsen ist, die Einzelschöpfung wichtig, insofern sie für jene Zeugnis ablegt und sie wirksam ihren Urheber selbst überdauert.

Wohl aber gehört zu den Aufgaben der Litteraturgeschichte noch die Darstellung der äussern Formen, durch welche künstlerische Rede sich von gemeiner Mitteilung im Dienste des Augenblicks unterscheidet, sich selbst den Stempel des Gewählten, Bedachten, für einige Dauer Bestimmten aufdrückt. Die Mittel, die dazu dienen, die Rede zu «binden», sind zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten ungleich gewählt worden, und manches fordert hier sorgfältige Beobachtung, besonnene Erwägung. Man wird zu fragen haben, wie z. B. die Romanen dazu geführt worden seien, die Grundlagen des Versbaues ihrer römischen Kulturbringer mit neuen zu vertauschen; woran es liegen möge, dass andererseits auch die Prinzipien germanischen Versbaues bei ihnen kaum anders als in spärlichen Versuchen gewirkt haben; was zu der Herstellung eines durch Reim gebildeten Bandes zwischen zwei Versen oder zwischen den Versen grösserer kongruierender Gruppen geführt haben möge. Und so manches andere gehört hierher, was geschichtlich zu betrachten ist: das Heimischwerden ursprünglich landesfremder Versarten oder Strophenformen bei Völkern, die überhaupt ausländische Dichtung willig bei sich aufnehmen, also z. B. provenzalischer bei Italienern, italienischer bei Spaniern u. s. w.; die ausschliessliche oder doch bevorzugte Verwendung gewisser Formen für bestimmte Gattungen, auch wo eine besondere Angemessenheit nicht wahrnehmbar ist; die zeitweise sich einstellende Erschwerung der dichterischen Formarbeit durch wenig gerechtfertigte Forderungen, denen sich gleichwohl nachgiebig fügt, wer etwas auf sich hält; das Festhalten an gewissen Gesetzen des Versbaus und der Reimkunst zu Zeiten, wo diese bei verändertem Sprachstande im Grunde völlig sinnlos geworden sind.

Gilt von der Verskunst, dass sie Gegenstand der Litteraturgeschichte sei, so gewiss auch vom Stil. Man kann ja wohl sagen, er sei «die Art, wie das Tempo, die Linie, die Sphäre des Gedankenverlaufs je nach der Natur des zu Leistenden und nach persönlichem Wesen und Gemütsverfassung des schaffenden Subjekts in der Rede zum Ausdruck gelangen» [1], und danach könnte es scheinen, als ob Stil vorzugsweise am Einzelwerke oder doch am einzelnen Redekünstler zu erkennen wäre. Doch ist auch Stil grossenteils eine Sache der Überlieferung, eine Sache, die der einzelne übernehmen, in der oder in jener Sorte sich aneignen, mit vielen gemein haben kann, eine Sache, für deren Wahrnehmung manche Zeiten geübtere Organe besitzen und die sie höher bewerten als andere. Er hat wie anderes seinen geschichtlichen Verlauf und würde sich gleich gut in geschichtlicher Sonderdarstellung behandeln lassen wie etwa die Kleidertracht. Aber nicht minder angemessen wird von seinen Wandelungen in der Geschichte der Litteratur gehandelt.

Ein kurzes Wort zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch gestattet. Dem Leser der vorstehenden drei Bogen könnte scheinen, es nehme das,

[1] Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. CIII 244.

was über Litteraturgeschichte gesagt worden ist, im Verhältnis zu dem über Philologie Vorgetragenen gar wenig Raum ein, nicht so viel, wie jener um ihrer Bedeutung und Würde willen, um der geistigen Kraft und der Fülle von Arbeit willen gebühre, die sie von ihren Pflegern fordert. Hat solcher Schein sich ergeben, so kann dies nur darin seinen Grund haben, dass der Verfasser im Vergleich zu andern Beurteilern der Sache vielleicht einen grössern Teil des vom Geschichtschreiber zu Leistenden wie grundlegende Vorarbeit ansicht und den verschiedenen Gattungen der philologischen Kritik zuweist, als Aufgabe der Geschichtsdarstellung im engeren Sinne dagegen das gleich sehr künstlerische wie wissenschaftliche Auswählen, Zusammenfassen und Ordnen der durch jene ermittelten Tatsachen zu dem von Leben durchdrungenen Bilde einer Entwicklung, die dem Leser als geschlossenes Ganzes in glaubhaftem Ineinandergreifen von Ursachen und Wirkungen sich darstellen soll. Für die philologische Kritik wird sich Ziel und Weg in annähernd gemeingültiger Weise feststellen, eine Art Methodik also entwerfen lassen, unbeschadet der besonderen Art des Verfahrens, die durch die Lage jedes Einzelfalles erheischt sein mag. Der Litteraturgeschichte wird gleich bestimmt ein immer gleicher Weg nicht vorzuzeichnen sein. Schon bei der Vorarbeit wird sich allmählich die Erkenntnis aufdrängen, was auf alle Fälle in den Vordergrund zu stehen komme, was dagegen ohne Schaden ganz unbeachtet bleiben oder zurücktreten dürfe. Wie aber dem umfassenden und zugleich in die Tiefe dringenden Blicke unter den tausenden von wahrnehmbaren Beziehungen die entscheidenden erkennbar werden und dem wissenschaftlichen Denken der genetische Zusammenhang der Dinge sich offenbare, das dürfte jenseits des Lehrbaren liegen. Was hier zu fordern ist, das kann man in die geläufige Formel vom «besten Wissen und Gewissen» legen, wenn man unter jenem die sorgliche Feststellung der einzelnen Tatsachen, unter diesem die höchste Wahrhaftigkeit versteht, so viel «Voraussetzungslosigkeit», wie dem wissenschaftlich Strebenden überhaupt erreichbar ist. Was dazu weiter kommen muss, wenn das Gelingen verbürgt sein soll, das ist die ohne Zweifel der Ausbildung fähige, im Grunde aber auf Naturanlage ruhende Gabe lebendiger Anschauung für Geschichte und das Vermögen zu solcher Anschauung auch andern zu verhelfen. Litteraturgeschichte empfängt von Philologie (Kritik) den zubereiteten Stoff, mit dem sie arbeitet. Philologie verliert sich leicht in unfruchtbare Kleinkrämerei, wenn ihr die Strebungen der Litteraturgeschichte fremd bleiben und ihr die Massstäbe verloren gehn, mittels deren das geschichtlich Bedeutsame erkannt wird.